HN 1720 G

17° 50545.23.252

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN HARVEY TREAT

OF LAWRENCE, MASS.

CLASS OF 1862

M8884

Digitized by Google

Digitized by Google

Unter

Lebendigen und Todten.

Spaziergänge

in

Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz.

Von

Sebastian Brunner.

Zweite vermehrte Auflage.

Wien, 1863.

Wilhelm Braumüller

k. k. Hofbuchhändler.

Digitized by Google

Geog 4268,63,5

50545.23.25,2

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
OCT 7 1963

Druck von F. B. Geitler in Wien.

Digitized by Google

Vorwort.

Wenn in dem Gedenkbuche eines Wanderers ganz verschiedenartige Gegenstände neben einander stehen, so ist das ja auf der Wanderschaft auch der Fall. Was den Verfasser besonders angesprochen, das meinte er auch besonders besprechen zu sollen. Ueber das Passionsspiel in Oberammergau ist schon viel geschrieben worden. Hier findet die Darstellung vom Jahre 1860 ihre eigene Würdigung; wer aber bis zum Jahre 1870 lebt, dem mag vorliegende Beschreibung als ein nützlicher Wegweiser dienen; wer das Passionsspiel selbst gesehen hat, wird, wenn ihm dafür ein Sinn zu Gebote steht, die Schönheiten desselben sich gerne im Gedächtniß wieder auffrischen lassen; wer es nicht gesehen hat, dem soll hier die Art und Weise der Darstellung so nahe gestellt werden, daß er — wenn er ein Christ ist, sich daran erfreuen kann, sich aber auch darüber ein gesundes Urtheil bilden mag. Zudem sind in die vorliegende Beschreibung des Passionsspieles die pi-

Digitized by Google

kantesten Bemerkungen aus der bisherigen Literatur über diese höchst merkwürdige Erscheinung an den entsprechenden Orten eingewoben worden, wobei die Autoren anzuführen nicht vergessen wurde.

Außerdem finden sich in diesem Büchlein Schilderungen und Miniaturen verschiedenartiger Gegenstände und Personen aus Paris, Lyon, der Schweiz, Reims, Amiens, London, Windsor, Canterbury, Oxford u. a., wie sie dem Verfasser in den Jahren 1860, 1861 und 1862 untergekommen sind.

Jene Leser, denen die Schriften des Verfassers über Italien aus der Zeit, wo noch die Sonne des Friedens über das Land voll wunderbarer Herrlichkeit geleuchtet hat, genügt haben, werden in den vorliegenden Spaziergängen dieselbe Betrachtungsweise wiederfinden.

Wien, im Dezember 1862.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhalt.

Das Passionsspiel in Oberammergau 1860.

Seite

Fahrt von München nach Oberammergau 3
Im Münchner Friedhof 4
Murnau 13
Die Abtei Ettal 16
Ankunft in Oberammergau 25
Die Passionsspiele des Mittelalters 34
Die Hauptpersonen des Spiels im Jahre 1860 51
Die Finanzfrage 52
Schilderung des Theaters 60
Die Aufführung des Passionsspieles . . . . . .
1. Der Einzug in Jerusalem 65
2. Die Anschläge des hohen Rathes 84
3. Der Abschied zu Bethania 91
4. Der letzte Gang nach Jerusalem 100
5. Das heilige Abendmahl 108
6. Der Verräther 115
7. Christus am Oelberg 123
8. Jesus vor Annas 131
9. Jesus vor Kaiphas 136
10. Die Verzweiflung des Judas 143
11. Christus vor Pilatus 153
12. Christus vor Herodes 160
13. Die Geißelung und Dornenkrönung 163
14. Die Verurtheilung zur Kreuzesstrafe 168

Digitized by Google

Seite

15. Der Kreuzweg 182
16. Jesus auf Golgatha 186
17. Die Auferstehung 194
Schlußvorstellung 197
Zwischen Oberammergau und Paris 201
Hohenschwangau 207
Intermezzo 210

Bilder aus Paris.

1. Das Palais royal. Mühsame Wasservergnügen. Kleine Seefahrer. Turnübungen. Ein orthodoxer Perückenmacher. Goldschmiede. Ordenfabriken. Der Orden vom heil. Geist . 218
2. Reliquien Ludwig's XVI., Karl's X. und des Königs von Rom betreffend. Gewandreliquien Napoleons. Der Herzog von Reichstadt. Prachtliebe in Speisehäusern, kommunistische Blüthen. Stimmung der Proletarier 227
3. Hotel Cluny. Alterthümer. Molière's Kinnlade. Im Louvre. Verschiedene Bilder St. Denis 234
Versailles 244
Fontainebleau 250
Die Kirchen in Paris 257
Père la Chaise 267
Abelard und Heloise 270
La Morgue 277

Bilder aus London.

Verschiedenes 281
Greenwich Hospital 310
Die Thiergärten 319
Der Kristallpalast in Sydenham 330
Speisehäuser 343
Von den Dieben 354
Das britische Museum 362
Der Tower 374
Westminster 386

Digitized by Google

Neue Spaziergänge.

Seite

Die Souterrains des Pantheon 419
Klingende und verklungene Namen auf dem Père la Chaise 428
Montmartre und Montparnasse 447

Verschiedene Miniaturen aus Paris.

1. Ein Dessert nach einem Besuch des Père la Chaise . 451
2. Die vielfache Anregung der Gallerie des Louvre . . . 455
3. Die Hofmaler der Meeresbraut 456
4. Unblutige Vendetta eines Künstlers 457
5. Das Perpetuum mobile 458
6. Kleine Kanonen zur Verkündigung der Mittagszeit . . . 459
7. Wie es Einer dem Andern nachmacht 460
8. Der neue artesische Brunnen 461

Verschiedene Miniaturen aus Lyon.

1. Von Genf nach Lyon 463
2. Der Dom 464
3. D'Ainay und St. Nicier 466
4. Ein Nachmittagsgottesdienst in St. Bonaventure . . . 467
5. St. Irénée 470
6. Notre dame de Fourvières 471
7. Pracht und Reichthum in Lyon 473
8. Plätze und Springbrunnen 476

Im Vorbeigehen.

1. Luzern. Der Gantrufer 479
2. Schmied & Comp. in Luzern 480
3. Zofingern Studentenverbindung 481
4. Eine Schweizerlandschaftsstaffage 483
5. Die neue katholische Kirche in Bern 484
6. Ein Engländer in Interlacken 485
7. Die Terra excusiaca 489

Digitized by Google

Seite

8. Die Gerechtigkeitsgasse in Bern 490
9. Aus ist's mit der Idylle 491
10. Das letzte germanische Monument 494
11. Der heilige Stuhl in Genf 495
12. Kunstläden in Genf 496
13. Ausgliedern der Reformation 498
14. Ein Thermometer und Barometer 498
15. Dies Lob gehört der Katze 499
16. Was die Verfolgung nützt 501
17. Unbeschreibliche Stimmungen 503
18. Ein Stück Mittelalter 505
Das Millenarium (1861) in Einsiedeln 508
Erinnerungen an Beda Weber 514
Das Grab Beda Webers und Leichenreden 528
Die Krönungsstadt Reims 543
Windsor 547
Aus Canterbury 550
Aus Oxford 561
Londoner Bilder 579
Die Dichtergräber in Weimar 583

Das

Passionsspiel in Oberammergau

1860.

Fahrt von München nach Oberammergau.

In München hat Schreiber dieſes Anfangs September 1860 verſchiedene Spaziergänge voll trübſeliger Erinnerungen an vorübergegangene Tage und von der Lebensbühne abgetretene Leute gemacht.

Des alten Görres Haus in der Schönfeldſtraße mit dem melancholiſchen Garten vor demſelben beſuchte ich eigens. Die jetzige Bewohnerin, Marie Görres, des Alten Tochter (die ſeine politiſchen Schriften in fünf Bänden herausgegeben), war eben nicht in München. Eine Dienerin führte mich auf mein Verlangen in den Zimmern herum. Zu ebener Erde rechts das Speiſezimmer — wo ſich oft eine Elite von Münchener Gelehrten verſammelte. Im Mai 1846 habe ich eine Woche lang zum letztenmale an dieſen Abendgeſellſchaften theilgenommen.

Im erſten Stock der Salon. Hier noch der Ofen, an dem ich jeden dieſer Abende mit dem Hausherrn ſprach, während die andern in Gruppen zum ergötzli-

chen Gespräch beisammenstanden. Da war: Philipps, Döllinger, Lasseaux (gestorben am 9. Mai 1861), Aretin, Clarus, Höfler, Hanneberg u. a. Seither ist der alte Görres, seine Frau und sein Sohn Guido gestorben. Die Schriften des alten Görres sind wahre politische Vorsagen, man blättert in ihnen wie in Prophetenbüchern. Wie mit eisernem Griffel schrieb er in gewaltigen Zügen, was sein Seherblick geschaut.

Ich habe auch des Alten Grab besucht — es steht beim Eingang in den alten Friedhof links an der Wand. Er starb am 28. Jänner 1848. Es möge ein Nachruf auf den großen Mann, den der Schreiber dieses ein Jahrzehent nach seinem Tode verfaßte, hier einen Platz finden.

Im Münchner-Friedhof.

Am Todestage Görres 1858.

Welch' glänzende Versammlung, dort an dem Isarstrand,
Im größten Todtenfelde vom alten Baierland,
Viel Tausend sind begnadigt, mit einem Großkreuz hier;
Der Tod, der Ordensmeister, gab ihrer Brust diese Zier.

Den Lebenden dünkt freilich dies Ordenskreuz zu schwer,
Aus Eisen, Stein und Holz ist's — und golden nimmermehr,
Der Strick, den Sarg umschlingend — ist der wahre grand
Cordon
An dieser Schleife rollt es hinunter im dumpfen Ton!

Zwei Luſtra ſind entſchwunden, ſeit auf dem Todtenfeld
Vom Grabe ward verſchlungen ein edler deutſcher Held;
Es galt ihm Recht und Wahrheit als anvertrauter Hort,
Als Schwert in ſeinen Händen, ſchwang er das freie Wort.

Er war ein Held der Freiheit, ein Kämpfer für das Recht,
Ein erzgegoſſ'nes Standbild im tönernen Geſchlecht,
Ein Mann im Eiſenküraß — voll gold'ner Blumenzier,
Ein Goliath genüber — den Panzern aus Schreibpapier.

Der Mann war Joſeph Görres, er rief in Deutſchlands Schmach,
Am Rhein und an der Donau die ſchlummernden Völker wach;
Und als die Wage ſchwankte, im wechſelnden Kriegesſpiel,
Da ſank die Schale nieder — in die ſein Name fiel.

Er hat gleich einem Löwen, die Glieder ausgeſtreckt
Und durch ſein mächtig Brüllen den deutſchen Geiſt geweckt,
Der halb war eingeſchlummert im Frankenjoche ſüß,
Bis ſich des Löwen Stimme im Land vernehmen ließ.

Da zitterte der Boden bis weithin über den Rhein,
„Es kann die fünfte Großmacht mir ſchier der Görres ſein,"
So ſprach der Frankenkaiſer — erbittert — ob der Kraft,
Die aus der flachen Hand ihm — ein Heer von Feinden ſchafft.

Am Tage Karl des Großen, da ward die Stirne bleich
Vom letzten Kronenhüter im alten deutſchen Reich;
Vom letzten deutſchen Herold, den der feile Bubentroß
Wie oft mit Hohn begrüßte auf ſeinem Schlachtenroß.

Er wußte ſie zu geißeln, die eckle Bubenſchaar,
Für die des Mannes Größe doch nur ein Räthſel war;
Es fielen ſeine Schläge auf ihre Nacken dicht,
Und das vergaßen die Buben — ihm noch bis heute nicht!

Nun ſchwankt die Trauerweide entblättert in rauher Luft,
Der Leib des Herolds ſchlummert in ſeiner ſtillen Gruft;
Es mag ihn Deutſchland erkennen — in Jahren nicht gar fern,
Als ſeines Reiches letzten, leuchtenden Abendſtern.

Er ſah nicht mehr die Gräuel und Wirren im deutſchen Land,
Er hörte nicht mehr rollen die Würfel um's Kaiſergewand;
Als zuletzt Adler und — Raben, dort zu Frankfurt am Main
Sich bei des Reiches Trödel krächzend gefunden ein.

Wohl ihm, ihn hat gerufen der Herr zur guten Stund',
Auf ſeinem Sterbelager ſprach der Prophetenmund,
Schon auf dem Pilgerpfade in Gottes ewiges Haus,
Des deutſchen Reiches Trübſal in klaren Worten aus.

Im Chor des Kölnerdomes kniet betend ſeine Geſtalt —
So mag er beten im Himmel, von Gottes Engeln umwallt:
„O Herr, ſchenk Einigkeit dem ganzen deutſchen Land
Und leg ſein mächtig Schwert — in eine ſtarke Hand."

Und durch das Fenſter leuchten im hellen Farbenſchein
Die Sonnenſtrahlen funkelnd in's Gotteshaus herein;
O wären es Hoffnungsſtrahlen, o wär's ein Zukunftsbild,
O fände Deutſchland wieder ein Schwert und einen Schild!

Der damalige Profeſſor, jetzt Benedictiner-Abt Hanneberg, war beim Sterbelager des alten Görres und hielt ihm auch die Leichenrede. Vierzehn Jahre lang hatte ich Hanneberg nicht geſehen. Ich beſuchte ihn im St. Bonifacius-Kloſter mit ſeiner herrlichen Baſilika — die ſchönſte — welche in Deutſchland in neuerer Zeit entſtanden. Es war mir erfreulich

an Hanneberg ein so gutes Gedächtniß zu finden. Als ich bei ihm eintrat, sagte ich: „Sie kennen mich wahrscheinlich nicht mehr, Herr Prälat.“ Er rief mir, ehe ich noch ausgesprochen, meinen Namen entgegen und reichte mir in seiner liebenswürdigen Freundlichkeit die Hand.

Das Zimmer war im höchsten Grade einfach — angestrichene Möbel, ein Bett mit einer hölzernen Tafel bedeckt — ein paar Bücherschränke mit grünen linnenen Vorhängen darüber. Alle, die Hanneberg kennen, sind in ihrem Urtheile über ihn einig. Keine Spur von einem Gelehrtenfumus, echt christliche Bescheidenheit und der Friede eines guten Gewissens in dem ganzen offenen Wesen, das nichts zu verhehlen hat.

Er lud mich zu Tische. Das hohe Refectorium mit dem Eichengebälke des Plafonds und seiner übrigen Einrichtung erinnert an die Refectorien Italiens aus der schönsten Zeit mittelalterlicher Architektur, selbst dieser Speisesaal steht mit dem Style der Basilika in einem wohlthuenden Einklang.

Nachmittag um zwei Uhr ging es mittelst Bahn an den Starnbergersee. Es befand sich in Starnberg eine derartige Menschenmenge, daß dieselbe der Dampfer kaum zu fassen vermochte. Fort sauste das Schiff an den lachenden Ufern mit allerliebsten Weilern und

Landhäusern, alles so urdeutsch, gehäbig und gemüthlich! Hier ist die Natur nicht in so üppiger Lebensentfaltung sichtbar wie am Comersee — es gibt keine Pinien und Cypressen, keine Oelgärten und keinen Citronen- und Orangenduft; aber dafür herrscht hier ein biederes Kernvolk, und „zum Verhungern und Verdursten" ist's da auch nicht, sagen die Baiern. Der Himmel umzog sich mehr und mehr — der Regen begann unerbittlich niederzurieseln. Auf dem Schiff traf ich Bekannte aus Kremsmünster und München. In Seeshaupt, am Ziele der Starnberger Seefahrt, konnten wir von Glück sagen, als wir noch einen Wagen bekamen.

Die Fahrt begann. Zuerst durch Laubholz, dann durch Nadelholz, dann vorüber an dem Ostersee, in den die schwarzen Wolken wie die befransten Tücher eines Trauergerüstes hineinhingen und dessen Schilfgruppen vom Winde bald dort, bald dahin bewegt, an das wandelbare Volk in Jerusalem gemahnten; es war eine recht geeignete Reise zu einem Passionsspiel. Wir saßen im Trockenen im Wagen. Zahllose Prozessionen zu Fuß — mitunter die Männer barfuß — gingen desselben Weges in wahrer christlicher Geduld. Ohne über das unfreundliche Wetter mürrisch zu sein, zogen sie hin über den regendurchweichten,

einem Moorgrund ähnlichen Grasboden am Waldessaum — mit fröhlicher Stimme betend und heilige Lieder singend von des Herrn Leiden und Tod; da faßte mich ein ganz wunderbares Gefühl: Ich im Wagen — im Trockenen — eine annehmbare Unterkunft in Aussicht — und hier diese armen Bauersleute, die vielleicht schon ein paar Tagreisen herkommen — die den Weg machen, nicht um ein seltenes gerühmtes Schauspiel zu sehen, nein, die kommen, um einen Gottesdienst zu feiern; die kommen, um das Leiden Christi, wie es die Kirche nach den vier Evangelisten in der Charwoche darstellt — in der vollen Scenerie des Schauplatzes mit allen Personen der Leidensgeschichte ausgeführt zu sehen, und sich daran zu erbauen — und sich Trost zu holen für die mannigfachen Lebensmühen, für das leidenvolle Dasein — für die Last und Hitze ihrer Wanderschaft!

Diese hellen Frauenstimmen mit den kräftigen Männerstimmen im Bund, diese rührenden Melodien dünkten mir wie Glockenklänge, die den Abend eines hohen Festtages einläuten.

Der Weg zur Vorstellung der Leidensgeschichte ist ein Weg der Buße, das steht klar vor den Augen dieser einfachen Pilger. Ihre Lieder und Gebete, die von den verschiedenen Prozessionen, an denen

wir vorüberfuhren, in den Wagen hinein vernehmbar waren, dünkten mir auch wie ein herber Vorwurf für das eitle civiliſirte Chriſtenvolk — dieſe Demüthigen im Geiſte lebten ſich hinein in die Paſſionsgeſchichte, ſie bereiteten ſich vor auf dieſelbe, während die Herren Reiſenden im langen Kobel, der zwölf drinnen und zwei beim Kutſcher faßte, über das wichtige Thema ſprachen: daß es für heute das beſte ſei, in Antorf zu bleiben, wo ein gutes Wirthshaus iſt. Wie faul und nichtsnutzig kommt man ſich vor gegenüber dem Opfermuth dieſes geiſtig kerngeſunden, feſtgläubigen, thatkräftigen Volkes, welches mit innerer Freudigkeit dahingeht, und deſſen froh wird, daß es um Chriſti Willen auch auf der Reiſe einige Beſchwerden ertragen kann. Man erinnerte ſich im Anſehen dieſer Züge unwillkürlich an die Worte des Herrn bei Lucas XVIII. 31—33: „Sehet, wir gehen hinauf nach Jeruſalem und es wird vollzogen werden, was von des Menſchen Sohne durch die Propheten iſt geſchrieben worden. Denn er wird den Heiden überantwortet, verſpottet, gegeißelt und verſpieen werden. Und nachdem ſie ihn werden gegeißelt haben, werden ſie ihn tödten, und er wird am dritten Tage wieder auferſtehen."

Wir kamen gegen Abend nach Antorf — der Fuhrmann verkündete, daß es morgen um 6 Uhr

wieder frisch fortgehe. Der Gasthof ein hölzernes Haus mit einem obern Geschoße. Die Paradekammer des Hauses mit den Glaskästen, in denen die Tauf-, Firm- und Jahrmarktsgeschenke von Jahren her gesammelt zur Schau gestellt sind, ist das Schlafgemach für jene, die vom Glück begünstigt sind, die meisten mußten vier- und sechsweise in einer Stube schlafen.

Um fünf Uhr Morgens war es noch ziemlich dunkel. Ich suchte die Kirche, sie liegt auf einer mäßigen Anhöhe. Es war eben der Festtag Maria Geburt. Die Kirche war wohl schon offen, aber von einem Küster oder Schulmeister keine Spur zu sehen, nur ein altes durch Arbeit und Mühen abgemagertes Bäuerlein kniete in einem Kirchenstuhle. Ich fragte ihn, ob er den Meßner wisse? Er erwiderte mir: Er sei fremd, aber den Meßner habe er gestern im Wirthshaus kennen gelernt; er wolle nach Oberammergau und sei schon gar weit hergekommen, aus der Gegend bei Regensburg. Ich sagte ihm, daß ich von Wien komme! „Ah," erwiderte das Bäuerlein, „das freut mich recht, daß die Leut von so weit kommen, das werd' ich auch zu Haus meinem Weib sagen, die immer meinte, es sei ein Unsinn, so weit nach Oberammergau zu gehen, was will man denn sagen,

wenn die Leut schon von Wien kommen!" Er fuhr fort: „Sie wollen gewiß auch eine heilige Messe hören, weil Feiertag ist — aber es ist halt noch zu früh!" Ich setzte ihm nun auseinander, daß wir nur des Meßners hiezu bedürften, er möge so gut sein und ihn holen, das weiße Haus über dem Gottesacker dürfte die Schule sein. Das ließ sich der gute Bauer nicht zweimal sagen. Mit dem sichern Ausspruch: „Den werden wir gleich haben" — schritt er gegen die Schule zu, und machte dem Herrn Lehrer und Küster zugleich einen derartigen Krawall, daß dieser in kurzer Zeit in die Sacristei kam und mit einer Gereiztheit, die ich ihm gerne verzieh, fragte: Was denn los sei, und ob man sich nicht Zeit lassen könne. Ich beschwichtigte ihn, er wurde dann freundlich, läutete sogar auf eigenen Antrieb eine Thurmglocke, und erwies sich, nachdem sein Humor wieder das Gleichgewicht gefunden, sogar als ein feiner Weltmann, wie man mit einem solchen in Antorf immerhin zufrieden sein mag. Nachdem der Gottesdienst vorbei war, dankte obiger Bauer noch herzlich und gemüthlich. Jetzt wolle er wieder gern fortmarschiren, weil er nur diesen Tag nicht um die heilige Messe gekommen!

Murnau.

Von Antorf erreicht man in drei Stunden Murnau. Ein Gebirgsſtädtlein in einer allerliebſten Lage, ein Anfangsbuchſtabe der Voralpen. Durch einen Brand verheert, wurde es vor einigen zwanzig Jahren neu aufgebaut. Weiße Häuſer mit grünen Thoren und Fenſterrahmen, die Berge ſchauen in die paar Straßen herein. Die Einwohner leben von Glas- und Federmalerei. Ihre Kunſtprodukte aus Federn werden ſogar in anderen Welttheilen gewürdigt.

Die Sonne ließ ſich ſehen. Von dem Friedhofe der Pfarrkirche, die auf einer Anhöhe liegt, ſieht man ein herrliches Stück Erde zu Füßen liegen. Auf dem Weg zur Kirche ein altehrwürdiges Schloß, in dem Mittelpunkt der Jagden Ludwig des Baiern. Im Städtlein ſelbſt ſprudeln luſtige Brunnen. Die Gaſthäuſer waren alle überfüllt. In den Gaſtſtuben wurden ſchon um 8 Uhr Morgens alle Fleiſch- und Wurſtgattungen in den duftigſten Saucen mit Bierbegleitung genoſſen. Alle Stände durch einander drängten

ſich hier aus und ein. Wegen des Namensfeſtes der Königin zog die Murnauer Bürgerwehr auf. Dicke wohlgenährte Geſtalten mit runden roſigen Geſichtern voll heiterem Lebensfanatismus — auf dem Helm eines jeden ſchwankte ein ellenhoher wulſtartiger Federbuſch, die Kleidung lichtblau. Es that einem wohl, dieſe unſchuldigen friedfertigen Kriegsleute zu ſehen; es mochten ihrer zwanzig an der Zahl geweſen ſein; König Gambrinus, der gefeierte Erfinder des Bieres, hätte ſich keine beſſere Leibgarde wünſchen können. Auf dieſen Geſichtern lag eine derartige Herzensgüte und Gemüthlichkeit, ſo viel Biederſinn und Aufrichtigkeit, daß man jedem hätte herzlich die Hand ſchütteln mögen; und ſollten je dieſe Zeilen einem der Bewaffneten von Murnau zu Geſichte kommen, ſo ſind wir im Voraus überzeugt, er wird ſie nicht übel aufnehmen. Lebe wohl Murnau, mit deinen netten Häuſern, freundliches Kind in der Bergeswiege, lebt wohl, ihr zeitweiligen Krieger mit dem ſchwankenden Federgebüſch auf den Helmen; mögen eure Schwerter nie gebraucht werden, als an den Namenstagen eueres Herrſcherpaars friedlich im Sonnenlicht zu glänzen.

Außer Murnau führt die Straße durch das zauberiſche Loiſachthal. Wieder ballten ſich links und rechts über den Bergen die ſchwarzen Wolken zu-

ſammen, und in Eſchenlohe begann der feine unerbittliche Regen wieder ſein gehäſſiges Spiel. So gings fort bis an den Fuß des Ettalerberges. Unzählbare Gefährte aller Gattung ſtanden hier vorm Wirthshaus in Fluthen von Waſſer und Straßenkoth. Die Herberge heißt: „Untern Berg.“ Eine der ſteilſten Fahrſtraßen. Hier muß man ausſteigen; die Pferde ſind nur mit größter Anſtrengung und unter oftmaligem Raſten im Stande, den leeren Wagen hinaufzuſchleppen. Der Regen hatte ein wenig nachgelaſſen. Den Ettalerberg kann man nicht unter einer Stunde erſteigen. Das Waſſer floß in ausgehöhlten Rinnſalen die Bergſtraße herunter, und doch zogen die Leute, man kann ſagen proceſſionsweiſe, den beſchwerlichen Weg hinauf. Was muß das an einem ſchönen Tag für ein prächtiger Anblick ſein. Aber Regen und Düſterheit des Himmels verdirbt einem alle Freude an der Natur. Links in einer nicht ſehbaren, von Ahorn und Buchenbäumen, deren Wipfel an's Geländer der Straße reichen, und dichtem Geſträuch bewachſenen Tiefe hörte man den Waldbach bald donnern, bald brauſen — je nachdem die Schallbewegung bald freier war, bald gehemmt wurde. Rechts ſteigen die Felſenwände ſteil empor, und ober ihnen ſcheinen hie und da überhängende Bäume ein grünes

Dach zu bilden. Endlich erſcheint rechts im dunklen Bergkeſſel das altehrwürdige Ettal, ein einſtiges Benediktinerkloſter — mit ſeiner großen Kuppelkirche, die aber einen geringen Eindruck ihrer Größe macht, weil dicht hinter ihr die mit Tannen bewachſenen Berge ſich erheben und den Bau zuſammendrücken.

Die Benediktiner-Abtei Ettal.

Als wir oben angekommen, begann der Regen wieder in Strömen — und es war nichts zu thun, als in die Herberge zu flüchten. Wer da zu dieſer Zeit, d. h. am Tage vor einem Paſſionsſpiel, hinkommt, und meint, er könne ſich zu einem Tiſch ſetzen und gemüthlich bedienen laſſen, der iſt arg getäuſcht. Hier heißt es, vor der Küchenpforte oder in der Küche ſelber mit vielem Bitten und Drängen ſich eine Schale Suppe oder ein Stück Fleiſch erobern. Da ein derartiger Menſchenſtrom nur immer nach zehn Jahren in den Sonntagen der drei Sommermonate erſcheint, werden keine Gaſthöfe eigens hiefür errichtet, und die Reiſenden ſind an Geduld und Genügſamkeit gewieſen.

Die Kirche, obwohl dem Gasthof nicht weit entlegen, habe ich des Regens halber nicht besucht; selbe auch dem Außenbau nach nicht für wichtig gehalten. Zudem ist der Anblick überaus melancholisch und wird durch die Geschichte noch trüber gefärbt. Das Kloster ist eine Stiftung Kaiser Ludwig's (1330). Jetzt gehört es einem Privatmann. Die Kirche ist dem Gottesdienst erhalten.

Da ich in die Kirche nicht hineingekommen, entnehme ich eine Schilderung derselben Dr. Deutinger's Bericht: „Vor uns standen die Klostergebäude von Ettal mit ihren weitläufigen Mauern und den hohen Kuppeln der Kirche. Wie ein Bienenschwarm zog hier die vorüberwandernde Menschenmenge aus und ein, und das Gebäude der Kirche konnte seiner äußern Form nach die Aehnlichkeit des Aus- und Einziehens der wandernden Menschenschaar mit einem Schwarme summender Bienen nur vermehren, denn die Kirche besteht eigentlich nur aus zwei durch einen weiten Bogen mit einander verbundenen Kuppeln, die ohne Gliederung unmittelbar ineinandergefügt, mit zwei ungeheuern mit einer Pickelhaubenspitze versehenen Bienenkörben die nächste Aehnlichkeit haben. Nur von Außen kann man noch erkennen, daß die alte Kirche in einem schönern edlern Style gebaut gewesen."

Die alte Kirche wurde 1744 vom Feuer verzehrt. Ueber den durch die Kloſteraufhebung unterbrochenen Bau ſagt Devrient:

„Der Donnerſchlag der Seculariſation fuhr in den Bau, als die letzten Säulen-Kapitäle den Berg noch nicht heraufgekommen waren. Nun liegen ſie am ſteilen Wege und dienen dem Wanderer zu Ruheplätzen, während die Kirchenfronte mit kahlen Säulen ohne Köpfe daſteht.“

„Aber ſowohl das vollendete Innere der Kirche in ſeiner Pracht von buntem Marmor, Gold und Bilderſchmuck, als die umgebenden Gebäude bezeugen, daß die Ettaler Herren ſich wieder vollſtändig in ihrer Herrſchaft über die Gemüther und Säckel der Gläubigen eingerichtet hatten*). Seele und Leib hatten ſie in Obhut genommen, ihre große Brauerei und Bäckerei verſorgte Ammergau und weithin die Umgebung mit Speiſe und Trank. Zinspflichtig waren ihnen die Thäler, ſoweit der Prälat ſie in ſeinem zierlichen Wägele, beſpannt mit zwei ſtattlichen Hirſchen, befuhr. Zwang

---

*) Wenn die Ettaler Herren den Säckel der Gläubigen beanſpruchten — woher kommt es denn, daß die ganze Umgebung ſeit der Aufhebung des Kloſters verarmte — der Feldbau verkümmerte, der Wohlſtand allenthalben herabſank — und die ganze Gegend öde wurde?

und Hilfe, Schutz und Zucht, Ablaß und Verdammung*). Rath, Lehre und Zuspruch in wichtigen wie in den kleinsten Dingen, mancherlei Anregung, Erheiterung, Festlichkeit, aller Lebensathem ging von den Ettaler Herren aus, auch das Passionsspiel kam von ihnen."

Eine wohl gar zu große Wirkung schreibt Devrient der Ettaler Orgel zu: „Eines der wohlthuenden Werkzeuge ihrer Gewalt über die Seelen lebt noch heute in ganzer und überwältigender Wirkung, es ist der Ton der Orgel. In meinem ganzen an den schönsten musikalischen Erinnerungen reichen Leben weiß ich nichts, was vor dem bloßen Klang-Effekte dieser Orgel nicht zurückträte. Da ist nichts zu hören von dem schrillen, markerschütternden Tonansatz, welcher bei angezogenen vollen Registern uns das Anhören der Orgelmusik oft kaum überwinden läßt, nein, weich und flüssig strömen die Tonwellen hervor, und dennoch mit so ungeheurer Macht und Fülle, daß es ist, als ob die Kuppel bärste, und Gott der Herr mit all seinen Donnern herniederführe, um in ihnen nichts als sein Erbarmen zu verkünden. Man meint bei den sanften

*) Es ist merkwürdig, wie Devrient, ein sonst billiger und gerechter Mann, diesen wahrhaft komischen Vorwurf: es sei Verdammung von Ettal ausgegangen, in die Welt hineinschreiben konnte.

Fugen die Stimmen der Seligen zu vernehmen, die von dem ewigen Verzücken ſingen, während die tiefen Töne dazu wie die fern donnernde Stimme des Ewigen unſere bebende Seele erinnern, daß ſein Wort Welten ſchaffen und vernichten kann."

„Dieſe Wirkung, die ſich auch auf die trägſten Gemüther geltend machen muß, kann uns allein ſchon die ausharrende fromme Begeiſterung zu ungewöhnlichen Unternehmungen einer Gemeinde begreiflich machen, die wie die Oberammergauer den Ton dieſer Orgel ſo oft vernimmt, als ſie in hergebrachter Weiſe das Ettaler Gnadenbild beſucht."

Seit der Aufhebung des Kloſters iſt die Gegend verarmt. Durch 400 Jahre lebten hier Benediktiner zum Segen des Landes ringsum. Die ſogenannte Aufklärung — welche immer geldbedürftig iſt und nach dem Kloſtergute ein beſonderes Gelüſte trägt — verjagte St. Benedikts Söhne von Ettal — es waren doch lauter ehrliche Leute und ehrlicher Leute Kinder aus der Gegend des Kloſters, lauter brave Baiern, und ihr Eigenthum rechtmäßig erworben und mit Segen angewendet — war ja auch Eigenthum aller armen Leute des Umkreiſes — hier konnten ihre Söhne, die Fähigkeiten beſaßen, etwas Rechtes lernen, und darnach in der Welt ihr Fortkommen finden.

Aber die Aufklärung weiß ihre habgierigen Krallen immer mit allerhand Flittern zu vergolden. Sie ſagt: „Jedes Kloſter iſt ein Sitz des Aberglaubens, und je mehr das Kloſter an Geld und Gut hat, deſto verderblicher iſt der Aberglaube, der darin herrſcht, wir aber brauchen Geld. Dem Volk laſſen wir nun vorſagen: „„Seht, die Mönche ſind eure Feinde, ſie wollen euch nur verdummen,““ und wird das dem Volk Jahrelang vorgeleiert, dann kommen wir hervor und ſagen zum Volk: „„Seht, wir befreien euch von euren Feinden, die euch nur verdummen — wir entreißen euch den Geſpenſtern des Mittelalters, wir führen euch aus dumpfem Aberglauben zum Licht empor.““ — Und die Mönche gehen fort, und der „Aberglaube“ geht fort, und das Geld geht aber auch fort und wird in den großen Brunnen geworfen, den noch Niemand ausgefüllt hat. Wie oft hat man die koſtbaren Edelſteine der Kirchengefäße an Köpfen und Pfoten liederlicher Dirnen geſehen, denen ſelbige von den Aufklärungsherren zum Sündenlohn geſchenkt worden ſind; ganz natürlich: Wem das ſechste Gebot zuwider iſt und der es ohne Scheu über den Haufen rennt, dem iſt die Uebertretung des ſiebenten Gebotes ein Bedürfniß und nothwendige Folge; denn die Uebertretung des ſechsten Gebotes braucht

viel Geld, und wo es hernehmen und nicht stehlen?

Und doch ist der rege Kunstgeist, der aus der lautersten Quelle der Religion hervorgequollen, auf die klösterliche Umgebung von Ammergau zurückzuführen. Ettal übte die weltliche Gerichtsbarkeit über Ammergau, und das Augustinerkloster Raitenbuch versah die Seelsorge hier. Auch der gegenwärtige Text des Passionsspiels ist von einem ehemaligen Benediktiner aus Ettal, dem Pfarrer Dr. Othmar Weiß zu Jesewang (geb. 1769), verfaßt worden. Er starb zu Jesewang 1843, drei Jahre, nachdem das Oberammergauer Passionsspiel in weitern Kreisen Deutschlands war bekannt geworden.

Vor den Fenstern des Gasthofes zu Ettal sah man jetzt um 2 Uhr vor dem 9. September, als einem Spieltag, schon förmliche Scenen einer Völkerwanderung.

Es ist nicht unsere Uebung, gute Gedanken, die andere haben, mit einem von uns zusammengenähten Gewand auszustaffiren, und selbige dann als unser Eigenthum den Lesern vorzuführen. Sehr schön sagt über diese zusammenströmende Menge Dr. Martin Deutinger, der 1850 dem Passionsspiel beigewohnt:

„Eine so allgemeine Stimmung muß nothwendig einen tiefern psychologischen Grund haben, und einen

ſolchen Grund zu erfaſſen, iſt für jeden, der die Menſchenſeele liebt, immer vom höchſten Intereſſe. In einer Zeit aber, in welcher jedes Heiligthum des religiöſen Gefühles der Vernichtung, der Verachtung oder dem Spotte preisgegeben zu ſein ſcheint, hat die Frage: „„Iſt das menſchliche Gemüth für die Religion wirklich abgeſtorben? und was kann das menſchliche Gefühl noch mit Begeiſterung für die Wahrheiten des Heils erfüllen,““ eine eigenthümliche große und wichtige Bedeutung. Mit gar mancherlei Mitteln hat man es ſchon verſucht, eine ſolche Begeiſterung hervorzurufen, aber noch hat keines als ausreichend ſich erwieſen. Leidenſchaftlichkeit und Gehäſſigkeit oder Zank und Streit und einſeitige Uebertreibung hatte ich allerdings ſchon öfter durch außerordentliche Mittel unter dem Volke hervorrufen ſehen, aber noch nie eine ſolche milde, freudige, ihres innern Lebens frohe Begeiſterung. Den Quellen eines ſo friſchen, freudig ſprudelnden Lebens nachzugehen, war in einer ſolchen Zeit gewiß der Mühe werth. Unvernünftig wäre es geweſen, ſolchen Erfahrungen gegenüber bei der vorgefaßten Meinung einer durchaus unwürdigen Darſtellung der Leidensgeſchichte des Erlöſers ſtehen zu bleiben. Wenigſtens mußte das Volk ein ſchöneres und edleres Bild der

Leidensgeſchichte aus jenen Vorſtellungen mit nach Hauſe genommen haben, als es dahin mitgebracht hatte."

In der Mehrzahl der Leute, die da zu Fuß vorüberzogen, war ein gewiſſer Aufſchwung, ein Losgeriſſenſein aus der Schwadenluft des Alltagslebens, die Erwartung auf etwas, welches außer dem Kreiſe der Noth, des Broterwerbes und der Sinnenluſt liegt, zu bemerken.

Selbſt die eigenthümliche Race der ſogenannten Civiliſirten benahm ſich im Durchſchnitt mehr in der Weiſe, wie man zur Kirche, als wie man zu einem gewöhnlichen weltlichen Schauſpiel geht; denn ſpecifiſch irreligiöſe Menſchen und eigentliche haßerfüllte Feinde des Kreuzes Chriſti bringen nicht leicht das Opfer der Hieherreiſe in eine von den gewöhnlichen Verkehrswegen abſeitige Gegend. Auch Juden kommen nur her, wenn ſie den poſitiven Gehalt des Judenthums abgeſchüttelt haben und den Reformern angehören. Was dieſe über das Paſſionsſpiel berichten, bleibt aber immer jüdiſch — denn es iſt ſchwer aus dem Bann des Haſſes, in den Jugend und Erziehung ſie geſtellt — herauszukommen.

Ankunft in Oberammergau.

Schon in Ettal ſieht man den Oberammergauer Bergkogel, der auf mächtigen Felſenflächen thront — ſo daß es nöthig iſt den Kopf rückwärts zu beugen, um mit den Augen ſeiner habhaft zu werden. Hie und da ſproſſen Sträucher aus den Felſenfurchen und unterbrechen ſo den monotonen Anblick des maſſenhaften Geſteines. Auf der linken Seite ſpielen an den untern Abhängen Ahorn und Buchen im hellen Grün, weiter hinauf ſchaut voll Ernſt das ſchwarze düſtere Nadelholz herunter, auf dem der Kofel thront. Endlich öffnet ſich ein weites Thal und Oberammergau zeigt ſich deinen Blicken. Ein ſchöner, lichtgrüner Thalgrund liegt hart am Fuße des majeſtätiſchen Ettalermandels da, und die zerſtreuten, weißgetünchten, durchwegs ſtockhohen Häuſer blicken allenthalben aus Bäumen und Geſträuch.

Die Oberammergauer leben von der Schnitzarbeit. Die Gegend iſt nur zu nothdürftiger Viehzucht geeignet — und dem Getreidebau ſind die Felſen nicht

hold. Im Mittelalter ist hier die Straße der Kaufleute von Venedig nach Augsburg durchgegangen, so lange fort, bis die Handelsbedeutung der beiden Städte mehr und mehr abgestorben war. Das Pfarrdorf Oberammergau liegt 2600 Fuß über der Meeresfläche, am rechten Ufer der Ammer, die in der Nähe von Ettal entspringt.

Es war Nachmittag vier Uhr am achten September. In Oberammergau ein bewegtes Leben, aber ohne Lärm. Die Gasthäuser derartig überfüllt, daß in den Stuben nicht einmal zum Stehen mehr ein Platz zu finden war. Herr Dechant Daisenberger, dem ich schon früher empfohlen war, sendete sogleich eine Magd mit, um mir eine Unterkunft zu besorgen. Ich kam zu einem Tischler, der eben an einem rheumatischen Fieber erkrankt war; im kleinen Haus befanden sich im obern Stock nur zwei Zimmer. Eines war für einen Apotheker aus Würtemberg schon bestellt; das andere, das Zimmer der Magd, wurde mir angewiesen, diese mußte in den Stall wandern. Wer hier bei einem Zusammenströmen von 10,000 Menschen an Einem Tag Ein Zimmer für sich allein bekommt, der kann von großem Glücke reden. Mein Bruder fand ein Unterkommen in einem Hause, welches in der Nähe lag. Auch ihm wurde ein Zimmer zu ebener Erde, das

einzige leere im ganzen Hauſe, verheißen — wie ſtaunte er, als er Abends um neun Uhr in dasſelbe eintrat, und nicht weniger als ſechszehn Herren aus dem bairiſchen Hochland auf verſchiedenen Strohbünden ausgeſtreckt da liegen ſah zum Einſchlafen bereit. Auf die Nachfrage: wie es denn mit der Verheißung und dem gegebenen Wort ſtehe, erwiderte die Tochter des Hauſes: Ja, ſchaun's, was will man denn thun, die Leut' kommen daher, gehen in's leere Zimmer hinein, holen ſich Stroh vom Boden herunter und fragen nicht lang. So viel hinaus werfen, das geht nicht. Und ſo muß man's leiden. — Dem durch dieſe Menge von Schlafgeſellen nicht ſehr erbauten Wanderer wurde nun auf dem Dachboden ein Lager bereitet.

Dieſer Umſtand wird hier nur im Intereſſe jener erwähnt, die einigen Comfort lieb haben; denn dieſe thun gut, früher ſich eine Wohnung reſerviren zu laſſen, oder — gar nicht hieher zn gehen.

Der Regen hatte nachgelaſſen, aber die überaus kothigen Straßen bewahrten treulich ſein Angedenken.

Nach unruhigen Reiſetagen iſt es bisweilen willkommen — ſich in eine Stube zu ſetzen, und einige Zeit ſich vollkommene Ruhe zu vergönnen. Ich dachte mich in das Los der armen Magd, deren Zimmer ich jetzt bewohnte. Das Gemach maß drei Schritte

Breite und vier Schritte Länge. Darin ſtand ein Bett, ein bemahlter Kaſten, zwei Stühle und ein ſehr kleiner Tiſch. Einige Heiligenbilder hingen neben dem Bett. An der Thür der Weihbrunn und ein Roſenkranz. Als mir dieſe Perſon am kommenden Tage nach dem Ende des Spiels meine Reiſetaſche zum Wagen trug, fragte ich ſie, was ſie Jahreslohn habe? Sie erwiderte (wenn ich mich noch recht entſinne): 12 fl. (gewiß aber nicht über 20 fl.) bairiſchen Geldes. Ich fragte ſie: Ob ſie im Winter nicht Doppelfenſter an ihrer Stube habe. Nein! Auch keinen Ofen? Nein! Da müſſe ja das Waſſer in einer Stunde zu einem Eisklumpen werden? Ja freilich! — Welche Armuth und welche Zufriedenheit!! Die Leute ſind hier durchgehends ſehr religiös, und zwar in ihrer ganzen Lebensthat nicht allein im Kirchenbeſuch. Man wird in den Preiſen nirgends überhalten. Der Fremde darf nicht geprellt werden. Für die Stube mit einem ganz friſch überzogenen Bette und für ein ſehr gutes und reichliches Frühſtück verlangte die Hausfrau nicht mehr als Einen Gulden — und fügte noch treuherzig bei: „Ich glaub, es wird Ihnen nicht zu viel ſein, wir wollen Niemanden überhalten.“ Es iſt Thatſache: Das Paſſionsſpiel wirkt religiös erhebend auf die Ammergauer, und es hält das ſittliche Bewußtſein wach. Perſonen des Spiels, die

dem Christen heilig und ehrwürdig sind, dürfen nur von unbescholtenen Gemeindegliedern übernommen werden, was noch gar nicht sagen will, daß z. B. Judas oder die Verkäufer im Tempel deßhalb schon eines anrüchigen Rufes sich erfreuen müßten.

Der Berichterstatter über das Spiel 1850 in der Tirolerzeitung Nr. 140 — 1850 sagt über die hiesigen Eingebornen: „Die Oberammergauer sind ein hochstämmiges, schönes, kraftwüchsiges, ein eigenes, gutmüthiges, aber gewecktes Bergvolk. Gleich den Berchtesgadern in Baiern, den Summiswaldnern in der Schweiz und den Grödnern in Tirol erreichen diese Älpler in der Holzschnitzerei, von welcher viele Familien leben, bis zum Erstaunen einen Kunsthöhepunkt. Nicht nur in der Nachbildung vorhandener Meisterwerke in Erz und Stein, sondern auch in originaler Zeichnung in selbstgewählten Kompositionen zeichnen sie sich aus. Die Wahl der Gegenstände ist meistens religiösen Faches. Ein guter Zeichnungslehrer, Flunger, leitet die Bildner. Aus diesen natürlichen Kunstanlagen und der großen Vorliebe zur Plastik läßt sich das Gelingen solcher kolossalen Aufführungen bei einem Volke erklären, wie sie vielleicht*) in keiner Stadt möglich wäre."

*) Man kann jetzt statt „vielleicht" mit gutem Gewissen „sicher" sagen.

Nun war es an der Zeit, ſich Eintrittskarten zu beſorgen. Ich vernahm, auf gewöhnlichem Wege ſei keine mehr zu bekommen. Ueber 10.000 Zuſchauer ſeien heute ſchon da — 6000 faßt der Raum nur, 4000 müſſen alſo auf übermorgen, Montag, warten, wo das Spiel wiederholt wird. Ich begab mich nun zum Gemeindevorſtand, welcher die Rolle Chriſti übernommen hat. Auf dem Wege hin begegnete mir ein Mann mit einem rothen Vollbart, der, ſeinem Anſehen nach, ein hieſiger Eingeborner zu ſein ſchien. Ich fragte ihn: Ob er auch mitſpiele? Ja! Ob er vielleicht den Judas mache? Nein, das nicht! Was denn? Einen von den Verkäufern im Tempel! Ich entgegnete, aber in Stimme und Geberde den Scherz hineinlegend, ſomit keineswegs in einem beleidigenden Tone: Alſo doch einen von den Hallunken? Er — in den Scherz eingehend und ebenfalls lachend: „Ah ja, das ſchon!“ — Ein Menſch, der einen Scherz (an ſeinem Platz) verſteht, macht immer einen guten Eindruck. Nur Geiſtloſigkeit — abſolute Hoffart — ein böſes Gewiſſen und Rohheit ſind für heitere Momente im trüben Leben nicht geeignet. Das römiſche Sprichwort Stare a la burla, einem Scherze ſtehen, d. h. einen Scherz verſtehen, von demſelben ſich nicht umwerfen oder aus der Faſſung bringen laſſen, iſt auch zugleich eine Art Lobwort.

Man ist einem Menschen schon gewissermaßen im Voraus geneigt, wenn von ihm gesagt wird: Ah — er versteht schon einen Spaß.

Nun gelangte ich zum Hause des Gemeindevorstehers Rupert Schauer. Die meisten Häuser in Oberammergau sind nach demselben Plane gebaut. Vor dem Haus ein Blumengärtchen mit Gitter. Im Eingange rechts die eigentliche Stube, in welcher die Hobelbank und Schnitzwerkzeuge die Werkstätte anzeigen, in der sich auch Frau und Kinder in der Regel aufhalten. Beim großen Tisch saßen ein paar Knaben, prächtige Bursche, und ein Mädchen von ungefähr fünf Jahren. Die Kleine arbeitete mit großer Seelenruhe an einem großen Kaffeetiegel, der mit ihren Jahren und mit ihrem zarten Körper durchaus in keinem Verhältnisse stand. Sie warf mit der größten Unbefangenheit einen Blick auf die eintretende fremde Gestalt — handhabte aber dabei ungestört in gleichem Tempo ihren Löffel fort und fort. Die Frau sieht gealterter aus — als ihre Jahre, und antwortete auf meine Frage um ihren Mann freundlich und gemüthlich. Als der Hausherr Rupert Schauer erschien — fand ich in ihm das, was man einen Christuskopf nennt. Lange über die Schultern wallende schwarze Haare, einen schönen Vollbart, ein edel geschnittenes ovales Gesicht — kurz

eine große Aehnlichkeit den äußern Formen nach mit dem schönen Christuskopf von Raphael Urbino in der Galleria Tosi zu Brescia. Der Mann erwies sich mir freundlich und gefällig. Obwohl die Plätze längst alle vergeben waren, versprach er mir unter jeder Bedingung einen Logenplatz — er selber wolle vor der Vorstellung mit mir hingehen. Der Eintritt in den ersten Logenplatz (er mag über 1000 Personen fassen) kostet 2 fl. 12 kr. Rheinisch. Ein unendlich geringer Preis — wenn man die reiche, theure Ausstattung, die Spieldauer, die Hunderte der Mitspielenden, den kostbaren Aufbau der Bühne, die sich innerhalb der Vorstellungen an den Sonntagen dreier Monate rentiren muß, u. dgl. betrachtet.

Es wurde Abend, der Regen dauerte in feinen dichten Tropfen fort, und doch waren die Gassen alle lebendig. Eine Musikbande durchzog den ganzen Ort — auf der Höhe des Ettalermandels und auf andern Bergeshöhen brannten Feuer. Die Leute, welche diese Feuer anzündeten und ernährten, mußten die Nacht über oben zubringen; denn zur Nachtzeit wäre das Herabklettern über die steilen Höhen, welches selbst bei hellem Tage gefährlich ist, eine Verwegenheit, welche geradewegs den Tod herausfordert. Vom stattlichen Thurm tönte das Ave Maria für den Abend nieder,

traurig klangen in Absätzen die Wellenringe eines jeden Glockenschlages zitternd in die Ohren, unter dem Thurm führt der Gehweg über den Gottesacker, wo in dichten Reihen die Oberammergauer ruhen, welche von der Bühne des Lebens abgetreten sind, und die das Passionsspiel, welches jeder Erdenpilger hier durchmachen muß, bereits ausgespielt haben.

Zwei Münchner, zwei Kremsmünsterer und zwei Wiener bekamen um 8 Uhr Abends eine sehr kleine Stube in einem Gasthofe, welcher mit Leuten so vollgestopft war, daß man sich in der Hausflur nur mühsam durchwinden konnte. Die Münchner (königliche Beamtete) wußten nämlich durch landsmännisches Zureden eine Gesellschaft von Hochländern, welche diese Stube okkupirt und ihr Mahl schon verzehrt hatten, dahin zu bringen, daß sie ihre Schlafstelle aufsuchten und uns die Stube überließen. Der Regen versetzte uns in eine sehr getrübte Stimmung. Speisen und Getränke mußte man sich auch hier selber holen. —

Was für ein überaus peinliches Gefühl — wenn man gegen den Morgen zu erwacht — und den leidigen Regen immer fortsausen und die Dachtropfen immer fortplätschern hört — dabei an die Bühne im Freien denkt, und die betrübliche Aussicht hat, ein paar Tage hier vergebens verweilen zu sollen.

Die Kirche in Oberammergau (mit ſechs Altären) iſt Morgens um zwei Uhr ſchon geöffnet — und dennoch iſt es nicht möglich, daß jeder der anweſenden Geiſtlichen bis um acht Uhr zum Celebriren der heil. Meſſe komme. Die Sakriſtei natürlich immer von Wartenden gefüllt. Auch die geräumige Kirche voll von Leuten. Das Benehmen derſelben durchwegs anſtändig. In der Sakriſtei traf ich den Dechant wieder, der ſo gütig war, mir die letzten zwei Logenkarten zu überlaſſen. Das eingegangene Geld wird an den Hauptfond abgeliefert — von dieſem werden dann die ſehr bedeutenden Auslagen beſtritten.

Böllerſchüſſe verkündeten: daß geſpielt wird. Gegen acht Uhr hörte es zu regnen auf.

Die Paſſionsſpiele des Mittelalters.

Es iſt hier nicht auf eine gelehrte Abhandlung über die Schauſpielkunſt im Allgemeinen abgeſehen. Dem geneigten Leſer ſollen nur die nothwendigen Behelfe zum rechten Verſtändniß des beſagten Paſſionsſpiels in die Hand gegeben werden.

In der katholiſchen Kirche wird in der Charwoche die Paſſionsgeſchichte viermal nach den vier

Evangeliſten als Evangelium geleſen, und zwar am Palmſontag nach Matthäus, am Dienſtag nach Marcus, am Mittwoch nach Lukas und am Freitag nach Johannes.

Die Leidensevangelien der vier Evangeliſten ſind derartig dramatiſch geformt, daß dieſelben ſchon im eilften Jahrhundert von mehreren Geiſtlichen beim Altare geſungen wurden. Das geſchieht auch noch heutzutage in Dom- und Kloſterkirchen — oder in Gotteshäuſern, bei denen genügend Geiſtliche angeſtellt ſind. Mitunter wird auch der Chor, welcher enthält, was Volk und Prieſter in der Paſſion ſprechen, von weltlichen Sängern übernommen. In der Regel übernimmt Einer die erzählende Rede des Evangeliſten, ein Anderer die des Heilandes und ein Dritter die der übrigen redend eingeführten Perſonen. So ſteht es auch in den gedruckten Meßbüchern verzeichnet. Es wird aber dieſer uralte Kirchengebrauch allenthalben in der katholiſchen Welt in Dom-, Kloſter- und Kollegiat-Kirchen geübt und nicht in Rom allein: wie Devrient in ſeiner „Geſchichte der mittelalterlichen Schauſpielkunſt" irrig bemerkt.

Deßwegen aber werden wir immer gern zugeſtehen, daß Devrient für die Geſchichte der Schauſpielkunſt in ſeinen Schriften Anerkennenswerthes ge-

leiſtet hat. Ueber die Umgeſtaltung des dramatiſchen Geſanges der Paſſion in ein wirkliches Schauſpiel ſagt derſelbe Verfaſſer (Geſchichte der mittelalterlichen Schauſpielkunſt): „Wie nahe lag es nun, dieſe dialogiſche Recitation auf die Bühne zu verſetzen! Es bedurfte zunächſt gar keiner Umgeſtaltung; denn das Drama war noch weit von ſeiner Selbſtſtändigkeit als lebendig gegenwärtige Handlung entfernt, es lag noch ganz in die erzählende Form eingehüllt, nur die ſichtbare Gegenwart der Perſonen und die lebendige Rede gaben der dargeſtellten Erzählung, den vorgetragenen Dialogen einen theatraliſchen Charakter. Es fiel daher gar nicht auf, daß eine erzählende Perſon — wie der Evangeliſt in der Paſſion — die Bühne mit betrat und die Vorgänge im Zuſammenhange erhielt.“

Später heißt es: „Der Aufſchwung, den im 12. Jahrhundert Poeſie und Künſte überhaupt in Deutſchland nahmen, konnte nicht ohne Einwirkung auf das Schauſpiel bleiben. Es erhielt größere Ausdehnung. Das Perſonal wuchs in den Paſſionsſpielen, welche durch ihren reichen leidenſchaftlichen Stoff beſonders anziehend wurden, weder Darſteller noch Zuſchauer konnten länger Raum in den Kirchen finden. Man mußte ſich entſchließen, mit den Myſterien-Aufführungen das Gotteshaus zu verlaſſen. Auf geweihtem Boden

blieb man aber zunächſt, ſchlug die vergrößerte Bühne auf Kirchhöfen oder in unmittelbarer Nähe von Kirchen oder Klöſtern auf, und die Schauſpiele waren damit in ein neues Stadium vermehrter Oeffentlichkeit getreten."

„Nun reichte aber die Zahl der Geiſtlichen und Kloſterſchüler nicht mehr für das Paſſionsperſonal aus, denn dieß ſtieg oft auf mehrere Hunderte. Man mußte Laien zu Hilfe nehmen. Dadurch wurde man aber wieder gezwungen, den deutſchen Text noch mehr zu erweitern, die Popularität der Schauſpiele ſteigerte ſich alſo immer mehr." —

Aber nicht nur allein die Leidensgeſchichte wurde in dieſen Vorſtellungen dramatiſch behandelt — auch andere Ereigniſſe aus dem alten und neuen Bunde erfuhren je nach dem Feſtkreiſe des Kirchenjahres eine dramatiſche Behandlung.

So war die Schauſpielkunſt, indem ſie Begebenheiten der heil. Geſchichte vorführte, der Religion dienſtbar geworden und hatte ihre höchſte und edelſte Beſtimmung erreicht: zu belehren und zu erbauen. Der Geiſt des Zuſchauers beſchäftigte ſich mit den Thatſachen der Erlöſung und Heiligung des Menſchengeſchlechtes und das Gemüth wurde tief erregt durch das Uebermaß von Liebe und Demuth, die beſeligend unter die Menſchheit gekommen.

Es ſtiegen die Statuen der Kirchen gleichſam von ihren Conſolen herab und die Bilder traten heraus aus ihren Rahmen, die Künſte wurden vor dem Auge des Zuſchauers lebendig, und vermochten auch tief und lebendig ins Menſchenherz einzugreifen.

Wie dieſe Darſtellungen oft von ſehr draſtiſcher Wirkung auf die Zuſchauer geweſen, iſt aus dem Bericht der Thüringiſchen Chronik zu erſehen. Der Chroniſt erzählt von einer Aufführung, welche zu Eiſenach am 26. April 1323 ſtatt gefunden; wörtlich heißt es in der (von Rothe herausgegebenen) Chronik: „Alſo machten die von Eiſenach nach Oſtern als ſich der Prediger Ablaß anhub ein ſchönes Spiel von den zehn Jungfrauen, deren fünf weiſe und fünf thöricht waren, nach dem Evangelium, das Chriſtus gepredigt hat. Und da war der Landgraf Friedrich gegenwärtig, und ſah und hörte, daß die fünf thörichten Jungfrauen aus dem ewigen Leben geſtoßen wurden, und daß Maria und alle Heiligen für ſie baten und daß es nichts half: daß Gott ſein Urtheil wandte. Da fiel er in große Zweifel und ward von großem Zorn bewegt und ſprach: Was iſt denn der Chriſten Glaube, will ſich Gott nicht erbarmen über uns, der Bitten Maria und aller Heiligen willen? Und ging zur Wartburg und ward zornig wohl über fünf Tage,

und die Gelehrten konnten ihn kaum beſchwichtigen, daß er das Evangelium verſtünde und darnach ſo ſchlug ihn der Schlag von dem langen Zorn, daß er drei Jahre lang zu Bette lag, da ſtarb er als er 55 Jahre alt war."

Wenn dieß Stück Chronik echt iſt und auch die Sache ſich wirklich ſo verhielt — ſo mußte es als ein beſonderer Starrſinn des Landgrafen angeſehen werden, daß er ſich von einer dramatiſchen Vorſtellung mehr ergreifen ließ, als von der Erklärung ſeiner gelehrten Theologen.

Auch die Berliner Chronik berichtet über geiſtliche Schauſpiele, die im 14. Jahrhundert von den Franziskanern des grauen Kloſters daſelbſt abgehalten wurden und deren Verfaſſer der dortige Conventual Ambros Hellwich geweſen.

Unter Karl IV. wurden die geiſtlichen Schauſpiele in Schleſien und Böhmen verbreitet. Vor Kaiſer Sigmund wurde während der Dauer des Concils von Conſtanz daſelbſt ein Myſterium von der Geburt Chriſti, der Ankunft der Weiſen aus dem Morgenlande und vom Kindermorde zu Bethlehem aufgeführt. In Bourges zu Frankreich ſtellte man 1536 die Apoſtelgeſchichte dar. Das Drama zählte 40,000 Verſe in neun Büchern, und ſoll die Aufführung

40 Tage gedauert haben. Auch in Deutſchland zogen ſich manche Darſtellungen auf fünf Tage hinaus. Gewöhnlich wurde nur an Nachmittagen geſpielt.

Nach Abbildungen zu urtheilen ward die Tracht der Spielenden diejenige ihres Landes und ihrer Zeit; nur Chriſtus der Herr und die Apoſtel erſchienen in den langen wallenden Gewändern, ſo wie auch Gott Vater und die Engelsgeſtalten eine eigene Kleidung erhielten.

Auch auf die Ausſchmückung der Bühne wurde mehr und mehr verwendet. Noch findet man in alten Paſſionsſpielen die Angabe: es ſollte der Oelberg mit grünen Bäumen orientaliſcher Gattung beſetzt werden.

Nach Devrient's angeführter Schrift: „Geſchichte der mittelalterlichen Schauſpielkunſt" that es in Dekorirung der Bühne Frankreich allen andern voraus, wie aus den Berichten der Chroniken franzöſiſcher Städte hervorgeht. Es iſt dort die Rede vom mit Wolken umzogenen und vom mit Sternen beleuchteten Firmament, von Paradieſesbäumen ſo grün und blühend, daß ſie zu duften ſchienen. Auch Maſchinen, die natürlich der Zuſchauer nicht ſah — weil für ihn nur die Wirkung derſelben berechnet war, kamen in Anwendung. Sie wurden deßwegen Secrets genannt. So fing der Moſesſtab an auszuſchlagen — ſo dorrte der Feigen-

baum unter Chriſti Fluch. Bei der Sündfluth überſtrömte Waſſer die Bühne. Auch Pauli Schiffbruch und die Marterſcenen der Blutzeugen wurden dargeſtellt. Zwiſchen den Vorſtellungen aus dem neuen Teſtamente wurden auch die darauf bezüglichen Vorbilder aus dem alten in lebenden Bildern eingeſchoben.

Selbſt die Reformation konnte es nicht verhindern, daß der Drang, Begebenheiten aus der heiligen Geſchichte darzuſtellen, und die Freude — ſie dargeſtellt an den Augen vorübergehen zu ſehen — noch an zwei Jahrhunderte in Ländern, welche der Reformation zugetheilt waren, fortoscillirte.

Der großherzogliche Archivar Mone zu Karlsruhe bemerkt in ſeiner Schrift: Schauſpiele des Mittelalters: „Was ſo lange die Gemüther bewegte, wie das Schauſpiel des Mittelalters, verdient ſchon deshalb eine Rückſicht, denn die lange Wirkung ſetzt einen Grund voraus, der tief im Gemüthe des Volkes lag.“

Die erſten Häupter der Reformation waren dem geiſtlichen Schauſpiel keineswegs abhold.

Nannte doch Luther das Buch Judith und die Geſchichte des Tobias „liebliche gottſelige Komödien.“ Auch ſprach er die Vermuthung aus, es mögen die

Juden jene Begebenheiten ebenso dargestellt haben, wie die Deutschen die Passionsgeschichte.

Auf diese Aeußerungen hin wurden von vielen lutherischen Pastoren noch die heiligen Schauspiele fort erhalten. Freilich kamen die Rollen auf die Schuljugend herab — und so mußten die Vorstellungen, nachdem ihnen aller männliche Ernst abhanden gekommen war, immer mehr in Verfall gerathen und endlich aufhören. Gervinus sagt hierüber: „Nachdem endlich gar die protestantischen Figuren und Mysterien, die dramatisirten Geschichten des alten und neuen Testamentes von den voradamitischen Disputationen Gottes mit dem Satan an bis zu den nachapostolischen Schicksalen des Christenthums, Mode wurden, verfiel diese Gattung."

In den Niederlanden hatte das Schauspiel: „Der leidende Christus" vom Gelehrten Hugo Grotius Berühmtheit erlangt. Der größte niederländische Dramatiker jener Zeit, Vondel, dramatisirte in seinem Lucifer den Fall der Engel und stellte die Geschichte des Erzvaters Josef in drei Theilen dar. Der schwedische Reichsreformator Petri beruft sich in seiner Komödie Tobias auf die katholischen Vorfahren, welche in Komödien von heiligen Leuten gute Vorbilder aufgestellt haben.

Auch in Dänemark fanden die alten geistlichen Schauspiele noch lange ihren Nachhall in der nachreformatorischen Zeit. Der protestantische Bischof Hegelund, welcher 1614 starb, lieferte fünf geistliche Schauspiele. 1. Abel und Kain. 2. Abraham. 3. Lazari Auferstehung. 4. Die zehn Aussätzigen. 5. Susanna. Ebenso dichtete der Bischof Pandopidanus (gestorben 1678) eine Komödie vom gottesfürchtigen Tobias. Die Prediger Justi, gestorben 1607, und Thögersen, gestorben 1634, bearbeiteten dramatische Begebenheiten des alten Testamentes. Treffend bemerkt in Erwägung dieser Dichtungen von protestantischer Seite Ludwig Clarus:

„Wenn diesen Stücken des Studierstubenfleißes die Ursprünglichkeit abgeht, welche die früheren Mysterien zeigen, und dieselben gleichwohl häufig gedruckt sind, so sollte man protestantischer Seits dieses erwägend ja nicht so schnöde auf die katholischen Religionsdramen herabsehen und dieselben zu einem abgünstigen Urtheile über katholische Kunst und Gesinnung gebrauchen."

Da es hier nur unsere Aufgabe ist, Einiges zur Erläuterung des Passionsspiels in Oberammergau zu sagen, so übergehen wir die Geschichte der geistlichen Spiele bis auf die neuesten Zeiten und führen nur an, daß noch heutigen Tages alljährlich an den Festen

der bezüglichen Heiligen zu Palermo Scenen aus dem Leben der heiligen Rosalia und zu Catania (ebenfalls in Sicilien nördlich von Syracus) Scenen aus dem Leben des heiligen Vincentius aufgeführt werden.

Robiquet in seinen historischen und statistischen Forschungen über Corsica (und nach ihm Gregorovius in seinem 1. Bd. Corsica S. 218) erzählt, daß noch 1808 auf diesem Eilande in Orezza ein Passionsspiel vor 10,000 Zuschauern aufgeführt wurde. Kann man dem Berichte Robiquet's trauen, so war diese Aufführung zur Posse herabgewürdigt, Zelte stellten die Häuser des Herodes, Pilatus und Kaiphas dar. Das Weib des Pilatus war ein junger Mensch von 23 Jahren mit einem rabenschwarzen Barte. Der Kommandant der Garde des Pilatus trug die Nationalgardeuniform der Franzosen mit Oberstepaulet von Gold und Silber mit dem Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust. Den Judas machte der Curato von Carchetto. Der Schauplatz war ein natürliches Amphitheater in einem Felsen. Bei Beginn der Vorstellung entstand eine Rauferei unter den Zuschauern. Der Darsteller Christi wollte hierauf nicht spielen, und wurde hiezu durch zwei Gensd'armen gezwungen, die ihn auf die Scene führten.

Daß jene Vorstellung nicht zur Erbauung gedient haben mag, läßt sich denken. Die Frivolität

und Gemeinheit, welche durch die französische Revolution ausgesäet wurde, trieb eben auch in Corsica ihre Blüthen.

So viel dürfte hinreichen, um daran die Entstehung des Passionsspiels in Oberammergau anknüpfen zu können. Wir geben zunächst wörtlich jenen Vorbericht, der dem Chor-Textbuch von 1860 vorausgeht, welches, wie ich nach Erkundigung erfahren habe, auch für das Jahr 1870, ebenso wie der Text der Handlung selber unverändert beibehalten wird.

Dieser Chor-Text in der gegenwärtigen Fassung rührt vom Pfarrer und Dechant in Oberammergau Joseph Alois Daisenberger her, der, ein Mann von seltener Begabung, ganz dazu geschaffen war, durch seinen großen Einfluß und durch seine Oberleitung mitzuhelfen, daß die Darstellung von 1860 eine Kunsthöhe und Vollendung erlangen konnte, die weit über die Erwartung der Zuschauer hinausgereicht hat.

Der gegenwärtige Text des Spiels hat, wie oben bemerkt wurde, einen frühern Benediktiner von Ettal, später Pfarrer zu Jesewang bei Fürstenfeldbruk Namens Weiß zum Verfasser. Die Musik komponirte Rochus Dedler, der Schulmeister von Ober-

ammergau, früher Sängerknabe im Kloſter Raitenbuch, dann Sekretär des letzten Prälaten im ſelben Kloſter. Dedler war geboren zu Oberammergau 1779 und ſtarb daſelbſt als Lehrer 1822.

Der Vorbericht lautet:

„Im Jahre 1633 herrſchte in den benachbarten Gegenden von Ammerthal, vorzüglich zu Partenkirch, Eſchenlohe und Kohlgrub, ein derartig anſteckende Krankheit, daß nur wenige Menſchen am Leben blieben. Obwohl das Ammerthal durch Berge von jenen Gegenden getrennt iſt, und alle Vorſichtsmaßregeln und Mittel angewendet wurden, ſich vor dieſem fürchterlichen Uebel zu verwahren, ſo kam es doch unvermuthet auch hieher, indem ein hieſiger Taglöhner, um mit den Seinigen das Kirchweihfeſt zu halten, von Eſchenlohe, wo er im Sommer in Feldarbeit war, auf geheimen Wegen über das Gebirg in ſein Haus ſchlich, und die Krankheit mit ſich brachte. Schon am zweiten Tage war er eine Leiche, und innerhalb drei Wochen 84 Perſonen mit ihm. In dieſer allgemeinen Noth ſuchte die hieſige Gemeinde bei dem Allmächtigen Hilfe — mit einem feierlichen Gelübde, alle zehn Jahre die Leidensgeſchichte Jeſu, des Weltheilandes, zur dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung öffentlich vorzuſtellen. Gelübde

ſind Verpflichtungen, die etwas Beſſeres erzielen, als in dem Gegentheile oder in der Unterlaſſung des Verlobten liegt*). So ein Beſſeres war die verſprochene Darſtellung der Leidensgeſchichte des Heilandes; denn es war ein heilſames Mittel, das Leiden und Sterben des Erlöſers allen kommenden Geſchlechtern des Ammerthales tief einzuprägen, heilige Entſchlüſſe in ihnen zu erwecken und auf die Beſſerung ihres Lebens zu wirken. Dieſes Beſſere erſtrebten die frommen Ammerthaler mit ihrem Gelübde und vertrauten, daß Gott um dieſes Beſſeren willen, wodurch ſeine Ehre und das Heil der Menſchen befördert würde, ſie auch in der leiblichen Noth gnädig heimſuchen und von dem größten aller Uebel, eines ſchnellen, unvorbereiteten Todes zu ſterben, befreien würde. Dieſes gläubige Vertrauen ward nicht zu Schanden. Nicht eine einzige Perſon ſtarb mehr an dieſer Krankheit, obſchon noch viele von derſelben angeſteckt darniederlagen. Im darauffolgenden Jahre 1634

---

*) Selbſt bei den heidniſchen Römern wurden im Jahre von der Gründung Roms 391 die öffentlichen Spiele auf Veranlaſſung einer Peſt als eine Art Verſöhnung der Götter eingeführt, deshalb kommen auch die erſten Schauſpieler (Hiſtriones) von den prieſterlichen Hetruiern.

wurde zur Erfüllung des Gelübdes die Leidensgeschichte Jesu zum ersten Male aufgeführt, und so that die Gemeinde, dem Gelübde der Vorältern getreu, jedes zehnte Jahr, ohne sich durch Schwierigkeiten und Hindernisse abhalten zu lassen, und erhielt hiezu auch immer die allerhöchste Genehmigung. In den letzteren drei Jahrzehnten wurde der Vorstellung eine weitere Ausführung gegeben, und sowohl im Texte durch den Pfarrer Dr. Ottmar Weiß zu Jesewang, als in der Musik durch den damaligen Lehrer Dedler aus Oberammergau traten wesentliche Veränderungen ein, die ihr den ungetheilten Beifall all der zahlreichen Zuschauer erwarben. Bei dieser neuern Anordnung wurde ein besonderes Augenmerk darauf gerichtet, die Leidensgeschichte Jesu nicht getrennt für sich, sondern in ihrer Verbindung mit den prophetischen Vorbildern des alten Testaments darzustellen. Dadurch wurde die heilige Handlung in ein vielseitiges Licht gestellt, und dem sinnigen Beschauer Gelegenheit gegeben, sich die große Wahrheit zu vergegenwärtigen, daß die ganze heilige Geschichte nur Ein Ziel habe — Jesum Christum. Wie nämlich das Leben Christi in den wahren Christen sich theilweise wiederholt, so hat es sich auch in den wahren Gläubigen des alten Bundes und den Begebnissen der heiligen Geschichte abgeprägt;

und wie Christus in den Heiligen des neues Bundes seine lebendigen Nachbilder hat, so hatte er auch in den Altvätern und in der Geschichte derselben seine lebendigen Vorbilder; denn Er ist die Geister-Sonne, die vorwärts und rückwärts ihre Strahlen sendet, und Alles, was wahrhaft lebt, lebt durch Ihn und spiegelt sich in seinem Lichte. Alles, was vor ihm geschah, sollte auf Ihn vorbereiten, und so mußte es kommen, daß die heilige Geschichte immer und überall auf Ihn hindeutet und solche Begebenheiten enthält, die mit den Ereignissen seines Lebens und Leidens die größte Aehnlichkeit haben. So mußten die Helden der heiligen Geschichte: der büßende Adam, der gehorsame Abraham, Isaak, Joseph, Job, David, Michäas, Jonas, Daniel und so viele Andere, die da litten und stritten in seinem Geiste, schon theilweise, wenn auch unvollkommen, sein Leben vorstellen und durch das, was sie wirkten und litten, zu Propheten dessen werden, was an Ihm, dem Urbilde, einst vorgehen sollte. In diesem Gedanken, welcher der ganzen heiligen Geschichte zu Grunde liegt, ist die Passions-Vorstellung angeordnet und ausgeführt worden. Dieser Gedanke muß den nachdenkenden Beschauern zur leitenden Richtschnur dienen, um die einzelnen Vorstellungen in ihrer Beziehung auf

das Ganze richtig erfaſſen und fruchtbar erwägen zu können. Wir ſagen: fruchtbar erwägen zu können; denn das iſt das Ziel, welches mit der Paſſions-Vorſtellung eigentlich erreicht werden ſoll. Mögen darum Alle, die da kommen, zu ſehen, wie der göttliche Mann der Schmerzen ſeinen Weg antrat, um für die ſündige Menſchheit zu büßen, wohl erwägen, daß es nicht hinreiche, das göttliche Urbild anzuſchauen und zu bewundern, daß wir vielmehr das göttliche Schauſpiel zum Anlaſſe nehmen, uns zu ſeinen Nachbildern umzugeſtalten, wie einſt die Frommen des alten Bundes ſeine wohlgetroffenen Vorbilder waren. Möge die ſinnbildliche Vorſtellung ſeiner erhabenen Tugenden uns zu dem heiligen Entſchluſſe entflammen, in Demuth, Geduld, Sanftmuth und Liebe Ihm nachzufolgen. Dann, wenn das, was wir bildlich geſehen, in uns Leben und Wahrheit geworden iſt, hat das Gelübde unſerer frommen Väter ſeine ſchönſte Erfüllung erhalten; und dann wird auch jener Segen für uns nicht ausbleiben, mit dem Gott einſt den Glauben und die Zuverſicht unſerer Väter belohnt hat."

Die Hauptperſonen des Spiels im Jahre 1860.

Dieſe folgen hier, wie uns dieſelben vom Gemeindevorſteher Schauer gefällig mitgetheilt wurden:

Chriſtus — Rupert Schauer, Schnitzler*) und Gemeindevorſteher.
Johannes — Sebaſtian Deſchler, Schnitzler.
Maria die Mutter des Herrn — Barbara Schaller, eine Waiſe und Verwandte Schauer's.
Maria Magdalena — Joſefa Lang, Schnitzlerstochter.
Herodes — Franz Paul Lang, Hafnermeiſter.
Pilatus — Tobias Flunger, Schnitzler und Zeichnungslehrer.
Judas — Gregor Lechner, Schnitzler.
Kaiphas — Johann Lang, Krämer.
Annas — Gregor Stadler, Schnitzler.
Nathanael — Paul Fröſchl, Hufſchmied.
Ezechiel — Sebaſtian Albl, Schnitzler.
Ein Rabbi — Anton Heiſerer, Schnitzler.
Joſef von Arimathea — Thomas Wendl, Schnitzler.
Nikodemus — Anton Haaſer, Bauer.
Ein römiſcher Hauptmann — Joſef Zwink, Schnitzler.
Barrabas — Johann Allinger, Taglöhner.
Chorführer — Johann Dimmer, Schnitzler und Kürſchnermeiſter.
Muſikdirektor — Mathias Führer, Schullehrer.

---

*) In der Ortsſprache nennen ſich dieſe Leute, welche Bilder Chriſti und der Heiligen aus Holz ſchnitzen, die alſo eigentlich Bildhauer und Künſtler ſind, mit dem höchſt beſcheidenen Namen: Schnitzler.

Im Ganzen wirkten 547 Personen mit, (darunter 143 Kinder von 12 bis 2½ Jahr abwärts,) eine Anzahl, die aus den großen Aufzügen, Volksscenen, dann aus den Vorbildern, bei denen oft der ganze Bühnenraum angefüllt wird, sich leicht erklären läßt.

Die Finanzfrage.

Es ist *geflissentlich*, wenn wir noch vor der Besprechung des Spiels von der *Einnahme des Jahres* 1860 und von der Verwendung des Geldes sprechen; denn es geht aus diesem Umstand hervor, daß die Bewohner von Oberammergau durch die Honorare nicht reich werden, und daß sie *um des Geldes willen* — nicht die Mühe des Passionsspiels übertragen.

Wenn ein Correspondent eines bekannten Blattes im Jahre 1850 die Bemerkung machte, das Passionsspiel werde von den Oberammergauern fortgespielt: „um die heilige Silberquelle nicht versiegen zu lassen," so ist das eine Gattung jenes Hohnes, *der denjenigen*, welcher ihn vorbringt, in den Augen eines guten, rechtlichen Menschen erniedrigt, ohne daß er jenen, auf die er zielt, schaden könnte. *Verhöhnen*

läßt ſich am Ende Alles, verhöhnt iſt der Heiland der Welt auch geworden und die guten Oberammergauer mögen in Geduld den Hohn einer verrotteten Publiziſtenſeele ertragen; die am Ende noch von jedem Pavian übertroffen wird, zu deſſen pikanten Eigenſchaften es gehört, im Hinſchauen auf den Mond Geſichter zu ſchneiden.

Wir meinen es daher beſonders hervorheben zu ſollen, daß Devrient in der illuſtrirten Ausgabe ſeines Berichtes auch jener trübſeligen Anſchuldigung von Gewinnſucht gedenkt und ſelbe nach allen Richtungen entſchieden zurückweiſt. Seine Worte: „Man darf nicht ſagen, daß Gewinnſucht die Oberammergauer zu dem Eifer ſpornte, den ſie bewieſen. Die Wiederherſtellung des Coſtüms und der Dekorationen, denen beim Gebrauch im Regen und Sonnenbrande viel zugemuthet wird, koſtet jedesmal eine bedeutende Summe, dieß Jahr (1850) 6000 fl. Dazu iſt jetzt der mittlere Theil des übrigens ganz offenen Theaters unter Dach und Fach gebracht worden, um die Utenſilien während der neun Feierjahre zu bergen. Ferner müſſen theils Gemeindeſchulden von den Einnahmen getilgt, theils wichtige Gemeinde-Anſtalten davon erhalten und gegründet werden, wozu insbeſonders die Zeichen- und Modellirſchule gehört, welche geradehin eine Lebensfrage für die

Gewerbsthätigkeit des ganzen Dorfes, die Holzschnitzerei geworden ist. Somit kann nur eine verhältnißmäßig geringe Summe der Vertheilung an die beim Spiele Mitwirkenden verwendet werden, die sich bei der großen Anzahl wieder sehr zersplittert und daher nur in seltenen Fällen eine wirkliche Entschädigung für die versäumte Arbeitszeit genannt werden kann; auch das Spiel bedarf unzähliger Vorübungen, Proben und zeitraubender Vorbereitungen jeder Art. Allerdings kommen dagegen jedem Einzelnen auch die Gemeinde-Anstalten zu gut, welche die Passionseinnahme fördert; aber beweist es nicht schon einen höchst ehrenwerthen Grad von echtem Gemeinsinn, wenn Landsleute bereit sind, für das gemeine Beste Mann für Mann einzustehen. Der Gemeinsinn ist es, diese vornehmste Tugend des gesellschaftlichen Wesens überhaupt, diese Grundbedingung der dramatischen Kunst, die sich auch hierin als ein treuer Spiegel des großen Lebens zeigt; der Gemeinsinn, diese alles belebende Kraft, nach der die Seele unseres großen Vaterlandes seufzt, wie nach der Offenbarung des heiligen Geistes, er ist es, der dieser Dorfgemeinde etwas vollbringen läßt, was sonst im ganzen Vaterlande unmöglich geworden scheint. Er schafft den Oberammergauern die Genugthuung einer erfüllten heiligen Pflicht, schafft ihnen gemein-

ſame Ehre, gemeinſamen Vortheil, gemeinſame Freude am heiteren frommen Spiel. — Ja, dieſe allgemeine, wichtige Angelegenheit gibt ihnen einen eigenthümlich friſchen Umſchwung ihres Lebens. Von einem Paſſionsjahre zum andern wie viele Erwartungen, Beſtrebungen und Vorbereitungen! Welch ein Inhalt, welch ein Ziel iſt dem einförmigen Daſein des abgelegenen Dorfes damit gegeben. Dieſe Feiertagsatmoſphäre athmet dann auch der Fremde, ſobald er das Dorf betritt.“ So Devrient.

Im Jahre 1860 wurde an Honoraren ausgetheilt 21,751 fl. Somit kämen im Durchſchnitt auf die Perſon gegen 40 fl. für 21 Vorſtellungen (ſo oft wurde 1860 das Paſſionsſpiel dargeſtellt).

Nun zerfällt aber die Theilung des Honorars in neun Klaſſen. Der Darſteller Chriſti erhielt als außerordentliche Anerkennung der Gemeinde 160 fl. Die Honorarklaſſen (je nach der Leiſtung geſchieden) ſind I. 120, II. 90, III. 75, IV. 60, V. 45, VI. 30, VII. 22, VIII. 11, IX. 8 fl.

Nimmt man nun an, daß jede Darſtellung — wenn ſie ohne Unterbrechung fortgeht — acht Stunden dauert, nimmt man hiezu die vielen Proben, ſo ſtellen ſich die Honorare derartig, daß ſelbſt ein Judas die beim Paſſionsſpiel mitwirkenden Oberammergauer nicht

um ihres Gewinnes willen anfeinden könnte. Eben aber für die Judasse haben wir den genauen Bericht vom Ortsvorsteher verlangt — um den gemeinen Vorwurf der Gewinnsucht von den Oberammergauern durch Zahlen und Nummern abzuwälzen.

Die Brutto-Gesammteinnahme betrug bei 16 Haupt- und 5 Nach-Vorstellungen im Jahre 1860: 54,810 fl. 42 kr.

Davon entfallen als direkte Ausgaben für das Passionsspiel 15,000 fl. (dazu gehören 2500 fl. auf Nachschaffung der Gewänder, 1600 fl. auf Dekorationen).

	fl.
Auf Honorare	21,751
Auf Schuldentilgung	2000
Für Uferbauten an der Ammer	6000
Für Restaurirung der Pfarrkirche	1200
Für Erweiterung des Gottesackers	1200
Zum Schulfond	1000
Zum Zinsenschulfond	1000
Zum Armenfond	1000

Die noch übrige Summe wurde nach Bestimmung der Gemeinde unter dem Titel: Passionsfond 1860 kapitalisirt, mit Bestimmung der Zinsen für Gemeindebedürfnisse, zunächst für die oft nöthigen Wasserbauten.

Als im April 1861 die bald darauf widerrufene Nachricht durch die Blätter lief: es werde das Passionsspiel in Oberammergau ausnahmsweise dieses Jahr wiederholt werden, schrieb ich sogleich an den Gemeindevorsteher Schauer um Aufschluß hierüber; er antwor-

tete unter andern: „Es ist der ganzen Gemeinde daran gelegen, daß das Gelübde der Vorfahren auch im bestimmten Zeitraum eingehalten werde, das Spiel soll nicht zu einem Wuchergeschäft herabsinken, und als ein solches müßte es — im Falle einer von der Gemeinde ausgehenden Wiederholung vor dem hiezu bestimmten Jahre — angesehen werden. Die Gemeinde will pflichtgetreu die bisher beobachtete Zeit von 10 Jahren einhalten. Nur auf ausdrücklichen Befehl unseres geliebten Königs könnte eine Abänderung hierin möglich sein."

Ehe wir zur Beschreibung der Bühne und der Aufführung übergehen, können wir die Bemerkung nicht unterlassen, daß die Ursache — aus der das Oberammergauer Passionsspiel mehrere Dezennien brauchte, bis es im weiten Kreise nicht nur so sehr bekannt und aufgesucht, sondern von der Literatenwelt gewürdigt wurde — in der antichristlichen und heidnischen Richtung der Zeit gelegen ist.

Treffend hat dieses Dr. Sepp im Jahre 1850 in seinem Bericht der Augsburger Post-Ztg. ausgesprochen in den Worten: „Wenn eines Tages die unerwartete Nachricht einliefe, es habe im äußersten Winkel von Hellas noch eine Dorfgemeinde sich gefunden, in welcher, wie in der Erinnerung an

das griechiſche Alterthum, von den Einwohnern noch von Zeit zu Zeit Komödie oder ein eigenthümliches „Bauernſpiel" aufgeführt werde — wie würden da alle Gelehrten Europa's in Aufruhr kommen, die Akademien zweifelsohne ihre eigenen Deputirten an Ort und Stelle ſenden, um dieſen letzten Reſt des Claſſicismus vor dem Untergange zu retten, und das alte Drama mit ſeinen Chören aus dem Leben verſtehen zu lernen. Die Abgeſandten ſelbſt würden nicht müde werden, in allen Organen der Oeffentlichkeit ihr visum repertum auszuposaunen: man habe das Spiel geſehen, der Gegenſtand und die Behandlung ſei klaſſiſch, der Tanz, welcher dabei vorkomme, Romaika genannt, wahrhaftig der alte pyrrhichiſche, und ſchon das Auftreten der Palikaren, welche in ihrem ſchwebenden Gang nur auf den Vorderballen der Fußſohle einherſchritten, beweiſe, daß man es hier mit den echten Enkeln der alten Hellenen zu thun habe. Vollends aber biete der Wechſelgeſang der Chöre Strophen, welche noch als Volkslied geſungen, offenbar aus einem alten Schlachtgeſange der Spartaner herrührten, und im Laufe der Jahrhunderte kaum eine Veränderung erlitten. Unſere Philologen und alle Alterthumskundigen würden über ſolche Nachrichten einen Triumph feiern, wie die neueren Germaniſten, wenn es einem gelänge,

einen Bardengesang oder das alte Rolandslied wieder aufzufinden, das zum letztenmal auf brittischer Erde in der siegreichen Schlacht Wilhelm des Eroberers von seinen Normannen gesungen wurde. Die klassische Entdeckung wird aber wohl noch lange auf sich warten lassen.

Dagegen findet in einem abgelegenen Gebirgsthale Altbaierns noch ein Spiel sich im Leben vor, dergleichen seit den Kreuzzügen im ganzen Abendlande zur Aufführung kamen, wie wir denn finden, daß z. B. in Rouen seit dem Jahre 1073 ein jährlicher Preis für die gelungenste religiöse Bühnendichtung oder für die Behandlung des geistlichen Dramas ausgesetzt war. Wir haben hier das erste und letzte jener alten heiligen Spiele im Leben vor uns; der Gegenstand ist der höchst dramatische, den die Weltgeschichte kennt, ja der Mittelpunkt aller wahrhaften Dramaturgie, es ist das Leiden und der Tod des göttlichen Erlösers, der selber den Schlußpunkt der alten mythologischen Zeit bildet, wenn diese anders einen Sinn haben soll."

Schilderung des Theaters.

Das Theater steht an der nordwestlichen Seite des Dorfes auf der sogenannten „Theaterwiese." Alles ist aus Holz gebaut, Bühne und Schauplatz. Der Schauplatz ist ein nach rückwärts verlängerter Halbkreis, nach den Seiten und nach rückwärts zu erhöhen sich die Sitze derartig, daß man von außen ungefähr 20 Stufen hinansteigen muß, um in den Logenplatz einzutreten. Die Scala in Mailand, obwohl der Zuschauerraum ringsum durch die Gallerien viermal so hoch ist, faßt nur 4000 Zuschauer; das Carlo- oder Hoftheater in Neapel um einige hundert mehr, hier haben 6000 Platz. Das Theater ist nämlich bedeutend breiter als irgend eine aus Steinen gebaute Bühne, es mag bei dem Orchester über 80 Fuß Breite haben. Die Logenplätze werden mit einem Dach aus groben Linnen überspannt, als Schutz gegen Sonne und Regen. Die Mehrzahl der Zuschauer sitzt unter freiem Himmel. Die Bühne liegt gegen Westen und hat somit in den ersten fünf Stunden des Schauspiels die beste Beleuchtung. Diese Bühne ist

aus verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzt. In der Mitte, etwas gegen den Hintergrund zu das eigentliche Theater, das mit einer Cortine abgeſchloſſen werden kann. In dieſem Bühnenraum, der 35 Fuß breit iſt, werden jene Scenen geſpielt, die eine Vorbereitung der Dekorationen bedürfen, wie z. B. ſämmtliche altteſtamentariſche Vorbilder — dann jene, welche im Innern eines Gebäudes ſpielen, z. B. im Tempel, im Saal des Abendmahles u. dgl., dann jene, die im Freien ſpielen, wie die Oelbergſcene, der Selbſtmord des Judas, die Kreuzigung ſelbſt. Nach dem Fallen des Vorhanges wird der Schauplatz durch Aufſtellung anderer Dekorationen gewechſelt.

Neben dieſer eigentlichen Bühne ſtehen und bleiben die ganze Handlung hindurch ſtabil die Häuſer des Annas und des Pilatus. Das erſte vom Zuſchauer aus rechts, das zweite links. Dieſe Häuſer ſind ſchmal, jedes hat unten eine Doppelthüre und oben einen Balkon. Neben dieſen beiden Häuſern öffnen ſich, durch hohe Thorbogen ſichtbar, nach beiden Seiten rückwärts Straßen Jeruſalems mit perſpektiviſch gemalten Häuſern. Aus dieſen Straßen kommen die Aufzüge heraus, und brechen die Revolten und Volksſcenen hervor. Der Raum vor dem eigentlichen Theater wird — während drinnen Vorbereitungen der

Scene geſchehen — vom Chor eingenommen, der in ſeinen Liedern immer auf das Kommende vorbereitet; nebenbei aber auch den Zweck hat, daß während dieſer Vorbereitungen das Publikum beſchäftigt und das Spiel nicht unterbrochen wird.

Vor dem jedesmaligen Aufziehen des Vorhanges der Mittelbühne, auf dem eine Straße gemalt iſt, geht der Chor in zwei Abtheilungen nach links und rechts aus der Mitte des Schauplatzes. Sind Vorbilder in der Scene, ſo ſingt der Chor in zwei Gruppen ſeitwärts ſtehend fort, dieſe Vorbilder im Liedestext erklärend. Kommen aber Scenen aus der Paſſionsgeſchichte, ſo tritt der Chor immer gänzlich ab.

Die Gebäude der Straßen ſind keineswegs orientaliſch, ſie ſtellen im Gegentheil ganz gemüthliche Häuſer aus deutſchen Reichsſtädten im Style des 16. und 17. Jahrhunderts dar — ein Umſtand, der aber durchaus nicht ſtört, denn man hat während des ganzen Schauſpiels kaum Zeit und auch keine Luſt der Scene kritiſch zu gedenken.

Deutinger ſagt über die Bühne: „Die ganze Anlage der Bühne iſt ungefähr ſo, wie Tieck den Bau der altengliſchen Volksbühne ſich gedacht hat und für Darſtellungen, in welchen eine größere Volksmenge in die Entwicklung der Handlung thätig mit eingreifen

ſoll, überaus geeignet. Sie gibt der Einbildungskraft ſchon gleich beim erſten Anblick einen weiten Spielraum, die Entwicklung der verſchiedenartigſten Handlungen und die Ausführung der ſchönſten und mannigfaltigſten Gruppirungen innerhalb dieſes Raumes ſich vorzuſtellen."

Ein Berichterſtatter (Bairiſche Landbötin 1850) urtheilt über die Bühne: „Sie ſcheint nach dem Modell der Bühne des berühmten Palladio in Vicenza gebaut zu ſein, denn ſie ſtellt ebenfalls einen Stadtplatz mit Paläſten, zwei geräumigen Seitengaſſen, Altanen und einem freien Proſcenium vor, auf denen ſich das ſpielende Volk frei bewegen kann." —

Die Bühne Palladio's in Vicenza hat einen Platz in der Mitte: das Proſcenium, bei den Griechen Thymele genannt, und auf jeder Seite zwei Straßen, die aber kaum acht wirkliche Schritte lang ſind, auch iſt dieſe Bühne im Vergleich mit der in Oberammergau klein und ſchmal. Die außerordentliche Kunſt daran iſt die täuſchende Perſpektivmalerei der Paläſte mit ihren Säulen*). Das Theater in Oberammergau hält

*) Eine eingängige Würdigung des Theaters von Palladio (teatro olimpico) in Vincenza findet ſich in S. Brunner's: Aus dem Venediger- und Longobardenland, 2. Auflage. Wien, bei Braumüller 1860. Seite 415 bis 425.

nur einen fernen Vergleich mit dem Palladio'ſchen in Vicenza aus, das Hereinſchauen der Berge über die Bühne mahnt eher an das tragiſche Theater in Pompeji. Jedenfalls aber bleibt der Anblick dieſer Bühne in Oberammergau — trotz Vergleich mit dieſer oder jener, im höchſten Grade eigenthümlich.

Wenn man von hinten in den erhöhten Logenraum eintritt, ſieht man vor ſich die ganze ſechstauſendköpfige Maſſe der Zuſchauer, welche dicht aneinander gereiht in dem amphitheatraliſchen Raum auf den gegen das Orcheſter zu in ſchiefer Ebene ſich hinabſenkenden Sitzen poſtirt iſt; beſonders die Frauenwelt findet man in die verſchiedenſten Coſtüme gekleidet, da gibt es Trachten aus Tirol, aus dem bairiſchen Hochland, aus Schwaben und aus den Allemaniſchen Stämmen vom Bodenſee her.

Die Aufführung des Passionsspiels.

Erste Abtheilung.

Erste Vorstellung.

Einige Minuten vor Beginn des Spiels hatte es zu regnen aufgehört. Drei Pöller wurden abgefeuert.

Der Prolog wird in ernster Weise vorgetragen:

Wirf zum heiligen Staunen dich nieder,
Von Gottes Fluch gebeugtes Geschlecht!
Friede dir! aus Sion Gnade wieder!
Nicht ewig zürnet Er,
Der Beleidigte. — Ist sein Zürnen gleich gerecht;
Ich will — so spricht der Herr —
Den Tod des Sünders nicht, — vergeben
Will ich ihm — er soll leben,
Versöhnen wird ihn, selbst meines Sohnes Blut, versöhnen:
Preis, Anbetung — Freudenthränen,
Ew'ger, Dir!
Doch, Heiligster! darf der Staub sich unterstehen,
Hin in der Zukunft Heiligthum zu sehen?
Seht das Geheimniß Gottes — das Opfer dort auf Moria
Das Opfer — der Versöhnung Bild auf Golgatha.
Seht! so will, der Sünder Schuld zu zahlen,
Wie einst Isaak dort auf Moria,
Gott zum großen Sühnungsopfer fallen
Der Geliebte selbst auf Golgatha.

Gott! Erbarmer! Sünder zu begnaden,
Die verachtet ſchändlich Dein Gebot,
Gibſt Du, von dem Fluche zu entladen,
Deinen Eingebornen in den Tod.
Ew'ger! höre Deiner Kinder Stammeln!
Weil ein Kind ja nichts als ſtammeln kann.
Die beim großen Opfer ſich verſammeln,
Beten Dich voll heil'ger Ehrfurcht an.
Folget dem Verſöhner nun zur Seite,
Bis er ſeinen rauhen Dornenpfad
Durchgelaufen, und im heißen Streite
Blutend für uns ausgekämpfet hat.

Während des Chors zeigen ſich zwei lebende Bilder nebeneinander. Die Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradieſe und Abraham im Begriffe ſeinen Sohn Iſaak auf Moria zu opfern. Der Vorhang fällt, um ſich kurz darauf wieder zu erheben. Im Hintergrund ragt nun ein leeres Kreuz, umkniet von vier kindlichen Geſtalten, auch der Chor kniet, gegen das Kreuz gewendet, bei den letzten Verſen ſich nieder.

Die fünfzehn Perſonen des Chors erſcheinen in einem eigenthümlichen Gewand nach der Antike, wie es ſich in griechiſchen und römiſchen Basreliefs oder auch in alten Moſaiken noch bisweilen findet. Das Gewand iſt inſofern geſchlechtslos, als die männlichen und weiblichen Sänger durch dasſelbe als ſolche nicht unterſchieden ſind. Die Sänger und Sängerinnen des Chors werden hier Schutzgeiſter genannt. Ihre Häupter ſind mit Federkronen bedeckt — ſie

tragen Tuniken und eine Art türkiſcher Beinkleider, unten an den Knöcheln zuſammengebunden, dieſe Gewandſtücke wie auch die Handſchuhe ſind weiß. An den Füßen haben ſie Sandalen, um die Schultern Mäntel von verſchiedenen Farben, ſo daß der Chor die Farben des Regenbogens mit ihren Uebergängen, doppelt von der rechten und linken Seite gegen die Mitte zu, darſtellt.

Der Geſang des Chores macht eine ſonderbare Wirkung, das Publikum fühlt ſich wie von einem elektriſchen Fluidum umfloſſen. Schon das Auftreten iſt eigenthümlich, beſcheiden das Haupt geſenkt, die Hände an der Bruſt gekreuzt, treten die Chorſänger, die eine Hälfte aus der linken, und die andere aus der rechten Seite heraus und verbeugen ſich leicht vor den Zuſchauern, ehe ſie ihren Geſang beginnen. Während des Singens ſind die Hände bald nach unten hängend, bald die Arme etwas ausgeſtreckt, wie es der Inhalt des Geſanges eben erfordert. Sie ſtehen in gemeſſenen Räumen auseinander, ſo daß ſie das weite Proſcenium einnehmen. Man wird in den renommirteſten Geſangshallen des ſüdlichen Europa's helltönendere Chöre vernehmen — die Metallſtimmen im Chore des Carlotheaters in Neapel (Stimmen, die ihr Silber dem Klima zu verdanken haben, welches gegen die Stimmorgane nicht in einem ſo hartnäckigen Krieg begriffen iſt, wie die mitteleuropäiſchen und nordiſchen Winter) ſind

allerdings kräftiger als die Stimmen dieſer 15 Chorperſonen in Oberammergau; aber alle dieſe Chöre der großen Opern tragen doch immer das unverwiſchbare Gepräge einer Komödienhaftigkeit an ſich — während hier das Weſen und die Art des Cultus, des gottesdienſtlichen Geſanges vorwaltet. Darin liegt auch der Umſtand, daß man alsbald, nachdem der Chor beginnt, von dieſem Geſange wunderbar ergriffen und auf die kommende Scene vorbereitet wird. Der Chor erbaut, weil er auch zu ſeiner eigenen Erbauung ſingt — man wird von der tiefen Empfindung der Sänger mit fortgeriſſen; und das chriſtliche Gemüth fühlt: daß das Anlegen des Maßſtabes einer Meyerbeer'ſchen Oper an dieſen Geſang, daß eine Parforcekunſtkritik hierüber ein gemeiner Schacher wäre. Selbſt Devrient ſagt über dieſen erſten Geſang des Chores: „Ich gewann einen Augenblick, mich in dem wunderbaren Eindrucke des Vorgegangenen zurecht zu finden. Das war unleugbar Gottesdienſt. Es iſt ein künſtleriſcher Ritus, der ſich hier vollendet. In dieſer Symmetrie der Aufſtellungen, in der mechaniſchen Regelmäßigkeit des Kommens und Gehens, ſelbſt in den allzuvielen Deklamations-Bewegungen der Arme beim Geſange lag etwas vom heiligen Ceremoniell. Das iſt der Chor der altgriechiſchen

Tragödie, aber ganz von christlichem Geiste durchdrungen."

Der k. k. Hofschauspieler und Regisseur des Burgtheaters zu Wien, Herr Fichtner, der im Jahre 1860 ebenfalls das Passionsspiel ansah, sagte mir, als ich mit demselben über dieses Thema zur Sprache kam: „Schon der einleitende Chorgesang war mir eine Bürgschaft für das Nachfolgende. Woher, dachte ich mir, haben denn diese Leute die Freiheit und Rundung in der Bewegung ihrer Hände, da war nichts Steifes und Hölzernes, nichts Eingelerntes und nichts Eingetrichtertes zu ersehen, jede Persönlichkeit bewegte sich verschieden und doch lag in alledem eine eigenthümliche Harmonie, man hatte durchaus nicht das Gefühl in sich, hie und da nachhelfen zu wollen, das Auge war vollkommen befriedigt; und schon im Auftreten des Chors lag eine Art Ankündigung: hier sei etwas Außerordentliches zu erwarten."

Der Verfasser meint keine Indiscretion zu begehen, wenn er mehrere Aeußerungen des obgenannten Künstlers, eines ebenso scharfsinnigen und begabten, als im Umgange bescheidenen und liebenswürdigen Mannes anführt; den geneigten Lesern dürfte es zudem willkommen sein, Ansichten eines berühmten

Fachmannes — der den ganzen Vorgang mit geübtem Auge angeſchaut hat, zu vernehmen.

Der Chorgeſang während des Einzuges lautet:

Heil Dir! Heil Dir! o Davids Sohn!
Heil Dir! Heil Dir! der Väter Thron
Gebühret Dir.
Der in des Höchſten Namen kömmt,
Dem Israel entgegenſtrömt,
Dich preiſen wir.

Hoſanna! der im Himmel wohnet,
Der ſende alle Huld auf Dich!
Hoſanna! der dort oben thronet
Erhalte uns Dich ewiglich.
Heil Dir! Heil Dir! ꝛc. wie oben.

Geſegnet ſei, das neu auflebet,
Des Vaters David Volk und Reich!
Ihr Völker ſegnet, preiſet, hebet
Den Sohn empor, dem Vater gleich.
Heil Dir! Heil Dir! ꝛc. wie oben.

Hoſanna unſerm Königsſohne
Ertöne durch die Lüfte weit.
Hoſanna! auf des Vaters Throne
Regiere er voll Herrlichkeit.
Heil Dir! Heil Dir ꝛc. wie oben.

Die erſte Abtheilung beginnt mit dem Einzuge Chriſti in Jeruſalem und endet mit der Gefangennehmung im Oelgarten. Die erſte Vorſtellung iſt der Einzug Chriſti in Jeruſalem.

Man hört aus der Scene von den beiden Straßen her das Hosanna singen. Der Vorhang geht auf, auch die Mittelbühne stellt eine tiefe Straße dar. Von der offenen Straße links kommt der Einzug des Volkes in Jerusalem hervor. Eine Menge von zuerst kleinen dann größeren Kindern, bis in's Jünglings- und Jungfrauenalter hinauf, kommen singend und Palmen streuend in den Vordergrund und wenden sich dann gegen die vertiefte Straße rechts, ihnen folgen Männer, Frauen und Greise. Es sollen über 300 Personen im Zuge mitwirken. Das Costüm ist so ziemlich jenes eigenthümliche, welches man auf den Bildern der Passion findet, wie diese aus den deutschen Maler-Schulen des 15. Jahrhunderts hervorgingen. Schon sind die vorderen Partieen der Kinder rechts in die Straße abgegangen, als man des Heilandes im violetten Kleide ansichtig wird, er sitzt quer auf einem Lastthier, welches ein Mann am Zaume führt. Der Zug bewegt sich langsam und feierlich. Mütter halten ihre Kinder hoch auf den Armen, daß sie den sehen, der im Namen des Herrn kommt, einige breiten ihre Kleider aus vor seinem Wege. Jetzt ist der Moment, in welchem dem christlichen Zuschauer die Macht des Passionsspiels mit aller Gewalt vor die Seele tritt. —

Der Mann, der jetzt im Vordergrunde mit Ernst und Würde vom Lastthiere, nicht herabsteigt, sondern gleichsam wie von einem Sitze nur aufsteht und vorwärts schreitet: das ist nicht mehr der arme Schnitzler aus Oberammergau — den man Tags zuvor oder noch am frühen Morgen in seinem Lodenrock gesehen, man fühlt sich auch nicht mehr als ein Zuschauer, der zur Befriedigung seiner Neugierde nach Oberammergau gekommen, nein, man fühlt sich lebhaft nach Jerusalem versetzt, plastisch und lebendig tritt die Geschichte von Christi bitterem Leiden und Tode in den Vordergrund, was die Phantasie sich tausendmal vorgestellt von Kindheit an, das ist auf einmal zur lebendigen tief in's Herz greifenden Thatsache geworden. Das Auge füllt sich mit Thränen, und es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß von den 6000 Anwesenden sich bei 4000 der Quell der Zähren aufgeschlossen hat. Es ist vielleicht die ergreifendste Scene des Passionsspiels — weil es die erste ist. Kaum war der Heiland in den Vordergrund getreten, um über die heilige Stadt das Weh auszusprechen und über sie zu weinen — so war man auch aller unwillkürlich mitgebrachten Angst ledig geworden, der Angst: es könne die Vorstellung am Ende doch unwürdig, und mehr zum Aergerniß

als zur Erbauung ſein. Der Darſteller hat ſich in die Würde und Erhabenheit des Gottmenſchen nach menſchenmöglicher Weiſe hineingelebt; keiner der erſten Schauſpieler Deutſchlands würde ihn hierin überflügeln, denn hier iſt das Agens der Vorſtellung das tiefe religiöſe Bewußtſein, in das man ſich hineingelebt haben muß und das man nicht wie ein Kleid willkürlich anziehen kann. Devrient ſagte von dieſer Scene ſchon bei der Aufführung i. J. 1850: „In einer ſeltſamen Stimmung prüfte ich mich ſelbſt, welch' einen Eindruck die lebendige Geſtalt des Gottmenſchen auf mich hervorbringen werde. Es war der allerreinſte und befriedigendſte. Den wunderbarſten Eindruck macht es, den Heiland, dieſen vertrauteſten Gegenſtand unſerer Einbildungkraft von Kindheit an, dieſe Geſtalt, die ſchon in unzähligen Bildwerken vor uns geſtanden, leibhaftig vor uns wandeln, ſich bewegen, reden zu ſehen, zu hören, wie er das Volk belehrt und es ihn dafür ſegnet und preiſt, und wie er den Anfeindungen der Schriftgelehrten begegnet."

Tiefer über die innern Gründe des mächtigen Eindruckes der Paſſionsvorſtellung ſagt Deutinger: „Die lebendige Erſcheinung der höchſten Liebe iſt es, die ſo mächtig auf jeden Menſchen wirken muß und den Gebildeten wie den Ungebildeten mit gleicher Kraft

ergreift. Je mehr der gewöhnliche Religionsunterricht in ein gelehrtes Frag- und Antwortspiel ſich aufgelöſt, je mehr die Verkündigung des Evangeliums zur immerwährend gleichförmig ſich wiederholenden Bußpredigt herabgeſunken, je mehr das lebendige Wort Gottes den Menſchen in die Ferne gerückt iſt, um ſo mächtiger macht eine düſtere Gleichgültigkeit gegen alle Religionslehre, oder eine ſchmerzliche Sehnſucht nach einem innern und lebendigen Verſtändniß des göttlichen Wortes ſich geltend. Wenn nun dieſer inneren Verlaſſenheit die lebendige Anſchauung göttlicher Liebe ohne den Zwang des Wortes und Geſetzes ſich darſtellt, ſo verſenkt ſich das Gemüth unmittelbar in dieſen durchſichtigen, reinen Lebensſtrom und badet und erfriſcht ſich in den klaren Fluthen der heiligen Begeiſterung, aus dem es wie neugeboren an das Ufer des zeitlichen Lebens und Wirkens zurückkehrt."

Während Chriſtus auf der Vorderbühne ſpricht, wurde hinter dem Vorhang der Mittelbühne der Vorhof des Tempels bereitet. Die Courtine erhebt ſich; man ſieht Krämer und Wechsler Tauben und Lämmer verkaufen und mit Münzen handeln. Die Ausführung der nun kommenden höchſt ſchwierigen Scene zeigt die Höhe, welche das Paſſionsſpiel im Jahre 1860 erreicht hat. Im Jahre 1850, erzählt Devrient, wurde

gelacht, als die Krämer aus dem Tempel getrieben wurden. Die Darsteller im Jahre 1860 haben gerade in dieser Scene einen wahren Triumph der Kunst gefeiert — sie ist ja die gefahrvollste für den Darsteller Christi, er hat die Tische der Wechsler umzuwerfen, und diese mit der aus Stricken geflochtenen Geißel hinaus zu treiben.

Christus tritt unter die Tempelentweiher würdevoll hinein: als er mitten unter ihnen steht, spricht er langsam, mit Ernst, durch den aber Sanftmuth leuchtet und hinter dem keine menschliche Leidenschaft steht: „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt es zur Mördergrube gemacht.“ Ohne sich zu bewegen, wirft er den Tisch der Wechsler um, er berührt ihn nur an einer Ecke, es ist so eingerichtet, daß das Umwerfen keiner Kraftanstrengung bedarf, nur die Hand bewegt sich, die gerade Stellung bleibt vollkommen, der Tisch fällt, die Münzen rollen ringsum, und die Eigenthümer stürzen scheltend und heißhungerig auf dieselben nieder, um sich ihrer wieder zu bemächtigen, ebenso werden einige Körbe der Krämer mit leichter Handbewegung umgestürzt, die Tauben flattern heraus. Der Heiland nimmt den Strick und ohne zu schreiten, ohne sich zu beugen, schlägt er zweien der Krämer auf den Rücken.

Die Handlung ist ganz recht aufgefaßt; es handelt sich nicht darum in dieses Volk hineinzuschlagen, daß es Schmerzen fühlt, es handelt sich nur um die wohlverdiente Schmach — daß sie mit Geißeln aus dem Tempel getrieben werden, den sie entweiht haben. Der Darsteller hatte hier die gefährlichste Klippe umschifft. Die Meisterschaft, die in diesem ganzen Vorgange lag, mußte weit über alle Erwartung hinausgehen.

Wenn Jemand, der das Passionsspiel nicht gesehen und aus eigenen Gedanken im Voraus dagegen eingenommen ist, oder eingenommen wurde — wie man es oft hört, sich äußert: „Aber wie ist es denn möglich, daß Bauern, Gebirgsbewohner, die nichts von Kunst gesehen haben, denen es an der Bildung, an den Vorbildern größerer Bühnenkünstler mangelt — sich an eine Darstellung wagen, in welcher sie am Ende doch nur die Sache selbst und auch sich lächerlich machen können!“ so muß man rein sagen: „Der redet, wie der Blinde von der Farbe.“ Komm her, mein Kritiker, und siehe selbst, und sage mir: Ob du es wagst, nach einem wöchentlichen Studium dich hinzustellen, und diese Scene aufzuführen, oder ob du in Deutschland einen findest, der sie besser darstellt, als der Schnitzler Rupert Schauer.

Was die Gruppen zuſammen zu ſagen haben, das ſogenannte Volksgeſchrei, ſagen ſie nur immer in einem gewiſſen Rhythmus und ſehr verſtändlich, es iſt kein wirres unverſtändliches Durcheinanderſchreien. Dabei legen dieſe zuſammen agirenden Gruppen doch immer die nöthige Leidenſchaft in ihre Worte und Ausrufungen, ſo daß dieſe nicht unnatürlich erſcheinen. Auch Devrient, der die Scenen mit dem ſcharfen Auge des routinirten Schauſpielers betrachtete, ſagt über dieſes Volksgeſchrei: „Chriſti Reden treten dazwiſchen klar hervor. Alles bleibt geſondert und doch voll Lebendigkeit und Nachdruck. Auf dieſer Bühne gibt es gar keine Statiſten, d. h. ſtumme Perſonen, die nur einen Platz ausfüllen, alle ſind wirkliche Mitſpieler, alle, auch die Kinder ſprechen und agiren. Merkwürdig, daß aber auch nicht einmal der Mechanismus des Eingeübten ſich merklich macht; man glaubt wirklich Menſchen zu vernehmen, die zugleich und aus einem natürlichen Antriebe das Nämliche zu ſagen haben.“ „Die Darſtellung dieſer maſſenhaften Volksſcenen, ſo heftig bewegt im Sprechen und Handeln, die durch die ganze Paſſionsaufführung hindurch gehen, iſt erſtaunlich.“

„Wer es weiß, welche Mühe der erfahrenſte Regiſſeur unſerer größten Hofbühnen hat, mit den

geübteſten Kräften ſolche Auftritte zu Stande zu bringen, die dennoch immer an gleich beſeelter Energie und Präciſion hinter dieſem Dorfſchauſpiel zurückbleiben, muß vor dem künſtleriſchen Sinn, dem unermüdlichen Fleiße und dieſer geſchloſſenen Einmüthigkeit der Landleute beſchämt ſtehen."

Wenn wir wiederholt auf Devrient als einen Gewährsmann für unſere Anſchauung über das Paſſionsſpiel zurückkommen, ſo meinen wir, es könne hierüber eben keine Ausſprüche von größerer Unparteilichkeit geben, als die eines Schauſpielers, der von Haus aus Proteſtant iſt, der ſeine proteſtantiſche Anſchauung auch nicht aufgegeben hat, der aber dabei im Ganzen, man muß ſagen: ein glänzendes und ſeinen Charakter im höchſten Grade ehrendes Zeugniß von ſeinem unbefangenen Urtheil über das Spiel niedergelegt hat.

Er geſteht über dieſe erſte Scene aus der Paſſionsgeſchichte: daß ihn dieſelbe durch die Fülle von neuen und unerwarteten Eindrücken in einen förmlichen Rauſch verſetzt habe, und daß ihm das Eine zur ſiegreichen Ueberzeugung geworden: — wenn er noch einen Zweifel über die Entſcheidung der viel erörterten Streitfrage von der Zulaſſung des Heiligen auf der Bühne gehegt hätte — dieſe Stunde hätte ihn total aus dem Felde geſchlagen.

„Hier konnte nicht nur von keiner Entweihung unſeres Ideals vom Erlöſer die Rede ſein, ſondern ſein geiſtiges Bild erhielt durch ſein leibhaftiges Daſein unter den anderen Menſchen eine ſo überzeugende Wirklichkeit, daß Alles, was ich längſt von ſeinem Erdenwandel und Leiden mir klar gemacht zu haben glaubte, doch nun erſt eigentliche Lebendigkeit erhielt.“

So redet Devrient vom Darſteller Chriſti im Jahre 1850, Tobias Pflunger, der im Jahre 1860 als Pilatus erſchien. Wir werden auf Pflunger's eminentes Talent ſpäter zu ſprechen kommen — meinen aber, daß Schauer an Geſtalt und Geſichtsausdruck gerade einzig für die Darſtellung des Heilandes geſchaffen ſei und daß ihn Pflunger hierin kaum übertroffen haben könne. Dieſelbe Anſicht ſprach der k. k. Hofſchauſpieler Fichtner aus, er ſagte: „Einen Darſteller Chriſti — ſo zu dieſer Rolle ausgeſtattet und dazu wie geboren — wird es ſchwerlich mehr geben. Ich geſtehe gern, daß mir gleich beim erſten Anblicke dieſes Bildes von Sanftmuth und Liebe (beim Einzug in Jeruſalem) Thränen in die Augen getreten ſind.“

Wir meinen, dieſe Aeußerung eines Künſtlers, der beinahe 40 Jahre an der erſten Bühne Deutſchlands thätig iſt — falle beſonders ins Gewicht.

Nun wirft in die bewegten und empörten Wogen des Krämervolkes das Phariſäerthum, durch die Hohenprieſter und ihren Anhang vertreten, ſeine Angelhaken aus. Hier findet der im Innerſten beleidigte Hochmuth die günſtigſte Gelegenheit, einen wohl aufgelockerten Boden für die Ausſaat ſeiner Rache.

Prieſter, Schriftgelehrte und Phariſäer verhüllen ihre ſelbſtiſchen gemeinen Abſichten mit geheuchelter Gottesfurcht, die Religion muß ihnen als Deckmantel ihrer Bosheit dienen.

Es iſt das von ſeinem Gott und Erlöſer abgefallene Judenthum, welches im Aufwiegeln des Volkes beſondere Geſchicklichkeit entfaltet. Das Drama von Chriſti Leiden und Tod iſt ein Spiegel der Weltgeſchichte. Wie das Judenthum damals ſeine Herrſchſucht und Rache maskirt und das Volk für ſeine verhüllten Zwecke unter ſtachelnden Vorwänden bearbeitet, ſo noch heute. Heute wirft der jüdiſche Zeitungsjongleur die zwei blitzenden Kugeln Freiheit und Tyrannei mit Fertigkeit in die Höhe und fängt ſie auf — und die Menge jubelt — und arbeitet mit, um dem Judenthum ſeine abſonderlichen Zwecke fördern zu helfen. Damals galt es, das Volk im Sinn der Phariſäer zu bearbeiten. Die Hohenprieſter und ihre Kompagnie ſpielen ohne Uebertreibung und der ernſten Handlung angemeſſen, ſie ſpra-

chen ſcharf und markirt, ohne aber dabei zu jüdeln. Es handelt ſich eben hier nicht — die Zuſchauer in eine heitere Stimmung zu verſetzen, ſondern Verachtung und Abſcheu vor dem niedrigen Treiben einzuflößen.

Man meint dieſe Judenrollen ſollten für das biedere Bergvolk ein unüberwindliches Hinderniß enthalten. Aber in der ſelbſtbewußten Liebe zur ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit, welche durch den Gottes- und Menſchenſohn in die Welt gekommen — bildet ſich das Verſtändniß zum Gegenſatz: von Haß und Unrecht, die ſich im Phariſäerthum verkörpern. Das Talent der Auffaſſung und die Tradition von früheren Vorſtellungen her führen die Darſteller in den Geiſt ihrer Rollen derartig ein, daß dieſelben auch von Schauſpielern, die das Agens in Aufſtänden, die Hetzer und Aufſtachler in natura ſelbſt geſehen haben, gewiß nicht mit mehr Nüancirung und Verſchiedenheit in den Charakteren durchgeführt werden können.

Merkwürdiger Weiſe hat der Talmud ſelber die Schattirungen der phariſäiſchen Heuchelei abgegliedert. Es heißt daſelbſt im Tractat Sota über die ſieben Arten der Phariſäer: 1. Die ſchemitiſchen, die alles nur zum bloßen Scheine thaten. Denn Schhem ließ ſich nicht aus Liebe zu Gott beſchneiden, ſondern um die

Dinah zu erhalten, so auch dieſe, welche ihre guten Werke nicht um Gott, ſondern um ſich vor der Welt zu ehren vollbrachten. 2. Die Schleicher, die aus übergroßer Demut ihre Füße nicht von der Erde aufhoben. 3. Die Blindſchleicher, welche an den Wänden hingingen und ihre Augen beinahe zugeſchloſſen hielten, um ja kein Weib und keine Jungfrau anzuſehen. Sie ſtießen ſich oft die Köpfe an den Wänden an. 4. Die Krümlinge, welche vor Demut ganz krum, den Kopf und Rücken gebogen, gingen. 5. Die ſich ſelbſt als gerecht Rühmenden, welche ſich rühmten, daß es kein Geſetz gebe, welches ſie nicht nach der ganzen Strenge desſelben erfüllten. 6. Die Sold oder Lohn Liebenden, welche das Geſetz wegen der Belohnung hielten. 7. Die Straffürchtigen, die aus Furcht vor der Strafe Gutes thaten.

Der Talmud, welcher ſelbſt im Phariſäerthum ſeine Wurzeln hat — mußte dieſer Schilderung natürlich eine Rechtfertigung beigeben, indem es dort heißt: „Dieſe ſieben Arten ſind gefärbte Phariſäer und entgegengeſetzt den wahren P'ruſchim, die alles dasjenige, was jene aus unreinen Abſichten thun, aus reiner Liebe zu Gott erfüllen." —

Freilich iſt von dieſer letzten Gattung wahrer Phariſäer weder im Evangelium noch in den Briefen St. Pauli eine Spur.

Sieht man nun dieſe verſchiedenen Geſtalten unter den Volkshaufen herumſchleichen, und durch Einſchüchterung, durch vorgehaltene Gottesfurcht, durch ſüße und bittere Reden das Volk aufſtacheln, ſo erinnert man ſich unwillkürlich an die verſchiedenen Arten des Phariſäerthums, wie ſie vom Talmud ſelbſt geſchildert ſind. —

Chriſti Beginnen iſt ihnen ein Auflehnen wider den Gott ihrer Väter, wider Moſes und ſeine Satzung: „Gott wird mit euch ſein, wenn ihr mit uns vorgeht gegen unſern Feind, gegen den Feind Moſis, der auch Gottes Feind iſt.“ Die Operation wirkt. „Rache, Rache, Rache“ ruft im Hintergrund der aufgeſtachelte Pöbel — die Wechsler, denen ihre Geldtiſche umgeworfen worden, rufen aus vollſtem Herzen mit. Im Vordergrund bemächtigt ſich das Hohenprieſter- und Phariſäerthum dieſer günſtigen Stimmung, ſie rufen: „Mit uns, mit uns, wer Moſes angehört, Moſes iſt unſer Prophet.“ Es fällt der Vorhang.

Zweite Vorstellung.

Die Anschläge des hohen Rathes.

Vorbild. Die Söhne des Patriarchen Jakob beschließen, ihren Bruder Joseph aus dem Wege zu räumen. Im Vordergrund die Brüder in lebhaften Stellungen. Joseph hat seine Brüder zu Dothain aufgesucht, sie haben beschlossen, ihn zu tödten. Schon ist er in die Cisterne geworfen. Einige sehen in den Schlund des Todes hinab, einer hält Joseph's buntes Röcklein in der Hand. Es gehören die eisernen Nerven dieses Gebirgsvolkes dazu, um in einem solchen lebendigen Bilde, das mitunter einige Minuten dauert, in allen mitwirkenden Personen (bei manchem Bild sind über 200) eine wahre Marmorruhe zu erhalten.

Das sind in der That lebende Bilder; es ist ein Leben in dieser starren Unbeweglichkeit. Im ersten Augenblick wird man durch die vollendete Regungslosigkeit der Gestalten so in die Irre geführt, daß man meint, es sei nur eine Art plastische Darstellung, ein gut gruppirtes Wachs-Figurenkabinet. Was nun

dieſe Bilder anziehend und lebendig macht, iſt der den Charakteren angemeſſene Geſichtsausdruck; darum wird auch das Publikum bei jenen Bildern, welche die Gemütſeite anregen, zu Thränen gerührt; eine Erſcheinung — die gewiß bei den gewöhnlichen lebenden Bildern, wie ſie auf Theatern bisweilen ſich zeigen, nicht ſo bald vorkommt. Es gehört in der That dieſe glaubenstreue, ſittliche und urſprüngliche Kraft eines Gebirgsvolkes dazu, um die altteſtamentariſche Naivetät zu würdigen und ſie wiederzugeben. Mit den gewöhnlichen Theaterſtatiſten in unſern Großſtädten ließen ſich dieſe Bilder ſicher nicht ohne Fiasko in die Scene ſetzen. Im Jahre 1850 war Devrient durch die lebenden Bilder minder befriedigt.

Der Chor begleitet das Bild mit dem erklärenden Geſang:

Ha! ſind ſie fort die loſen Böſewichte —
Entlarvt die ſcheußliche Geſtalt im vollen Lichte —
Die Tugendlappe von dem Sünderrock geriſſen —
Gegeißelt von dem nagenden Gewiſſen.
Auf! laſſet uns — ſo ſchrei'n ſie wild — auf Rache ſinnen,
Den längſt entworfnen Plan beginnen!
Eröffne Gottheit uns das Heiligthum! —
Der Heuchler Plan malt uns das graue Alterthum.
Wie Jakobs Söhne gegen Joſef ſich verſchwören,
So werdet ihr von dieſer Natterbrut
Bald über Jeſus Tod und Blut
Voll Tigerrache rufen hören.

Sehet dort, der Träumer kömmt,
Er will, ſchrei'n ſie unverſchämt,
Als ein König uns regieren.
Fort mit dieſem Schwärmer! fort!

Ha! in der Ziſterne dort
Mag er ſeinen Plan ausführen.
So nach des Gerechten Blut
Dürſtet jene Natterbrut.

Er iſt, ſchrei'n ſie, uns entgegen;
Unſere Ehre liegt daran —
Alles iſt ihm zugethan —
Wandelt nicht nach unſern Wegen.

Kommet, laſſet uns ihn tödten!
Niemand kann und mag ihn retten.
Laßt uns feſt darauf beſteh'n!
Fort! er ſoll zu Grunde geh'n.

Gott! vertilge dieſer Frevler Rotte,
Die ſich wider Dich empört;
Und zermalme, die zum Tode
Deines Sohnes ſich verſchwört.

Laſſe Deiner Allmacht Donnerbrüllen,
Deiner Rechte Blitze glüh'n;
Daß ſie Deiner Rache Schrecken fühlen,
Aend're ihren böſen Sinn.

Aber nein! er kam nicht zum Verderben
Von des Vaters Herrlichkeit;
Alle Sünder ſollen durch ihn erben
Gnade, Huld und Seligkeit.

Voll der Demut beten dann
Deiner Liebe großen Plan,
Gott! wir Deine Kinder, an.

Der Vorhang hebt sich wieder. Das Synedrium ist in einem Saale zu Jerusalem versammelt. Annas und Kaiphas sitzen im Hintergrunde, jeder in einem kanzelartigen Kasten, jeder hat neben sich einen Schreiber, rechts und links auf Bänken sitzen die Mitglieder des hohen Rathes. Die Dekoration des Synedriums ist wohl etwas zu dürftig — man beobachtet diesen Umstand aber nur im ersten Augenblick, ehe Rede und Gegenrede losgehn. Uebermäßig große gehörnte Mützen haben Annas und Kaiphas auf. Die Kopfbedeckungen aller Andern sind verschieden. Auffallend ist Einer mit einer großen viereckigen Mütze. Der nun folgende Vorgang ist koncentrirtes Pharisäerthum. Der aufgehetzte Pöbel muß die Kastanien aus dem Feuer holen. Kaiphas begrüßt „die ehrwürdige Versammlung der Priester, Lehrer und Väter des Volkes" und erklärt Religion und Gesetz in Gefahr, er stellt in Frage: „ob die Juden je wieder das Osterfest zu Jerusalem feiern werden. Der Galiläer ist ja bereits Fürst von Jerusalem. Er hat die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel getrieben. Er hat Moses und die Propheten angegriffen. Wer wahrt das Volk vor Verführung. Im Triumph sahet ihr ihn in unsere Hauptstadt einziehen. Sollen wir warten, bis der letzte Schatten unserer Macht dahin geschwunden? Es ist besser, daß Einer sterbe."

Die Rede hatte schon vor ihrem Beginne brennende Herzen gefunden, sie brauchte nur in die Flammen zu blasen, nicht erst zu zünden. Die Versammlung stimmt für den Tod. Der alte Annas erhebt sich und schwört bei seinem grauen Haar nicht zu ruhen, bis das Erbe der Religion durch seinen Tod gesichert ist. Nun werden die Modalitäten berathen, es handelt sich um den Schein eines gesetzlichen Vorganges: „Wie ist er in unsere Gewalt zu bringen, das verführte Volk hängt ihm an!“ Geld und Versprechungen werden ungescheut als Mittel angerathen, die verjagten Händler und Verkäufer als natürliche, selbstverständliche Bundesgenossen aufgeboten, sie sind ja das beste Werkzeug der Rache. Abgeordnete gehen fort, um sie zu holen. Guido Görres schildert in wenigen aber scharfen Zügen den nun folgenden Vorgang: „Die Abgeordneten kehren mit dem fanatischen Schacherjudenschwarme zurück. Es ist eine Schaar hungeriger, reißender Thiere, denen von ferne die Beute gezeigt wird, auf die sie sich sogleich losstürzen wollen. „Ihr wißt aber, wie das Volk für ihn eingenommen ist.“ Sie jedoch kennen kein anderes Gefühl als Rache. „Hat uns nicht der Rath den Kauf im Tempel erlaubt, und daraus hat uns der Galiläer vertrieben, das soll er uns mit seinem Blute büßen. Rache, Rache!“

So wird ihnen zuerſt der Auftrag auszukundſchaften, wohin ſich Jeſus begeben. Ihren Racheplan dann näher beſprechend, zeigt Einer an, daß er unter den Jüngern einen kenne, der ihm ein taugliches Werkzeug ſcheine. Sie werden alſo mit der Aufforderung entlaſſen, kein Verſprechen zu ſparen, um den Verräther zu gewinnen, und nicht zu ſäumen, daß der Zweck vor dem nahen Feſte noch erreicht werde.

Wenn nun der alte Annas mit den Worten ſchließt: „In meinen alten Tagen möchte ich noch vor Freude aufhüpfen. Geprieſen ſeien unſere Väter Moſes, Jakob und Iſaak," ſo liegt auch in dieſen Worten mehr die mittelalterliche Naivetät — als die echte Bitterkeit verſtockten Phariſäerthums.

Es iſt wohlthuend, daß der Ingrimm und die Verkommenheit, welche in dem ganzen Vorgange liegt, durch die Darſteller im möglichſten Maße gehalten wird. Gerade wo der Gehalt der Scene ohnedieß von ſittlicher Verkommenheit und Niedertracht geſättigt iſt, ſoll nicht das Aeußerſte gethan werden, um den ſittlichen Eckel der Zuſchauer noch mehr zu erhöhen.

Trotz dieſer Milderung, die vielleicht auch in dem Umſtand ihren Grund hat, daß die Darſteller einen demoraliſirten Juden in ſeiner vollſten Frechheit noch

nicht zu ſehen Gelegenheit fanden*), hat der Charakter der Scene nichts zu leiden, und auch von dem Spiel im Jahre 1860 gilt, was G. Görres vom Jahre 1840 gelegentlich dieſes Synedriums ſagte: „Die Tempelhändler ſpielen darin ganz vortrefflich in ihrer haſtigen, zappeligen Beweglichkeit, in ihrer heiſeren Rachelust, worin immer einer dem andern zuvorkommen will und worin ſie für alles Uebrige blind und taub ſind, und ruhelos immer nur von dem einen Gedanken getrieben und gehetzt werden, ſind ſie das leibhafte Bild des ewigen Juden, dem nicht einmal der Troſt des Todes vergönnt iſt, der ohne Raſt und Ruhe, nicht alt nicht jung, immer wandert und wandert, ohne das Ziel des Friedens und der Ruhe, die im Innern fehlen, im Aeußern zu finden."

---

*) Dr. Sepp machte über die Aufführung 1850 die Bemerkung: daß die Rollen der ehrlichen Leute vortrefflich durchgeführt werden, der Verräther und die jüdiſchen Böſewichter aber mehr gemacht als durchdacht ſind. Gerade in Beziehung auf die obige Scene meint er: „Der Dichter läßt die Hohenprieſter ihre Verworfenheit allzuſehr zur Schau tragen und zu wenig bemänteln."

Dritte Vorstellung.

Der Abschied zu Bethania.

Vorbild. Der junge Tobias nimmt Abschied von seinen Aeltern. Ein Bild, welches wegen seiner allgemeinen Verständlichkeit und seinem tiefen Eingreifen in's Gemüt- und Familienleben auch allgemein zündet. Im Vordergrund steht das Haus des alten Tobias, vor der geöffneten Thüre eine Magd, die sich mit einem Tuche die Thränen trocknet. Der alte Tobias drückt seinem scheidenden Sohn die Hand. Vom Schmerz der Scheidestunde überwältigt steht die Mutter seitwärts. Der junge Tobias ist eine schöne, edle Gestalt, neben ihm steht der Reisegefährte, der unbekannte Engel Raphael. Er hält seinen und des Jünglings Wanderstab und scheint selbst von der Scene menschlich bewegt.

Der Pilgerstab des Lebens mit seinen vielen herben und bittern Abschieden schlägt an jedes Gemüt. Das Frauenherz ergreift die dargestellte Mutterliebe mächtig — der Hintergrund mit seiner unabsehbaren

Fläche erhöht so recht die Troſtloſigkeit der weiten Entfernung, die Kluft des Raumes, die ſich unerbittlich zwiſchen Kind und Mutter ſtellt, welche letztere die traurige Ausſicht vor ſich hat, ſtatt im Anblick des Gegenſtandes ihrer Liebe ſich zu erfreuen, nun in banger Furcht und düſterer Ahnung ihre Tage hinzubringen und immer und immer wieder nach dem Schmerz zu greifen. Das Gebirgsvolk hat von Haus aus eine Liebe zur Heimat und eine Anhänglichkeit an patriarchaliſche Sitte. Mag ſein, daß hierin auch das vollſte Verſtändniß der Darſtellung und die tiefe durchſchlagende Empfindung der Darſteller liegt.

Während der Vorſtellung der Bilder ſingt der Chor:

Singt dem Herrn mit frommer Kehle —
Singt dem Herrn aus reiner Seele!
Für uns gibt er ſeinen Sohn;
Von dem Fluche uns zu retten,
Den verdienten Tod zu tödten
Eilet er zum Leiden ſchon.

Freunde! Welch ein herber Schmerz
Folterte das Mutterherz,
Als Tobias an der Hand
Raphaels in fremdes Land
Auf Befehl des Vaters eilte.

Unter tauſend Weh' und Ach
Ruft ſie dem Geliebten nach:
Komme, ach! verweile nicht,

Meines Herzens Troſt und Licht!
Komme, komme bald zurücke!

Ach Tobias! Theuerſter!
Eil' in meine Arme her
Liebſter Sohn! an dir allein
Wird mein Herz ſich wieder freu'n.
Freuen ſich der ſchönſten Freude.

Troſtlos jammert ſie nun ſo,
Nimmer ihres Lebens froh,
Bis ein ſel'ger Augenblick
In den Mutterſchooß zurück
Den geliebten Sohn wird führen.

Der Vorhang öffnet ſich und ein zweites lebendes Bild bereitet den Abſchied Chriſti von ſeiner Mutter und ſeinen Freunden in Bethania vor. Nach dem Hohenliede beklagt die Braut den Verluſt ihres Bräutigams. In Blumen und Laubwerk ſteht die Braut mit zurückgeſchlagenem Schleier. Acht Töchter Jeruſalems reihen ſich um dieſelbe und wenden ihr theilnehmende Blicke zu. Das überaus ſchöne Bild von Tobias hat in ſeiner draſtiſchen Wirkſamkeit die Theilnahme zu ſehr aufgebraucht, es iſt ſomit dieß Bild eine Art Ruhepunkt, ein Uebergang zur eingreifenderen Scene, welche nachfolgt.

Der Chor erklärt das Bild:

Wo iſt er hin? Wo iſt er hin
Der Schöne aller Schönen?
Mein Auge weinet, ach! um ihn
Der Liebe heiße Thränen.

Ach, komme doch! ach, komme doch,
Sieh dieſe Thränen fließen:
Geliebter! wie, Du zögerſt noch
Dich an mein Herz zu ſchließen?

Mein Auge forſchet überall
Nach Dir auf allen Wegen:
Und mit der Sonne erſtem Strahl
Eilt Dir mein Herz entgegen.

(Wechſelgeſang.)

Geliebter! ach! was fühle ich?
Wie iſt mein Herz beklommen!
Geliebte Freundin! tröſte dich;
Dein Freund wird wieder kommen.

O harre, Freundin! bald kommt er,
Schlingt ſich an deine Seite;
Dann trübet keine Wolke mehr
Des Wiederſehens Freude.

O komm' in meine Arme her!
Schling dich an meine Seite;
Und keine Wolke trübe mehr
Des Wiederſehens Freude.

Nun erſcheint Chriſtus in den Straßen Bethania's. Seine Jünger geleiten ihn, hohe Stäbe, die über das Haupt hinausreichen, führen ſie in der Rechten. Selbſt die Farbe der Kleider iſt dem Kunſttypus des Mittelalters entnommen. Johannes in rothem Unterkleide und grünem Oberkleide, Judas gelb, Petrus blau, die Andern in verſchiedenen Farben.

Devrient ſagt in der illuſtrirten Ausgabe ſeines Berichtes: „Nicht nur in den Farben der Gewänder erinnern dieſe Perſonen an das maleriſche Herkommen der Kirchenbilder, ſondern auch in Bewegungen und Stellungen. Maria in dem rothen Gewand und blauen Mantel zeigt ſehr oft die Stellung der Gottesmutter auf den Bildern der Himmelfahrt, die gehobenen Arme bei verklärt aufgerichtetem Geſicht.“

Die Apoſtel kommen ernſt einhergeſchritten, wie eben in einer trüben Stimmung. Der Herr redet mit ihnen von ſeinem Scheiden, vom Tode, Auferſtehung und Wiederſehen. Die Gegenreden ſtimmen je nach der Liebe und Treue der einzelnen Apoſtel. Judas enthüllt nach und nach ſeinen Charakter; ihm macht nur die Sorge um das irdiſche Auskommen bange. Der Herr ſagt zu ihm: „Judas, ſei nicht mehr beſorgt als nöthig iſt.“ Zu den andern Jüngern ſagt er: „Gute Jünger, ihr ſeid viel zu menſchlich, ſeid getroſt und folget mir!“

Vor dem Hauſe Simon's wird der Herr gebeten mit den Seinen in dasſelbe einzutreten: „Sei mir willkommen, Rabbi! Mit Sehnſucht erwarten Dich Maria und Martha. O, verſchmähe nicht mein Haus.“

„Kommt auch ihr, liebe Jünger!“

Die Scene verwandelt ſich in ein Zimmer, in deſſen Hintergrund ein mit weißen Linnen und mit Speiſen bedeckter Tiſch ſteht. Chriſtus läßt ſich inmitten der Tafel nieder, neben ihm ſeine Jünger. Der Herr ſpricht: „Ach Jeruſalem, möchte dir meine Ankunft eben ſo lieb ſein, als dieſen meinen Jüngern.“ Die Jünger, welche den Herrn bitten, er möge für die Sicherheit ſeines Lebens ſorgen, werden zurückgewieſen. „Soll ich dem Willen meines Vaters nicht folgen?“

Martha bedient die Gäſte mit liebender Sorgfalt, ſie füllt die Krüge und ſetzt dieſelben vor — alles mit ungezwungenem Anſtand. Während dem hat ſich Chriſtus an die rechte Seite des Halbkreiſes geſetzt. Magdalena kniet ſich zu ſeinen Füßen nieder und ſalbt ihm dieſelben unter Thränen. Dies alles geſchieht mit dem zarteſten Gefühl für Schicklichkeit, es liegt in dieſer Handlung durchaus nichts, was das Auge verletzen könnte, die Handlung ſtimmt zur Rührung und zum Mitleid mit der Sünderin, welche ſich demütigt. Die knieende Geſtalt, wie die über die Schultern reich herabwallenden Haare erinnern an den Typus alter Bilder. Gegenüber dem Herrn auf der andern Seite der Bühne ſitzt Judas und ſein Geiz und Neid bricht in die bekannte Klage aus um die Verſchwendung der koſt-

baren Salbe, die 300 Denare kostet. Christus steht auf, dankt dem Hausvater für die erwiesene Liebe und spricht Worte der Beruhigung zur trauernden Magdalena. Die Jünger begehren auf's Neue, der Herr möge überall hin, nur nicht nach Jerusalem gehen. Ihre Besorgniß wird wieder zurückgewiesen. „Folgt mir, das Weitere werdet ihr erfahren."

Nun tritt Maria auf. Es muß bemerkt werden, daß diese Rolle nach altem Herkommen nur einer ganz unbescholtenen Jungfrau des Ortes anvertraut wird. Vor Allem also ist dieser Umstand schon ein achtenswerthes Sittenzeugniß von ganz Oberammergau der Darstellerin gegeben.

Daß diese Rolle schwierig ist, wird sich Jedermann denken. Im Jahre 1850 kam die damalige Darstellerin auf den unglücklichen Gedanken, sich von einer Hofschauspielerin in München die Rolle einstudiren zu lassen. Das Spiel machte darnach wie sich denken läßt, keinen guten Effekt. Die Darstellerin von 1860 folgte den Eingebungen ihres religiösen Gefühles und der sittlichen Würde — und so wurde sie zu einer Erscheinung, die darum genügte, weil sie nicht störte, nicht nur war das Gewebe des Spiels durch sie nicht unterbrochen, sondern in den rührenden Scenen des Mutterschmerzes noch fest zu-

ſammengehalten; und das iſt für dieſe ungeheuer ſchwierige Rolle genug geleiſtet. Wie viele berühmte Meiſter gab es in Italien und Deutſchland ſeit dem Erwachen der chriſtlichen Kunſt, und doch hat in der Darſtellung des Mutterſchmerzes nur Einer das Höchſte geleiſtet, ſo daß ihn keiner ſeiner Nachfolger hierin überflügelt, nämlich Giotto in ſeiner ſchmerzhaften Mutter (zu Padua im Freskenkreiſe der Scrovegni-Kapelle auch Madonna del' Arena genannt, links vom Eingang); ſelbſt der große van Eick in ſeiner herrlichen Miniatur (gegenwärtig im Belvedere zu Wien) brachte in die ſchmerzhafte Mutter den Typus eines deutſchen Frauen-Antlitzes.

Auch in Beziehung auf die Durchführung der Frauenrollen hat das Spiel 1860 gewonnen.

Im Jahre 1850 wurde Vieles an den Frauen getadelt. Ganz richtig machte ſchon damals der Decan Daiſenberger (jetzt noch Pfarrer in Oberammergau) die Bemerkung: „daß die Rollen der Frauensperſonen beim Paſſionsſpiel unter allen die undankbarſten ſind und ſein werden, ſchon wegen der Beſchaffenheit des Theaters. Im Freien vor einer großen Verſammlung zu reden, bleibt für die Mitglieder des zarten Geſchlechtes immer eine mißliche Sache. Sprechen ſie in natürlicher Kraft der Stimme, ſo werden ſie nicht

verſtanden. Strengen ſie die Stimme an, ſo wird dieſelbe ſchreiend und widerlich. Außerdem bilden die weiblichen Rollen eben die bei weitem am meiſten mißlungene Parthie der Bearbeitung des Paſſionsſpiels. P. Ottmar, der ſtrenge Ordensmann, wußte wohl, wie Männer denken, empfinden und reden, aber der weiblichen Gefühle, und ſomit auch ihres Ausdruckes war er unkundig. Aus dieſem doppelten Grunde iſt den beim Paſſionsſpiele betheiligten Frauensperſonen auch niemals vom Jahre 1811 an bis zum Jahre 1850 Lob und Beifall zu Theil geworden. Daher wenn etwas im bisherigen Texte einer Abänderung bedarf, ſo ſind es vorzugsweiſe dieſe Frauenreden. Das Verdienſtlichſte in dieſer Abänderung wird darin beſtehen, daß recht Vieles geſtrichen wird. Je ſchweigſamer die guten Jüngerinnen an dem heiligen Trauerſpiele Theil nehmen werden, nur durch Mimik ihre Gefühle äußernd, deſto mehr Beifall werden ſie gewinnen."

Der Decan Daiſenberger ſcheint ſeinen Vorſchlag durchgeſetzt zu haben. Die Frauenſcenen ſind jetzt im Paſſionsſpiele ſehr wenig und von kurzer Dauer.

Während des ſchmerzlichen Abſchiedes Chriſti von ſeiner Mutter ergeht ſich Judas in Berechnungen über den Verluſt der Denare. Lazarus und die Freunde Chriſti wollen ihn wiederholt vom Gange nach Jeruſalem

abhalten. Der Herr ſpricht zu ihnen: „Ihr begreift noch nicht," und empfiehlt ihrer Liebe ſeine Mutter. Dieſe ergibt ſich auch ſeinem Willen in den Worten: „Wie du willſt, mein Sohn." Doch überwältigt ſie bei dem letzten Anblick der Schmerz, ſie ruft: „Jeſus, Jeſus!" und die feierliche Ruhe der Tauſende von Zuſchauern, welche ſich die Thränen trocknen, gibt Zeugniß, wie die Darſtellerin ihre Aufgabe gelöſt hat.

Chriſti letzte Worte ſind: „Haltet feſt an mir." Nun geht er mit ſeinen Jüngern nach der einen Seite ab, nach der andern verläßt Lazarus in ſein Haus gehend Maria, und die andern Frauen den Saal.

Vierte Vorſtellung.

Der letzte Gang nach Jeruſalem.

Vorbild. König Aſſuer im Hindergrunde auf ſeinem Throne ſtehend, verſtößt Vaſthi, welche die Stufen hinabgeht, und erhebt die Eſther. Vaſthi bedeutet die verſtoßene Synagoge. Um den Thron reichliches Gefolge, Höflinge aller Art in verſchiedenen Gewändern. Während das ſymboliſche Bild das Mitleid mit der Verſtoßenen rege macht, bringt der Chor durch die Anwendung des Bildes das Gefühl von dem Mit-

leide mit der Perſon ab und ins rechte Geleiſe. Der Chor ſingt:

Jeruſalem! Jeruſalem! erwache!
Erkenne, was zum Frieden dir noch werden kann;
Doch zögerſt du — ſo fängt die Zeit der Rache,
Unſelige! mit fürchterlichen Schlägen an.
Jeruſalem! Jeruſalem!
Bekehre dich zu deinem Gott!
Erhebe nicht zu Blut und Tod
Neidtrunken deine Stimme;
Unſel'ge! ſonſt ergießet ſich
In vollen Schalen über dich
Des Höchſten voller Grimm.
Doch, ach! — ach! die Propheten-Mörderin —
Sie taumelt fort in ihrem böſen Sinn.
Darum, ſo ſpricht der Herr,
Dies Volk will ich nicht mehr.
Seht Vaſthi — ſeht! die Stolze wird verſtoßen!
Ein Bild, was mit der Synagog der Herr beſchloſſen.
Entferne dich von meinem Throne —
Du ſtolzes Weib! unwerth der Krone;
So ſpricht Aſſuerus ganz ergrimmt.

Die Zeit der Gnade iſt verfloſſen;
Dies ſtolze Volk will ich verſtoßen.
So wahr ich lebe, ſpricht der Herr.

Dir, ſchöne Eſther! dir ſei heute,
Zu herrſchen an des Königs Seite,
Hier dieſer Königsthron beſtimmt.

Ein beſſer Volk wird er ſich wählen,
Mit ihm auf ewig ſich vermählen;
Wie mit der Eſther Aſſuer.

Jeruſalem, Jeruſalem!
Ihr Sünder! höret Gottes Wort:
Wollt ihr noch Gnade finden;
So ſchafft aus eurem Herzen fort
Den Sauerteig der Sünden.

Der Vorhang öffnet ſich, wir ſehen Chriſtum den Herrn mit ſeinen Jüngern nach Jeruſalem gehend. Er ſpricht ſeine Trauer aus über die Stadt, in welcher kein Stein auf dem andern bleiben wird, ſendet dann Petrus und Johannes in dieſelbe, daß ſie den Saal zum Abendmahle bereiten, und fordert die Jünger in Hinſicht auf die kommenden Ereigniſſe auf, an ihm kein Aergerniß zu nehmen. Judas, der ſich immer mehr in dem Verſtändniß des irdiſchen Lebens und in der Hoffnung auf dasſelbe feſtſetzt, will vom Himmelreich, welches Gewalt leidet, nichts verſtehen. Er geht dem Herrn und Meiſter geradewegs mit der Frage an, wie es von nun an mit der Verſorgung der Jünger ſtehen werde, wiederholt ſpricht er ſein Bedauern aus über den Verluſt der 300 Denare.

Der Herr ſpricht zu ihm: „Freund, halte dich an meine Worte.“ Im Hochmut auf weltliche Klugheit, mit welcher er ſein Säckelmeiſteramt führt, ſagt Judas: „Wer aber ſorgt, wenn ich nicht ſorge?“ Chriſtus mahnt ihn, ſich zu beſinnen, ſeine Handlungen zu überlegen. Nachdem der Herr und die andern Jün-

ger scheiden, bleibt Judas allein zurück, und enthüllt seine Gedanken vollends. Immer wieder hält er sich an die Verschwendung der Denare an — diese soll sein Thun rechtfertigen. Er kommt in Anbetracht des Mangels, den er in Christi Gesellschaft für die Zukunft fürchtet, zum Entschluß: „Ich will sein Jünger nicht mehr sein, bei ihm ist nichts zu hoffen."

Einer der Verkäufer aus dem Tempel — vom hohen Rathe gedungen, um Judas zum Verrat zu erkaufen, ist während dem herbeigeschlichen. Im Ausnützen der Noth und der Geldgier zeigt der jüdische Krämer seine vollendete Meisterschaft. Es ist der Verführer, der seinen Handel richtig machen möchte, die hungerige Hyäne, die auf ihr Opfer, leise auftretend, lossspringt: „Er scheint in großer Verwirrung," spricht der spekulirende Geist der Industrie, „das muß ich benützen, Freund." Judas kehrt sich um: „Was willst du, mein Freund, vielleicht auch mein Verräther?"

Zutraulich hat der Krämer das Gespräch angeknüpft, er stellt sich, als möchte er selbst ein Jünger Christi werden und sagt: „Wie steht es mit diesem Menschen, auch ich möchte gern in seine Gesellschaft." „Du?" erwidert Judas in einem Tone, in dem der Schlaue auch schon sieht: Judas habe aufgehört ein Jünger

Christi zu sein. Er schiebt nun in seinem Fragenspiel einen Stein vorwärts, und fährt fort mit erheuchelter Zutraulichkeit: „Sei nur aufrichtig, wenn es nicht mehr gut mit ihm steht, will ich mich vor ihm hüten.“ Judas erwidert: „Der Meister habe es ja selbst gesagt, daß es schlimm mit ihm stehe.“

Während dem haben sich auch schon andere Tempelkrämer herbeigeschlichen, sie lauschen, als ob sie dem einen Abgesandten selbst nicht trauen wollten.

Judas wird mißtrauisch und sagt zu dem Ersten: „Wer sind diese?“ Er will fort. Die Krämer aber halten ihn zurück. Er fragt sie: „Wollt ihr vielleicht auch seine Jünger werden?“ „Allerdings,“ erwidern die Männer, welche gewohnt sind, Berechnung und Gewinn immer voran zu stellen, „wenn günstige Aussichten vorhanden sind.“

Judas ist nun schon in ihren Händen. Der Spott auf die Armut des Meisters und seiner Jünger hat sich seiner bemächtigt. Ironisch sagt er: „Hier sind sie,“ und hält den Versuchern den leeren Beutel hin. Gegenseitig lächeln sie sich höhnisch an, wie in der Gewißheit ihrer Sache, der gehört uns, sagen ihre schlauen Blicke.

Judas geht noch weiter, er beklagt sich über seinen Meister, daß dieser ihm sogar einen Verweis gegeben,

als er den Verluſt der 300 Denare beſprochen. „Einen Verweis auch noch und hier iſt lauter Armut.“ Wiederholt hat er ihnen den einzigen Gegenſtand ſeiner Betrübniß: den leeren Beutel vorgehalten. „So ſorgt er für uns, und macht uns noch überdieß Vorwürfe.“

Von da an iſt der Handel im beſten Zuge, die Gewinnſucht des Judas iſt konſtatirt. Die Juden ſtellen ihm nun vor, „du biſt um die Denare, wir im Tempel ſind um unſern Gewinn gekommen. Iſt es nicht natürlich, daß wir zum gemeinſamen Vorgehen uns verbinden?“

Noch zeigt ſich in Judas ein Reſt des Gewiſſens — noch will er fort — der Verſuchung entfliehen, aber die mißtrauiſchen Juden wollen ihm nicht von der Seite, ſie haben ſich in ihr Wild eingebiſſen und er ſoll nicht mit heiler Haut durchkommen. Auch er muß ein Verkäufer des Heiligthums werden wie ſie — und erſt nachdem ſie den Bund des Verrathes geſchloſſen haben, gehen ſie fort.

Kaum iſt er allein, ſo kommen auch die Gewiſſensbiſſe wieder zum Vorſchein. „Aber,“ ſagt er, „der Meiſter iſt doch ein guter Mann, und ich, ſo oft Zeuge ſeiner Güte, ich ſoll ihn verrathen?“

Devrient urtheilt über dieſe Stelle: „Weiter als bis zum guten Mann hat er es in der Erkenntniß

seines Meisters eben nicht gebracht, und da ihm die Einflüsterungen der Tempelkrämer einfallen, daß der Ruin desselben unausbleiblich sei, daß die von Gott eingesetzte geistliche Obrigkeit ihn verfolgen lasse, und jeder verloren ist, der zu ihm hält, so kommt auch Judas schnell über alle Scrupel hinweg mit den Worten: „Ich muß mich verstellen, ach, wenn ich nur das Geld schon hätte."

Der Judas von 1860 (Georg Lechner) bewährte sich als ein trefflicher Darsteller. Er hat den Charakter des Judas bis in die feinsten Nüancen aufgefaßt. Judas zwingt sich zu seinen Entschlüssen — er wird aber mit seinem Gewissen nie fertig; immer müssen Beschwichtigungen aushelfen, er ist scharfsinnig, solche zu erfinden und eine Zeitlang an ihnen sein Genügen zu haben, aber sie zerplatzen wie Seifenblasen und die Schmach des Verrathes, die Größe seiner Sünde steht dann immer wieder unerbittlich vor ihm da. Er meint sogar: „Im Nothfalle könne ja der Meister durch ein Wunder sich retten, und somit werde es mit dem Verrat und der Ueberlieferung an seine Feinde nicht gar so viel auf sich haben."

Die Unruhe im Innern des Gewissens spiegelt sich durch die Unstätigkeit des Judas im Aeußern, seine Bewegungen sind voll Hast, sie zeigen von einem steten

Aufgeregtsein; der Leib windet sich, sein Umherfahren macht ihn schlangenähnlich und über sein Antlitz zuckt es wie Wetterleuchten. Das Alles aber geschieht nicht in extremer koulissenreißerischer Weise, in allen leidenschaftlichen Bewegungen fehlt es nicht am rechten Maß. Die Rolle ist überaus anstrengend. Es wurde uns erzählt, daß Lechner so ergriffen sei, daß er nach dem Ende eines jeden Spieles allein im Freien zubringe, um der dargestellten Bosheit, vor der ihm selber graut, wieder los zu werden. Devrient ließ auch dem Judas 1850 volle Gerechtigkeit widerfahren, nur die Zeichnung des Charakters, meinte er, sei nicht im großen Styl, und stellenweise platt. „Aber (sagt Devrient) sie ist von einer furchtbaren Wahrheit und erklärt vielleicht besser als irgend eine andere Auslegung das Verhältniß des Verräthers zu seinem Meister. Sie hat für dieß Volksschauspiel den Werth einer so familiären Deutlichkeit, daß dieser Judas an jeder Brust der 6000 Zuhörer zu klopfen und zu fragen scheint: Bist du nicht auch wie ich?“

Fünfte Vorstellung.

Das heilige Abendmahl.

Vorbild. Der Herr gibt dem Volke das Manna.

Die ganze Bühne ist erfüllt vom Volke Israel. Im Vordergrunde Knaben, Mädchen und Mütter mit ihren Kindern, dann folgen etwas erhöht Jünglinge und Jungfrauen, weiter gegen hinten Männer und Frauen.

Im Hintergrunde, das Bild beherrschend, steht Moses mit seinem Stab und Aaron. Die Gewänder des Volkes sind durchwegs hell, zumeist roth und rosenfarb, auch hellgrün. Auf all' den hundert Gesichtern der Ausdruck der größten Freude. Viele halten ihre Arme dankend zum Himmel empor. Das Bild ist natürlich regungslos — die Personen bis auf die dreijährigen Kinder herab wie Statuen. Das Manna regnet nieder. Wie große Schneeflocken senkt es sich langsam, den Eindruck des Bildes nicht störend, herunter. Mädchen schütten sich gegenseitig das in Körben gesammelte weiße Brot in die schürzenartig aufgehaltenen Oberkleider.

Ueber dieß Bild ſpricht Görres den ſchönen Gedanken aus: „Es iſt das Bild von der Himmelsernte, und es erinnert mich an eine Viſion des ſeligen Bruders Claus von der Flüe, die er von der Feier der heiligen Meſſe, die in dem Manna vorbedeutet wird, hatte. Unter dem Opfer nämlich ſah er, wie eine Roſe vom Altar zum Himmel aufſproßte, hoch und breit, und mit Roſen die ganze Kirche bis zum Gewölbe erfüllend. Die ſchwanken Aeſte wölbten ſich wie ein Dach über die Betenden und Mitopfernden, je nach der Andacht ihres Herzens; aber je nach ihrem Verlangen und ihrer ſich ſelbſt hingebenden Sehnſucht zogen die Einzelnen die duftenden Himmelsblüten zu ſich nieder, oder dieſe blieben fern hoch über ihnen ſchwebend und ſie ſelbſt davon trocken und ungelabt.“

Jedenfalls ſieht der Zuſchauer in dem Bilde vom Mannaregen etwas ganz Neues. Die Darſtellung hat ſo recht das Gepräge eines Gottesdienſtes. Abgeſehen von dem typiſchen Sinne — macht das Ganze die Erſcheinung eines eben ſo großartigen als lieblichen Dankgebetes. Freudiger Dank iſt der Grundton, der durch alle Geſichter und Stellungen hindurchklingt. Im chriſtlichen Herzen findet es Anklang und Einſtimmung. In der That ein heiliges Bild von überirdiſcher Wirkung. Das ſind aber auch keine gedrillten

und abgewichsten Theaterstatisten, diesen Hunderten von Personen wird hier einfach die Lehre gegeben: „Denkt euch hinein in das Dankgefühl gegen Gott, welches das Volk Israel ergriffen, als der Herr ihm in der Wüste die wunderbare Rettung gesendet.“ Und Leute, die das Beten gewohnt sind, wissen auch, was ein Dankgebet ist.

Der Chor wirkte während der Dauer des Bildes mit, die gehobene Stimmung zu erhalten.

Nun nähert sich die Stunde,
Und die Erfüllung fängt sich an,
Was längst durch der Propheten Munde
Der Herr der Menschheit kund gethan.
An diesem Volke, spricht der Herr,
Hab' ich kein Wohlgefallen mehr;
Ich will nun keine Opfergaben
Von seinen Händen ferner haben.
Ich stifte mir ein neues Mahl:
Dies spricht der Herr: — und überall
Soll auf dem ganzen Erdenrunde
Ein Opfer sein in diesem Bunde.

Das Wunder in der Wüste Sinn
Zeigt auf das Mahl des neuen Bundes hin.
Gut ist der Herr, gut ist der Herr:
Das Volk, das hungert, sättigt er
Mit einer neuen Speise
Auf wunderbare Weise.

Der Tod doch raffte alle hin,
Die aßen in der Wüste Sinn
Dies Brod im Ueberflusse;

Des neuen Bundes heilig Brod
Bewahrt die Seele vor dem Tod
Beim würdigen Genuſſe.

Ein zweites Vorbild iſt die große Traube, welche die Kundſchafter aus Kanaan mitgebracht, ſie wird von zwei Männern an einer Stange getragen. Zu beiden Seiten ſtehen Gruppen des Volkes. Die Darſtellung iſt ganz nach jenem allbekannten Typus, der in den Bilderbibeln vorkommt. Der Chor erklärt:

Gut iſt der Herr, gut iſt der Herr!
Dem Volke einſtens hatte er
Den beſten Saft der Reben
Aus Kanaan gegeben.

Doch dies Gewächſe der Natur
War zum Bedarf des Leibes nur
Beſtimmt nach Gottes Willen.
Des neuen Bundes heil'ger Wein
Wird ſelbſt das Blut des Sohnes ſein,
Der Seele Durſt zu ſtillen.

Gut iſt der Herr, gut iſt der Herr!
Im neuen Bunde reichet er
Sein Fleiſch und Blut im Saale
Zu Salem bei dem Mahle.

Nun folgt das letzte Abendmahl. Die Jünger ſitzen am Tiſche, man wird an das altbekannte Bild von Leonardo da Vinci im Kloſtergebäude neben der Kirche: Maria delle Grazie in Mailand erinnert. Voraus geht die vorbildliche Verzehrung des Oſter-

lammes. Christus beginnt das Mahl mit dem Gebete: „Vater, mein Herz erhebt sich zu dir, deine Gaben sind es, die ich von dir im Frieden genießen werde, segne diese Speise mit deinem göttlichen Segen.“ Dann folgen die Schriftworte: „Ich habe ein herzliches Verlangen gehabt, dieses Osterlamm vor meinem Leiden mit euch zu essen, denn ich sage euch, daß ich es von nun an nicht mehr essen werde, bis es in dem Reiche Gottes erfüllet wird.“

Während der Herr die Speise segnet und über dem Kelch betet, stehen die Jünger hinter dem Tische. Der Becher geht von Hand zu Hand.

Dann mahnt sie der Herr an seinen Tod, und spricht: „Einer von euch wird mich verrathen.“ Die Frage des Judas: „Herr, bin ich es?“ Die Antwort: „Du hast es gesagt!“

Das Paschamahl des alten Bundes wird nun geschlossen und es folgt die Vorbereitung zum Opfermahl des neuen Bundes. Der Herr fragt: „Habt ihr Alle gegessen und getrunken?“ Sie antworten: „Ja.“

Die Apostel reden nun über die Ehrenplätze im verheißenen Reiche der Zukunft, welches ihr Opferkönig gründen wird. Die Eitelkeit im Verlangen nach den ersten Plätzen drängt sich vor. Christus verlangt vom Wirth des Hauses, er solle Wasser und ein

Tuch bringen. Die Apostel fragen sich gegenseitig: „Was hat er vor, was will er nun beginnen?“ Es folgt die Fußwaschung mit Reden und Gegenreden, zumeist nach den Worten des Evangeliums.

Daß der Akt der Fußwaschung für den Darsteller sehr schwierig ist, versteht sich von selbst. Die Durchführung geschieht mit einer Feinheit des Gefühles und des Anstandes, die erbaut und rührt. Das ist auch der Ausdruck des Mannes, in dessen Haus der Herr eingekehrt ist und seines Dieners, sie stehen im Vordergrund, und ihre Mienen zeigen, wie sie bewegt sind über die Demut des Herrn und Meisters.

Nach der Fußwaschung ergeht an Judas die erneuerte Mahnung über seinen Verrath — mit jener Schonung, welche Worte wählt, die nur für jenen verständlich sind, den sie treffen, ohne ihn noch vor den Andern bloßzustellen. „Ihr seid nun rein, aber nicht alle, wer das Brot mit mir ißt, wird den Fuß gegen mich erheben.“

Nun wird das Brot und der Kelch mit Wein erhoben, die Worte der Wandlung und Ausspendung gesprochen. Petrus und Johannes sitzen unmittelbar neben Christus. Petrus wird zuerst gespeist, dann die andern Jünger, welche die Hände gefaltet haben. Christus geht zu jedem, Leib und Blut im Brot und Kelch

hinreichend, jeder ſenkt nach dem Empfange das Haupt. Der Inhalt des überaus ſchön dargeſtellten Vorganges — die Darreichung vom Unterpfande des ewigen Lebens und der einſtigen Verklärung, wird von den Zuſchauern durch die feierlichſte Ruhe gewürdigt — und über die Wangen Tauſender perlen Thränen der heiligſten Rührung.

Während dem die Jünger das heilige Abendmahl empfangen, ergeht in dieſem Saale die letzte Gnade in einem mahnenden Worte an das verrottete Herz des Judas, da der Herr ſpricht: „Einer von euch wird mich verrathen!“ Unruhe geht durch den Kreis, jeder fragt: „Ob er es ſei?“ Chriſtus ſpricht nach der einen Seite hin: „Der iſt's, dem ich das Brot reiche.“ Er tunkt einen Biſſen in die Schüſſel und reicht ihn dem Judas mit den Worten: „Was du thun willſt, thue bald!“ Judas, nachdem er den Biſſen genommen, fährt auf und ſtürzt hinaus. Während dem ſpricht Chriſtus in Ruhe: „Jetzt iſt des Menſchen Sohn verherrlicht!“

Nun rühmt ſich Petrus ſeiner Treue, es wird ſein Fall ihm vorhergekündigt. Chriſtus ſpricht noch über das Gericht, das über jene ergeht, die ihn an's Kreuz ſchlagen. Er ſpricht zum Schluſſe ein Gebet. Der Hauswirth, vom Vorgange, deſſen Zeuge er war,

gläubig ergriffen, spricht zum scheidenden Christus! „Herr, erinnere dich meiner, auch ich glaube an deine Herrlichkeit!“ Ihm wird erwiedert: „Auch du sollst einen Platz bei mir haben, Segen und Friede beglücken dich!“

Nachdem der Herr und die Seinen geschieden, spricht der Hauswirth noch einige Worte der Freude und Rührung über das Heil, das heute seinem Hause zu Theil geworden.

Sechste Vorstellung.

Der Verräther.

Vorbild. Joseph wird von seinen Brüdern verkauft. In malerischen Hirtengewändern zeigt sich die Gruppe der Brüder im Vordergrunde. Das Geldzählen, die gierige Freude über den Verkaufspreis bildet die symbolische Pointe der Scene. Im Hintergrunde stehen mit ihren Lastthieren die ismaelitischen Kaufleute, wie sie eben im Begriffe sind, den gekauften Josef als Sclaven abzuführen.

Das Bild und die Hinweisung auf den Verrat des Judas, der seinen Herrn verkauft, erklärt der Chorgesang.

Wie ſchaudert's mir durch alle Glieder!
Wohin? wohin, o Juda! voller Wuth?
Biſt du der Schurke, der das Blut
Verkaufen wird? Gerechte Rache ſäume nicht —
Ihr Donner — Blitze ſtürzet nieder —
Zermalmet dieſen Böſewicht!

Von Euch wird Einer mich verrathen:
Und dreimal ſprach der Herr dies Wort.
Vom Geiz verführt zu ſchwarzen Thaten,
Lief einer von dem Mahle fort;
Und dieſer Eine — heil'ger Gott,
Iſt Judas, der Iskariot.

Ach Juda! Juda — welche Sünde! —
Vollende nicht die ſchwarze That.
Doch nein — vom Geize taub und blinde,
Eilt Judas fort zum hohen Rath.
Und wiederholt voll böſem Sinn
Was einſt geſchah zu Dothain.

Was bietet für den Knaben ihr —
So ſprechen Brüder: wenn wir euch
Ihn käuflich übergeben?
Sie geben bald um den Gewinn
Von zwanzig Silberlingen hin,
Des Bruders Blut und Leben.

Was gebet ihr? — wie lohnt ihr mich?
Spricht der Iskariot, wenn ich
Den Meiſter euch verrathe?
Um dreißig Silberlinge ſchließt
Den Blutbund er, — und Jeſus iſt
Verkauft dem hohen Rathe.

Was dieſe Szene uns vorhält,
Iſt ein getreues Bild der Welt.
Wie oft habt ihr durch eure Thaten
Auch euren Gott verkauft — verrathen!
Den Brüdern eines Joſef hier,
Und einem Judas fluchet ihr,
Und wandelt doch auf ihren Wegen;
Denn Neid und Geiz und Bruderhaß
Zerſtören ohne Unterlaß
Der Menſchheit Frieden, Glück und Segen.

Nachdem der Chor ſich entfernt, folgt die Verſammlung des Synedriums. Die Hohenprieſter und Aelteſten überbieten ſich an Aeußerungen der Rache. Der gerechte Nikodemus und Joſef von Arimathäa, die einzigen edlen Geſtalten in dieſem Käfig voll blutdürſtiger Hyänen, ſprechen muthig Chriſti Schuldloſigkeit aus. Der Fanatismus wendet nun ſeinen Unmut gegen die Beiden, mit niedrigem Hohne werden ſie angelaſſen, Kaiphas erklärt ſie unwürdig dieſer hohen Verſammlung und will ſie ausſchließen. Während dem erſcheint Judas mit den Krämern, er trägt die leere Börſe, die ihm, wie Görres ſagt, im Dienſte Gottes leer geblieben, und die er nun im Dienſte der Welt zu füllen gedenkt. Die Vorſicht des Kaiphas, der die Beſorgniß ausſpricht, es könne den Judas am Ende die verſprochene That gereuen, wenn er das Geld habe, dann die Klage des Judas um die 300 Denare, die Er-

bitterung über die Vorwürfe, welche ihm der Herr gemacht, das Beistimmen der Pharisäer und Schriftgelehrten, die ihn noch mehr in Geld- und Rachgier hineinhetzen, der Befehl, ihm die Silberlinge aus dem Schatzkasten auszuzahlen, die Gier nach dem Gelde, alles das macht diese Scene, die vielleicht auch zu lang das Gemüth auf die Folter spannt, zu einer der widerwärtigsten; wie leuchtende Blitze des Gewissens in diese Nacht von Gemeinheit, Heuchelei und Rachsucht kommt die Aeußerung des gerechten Nikodemus, der über Käufer und Verkäufer den Fluch ausspricht, und sich feierlich lossagt von dem Verbrechen, an dem er keinen Antheil haben will. Dem Nikodemus wird höhnisch gerathen, nun in die Gesellschaft des Galiläers einzutreten, wohin er gehöre; dem Judas wird geschmeichelt: „Tritt herzu, Judas, nimm die 30 Silberlinge und sei ein Mann!"

Es ist in der That nicht nöthig, die Leidensgeschichte des Herrn, welche ein scharfes Bild der ganzen Weltgeschichte ist, in allen ihren einzelnen Partien mit Nutzanwendungen zu versehen. Diese ergeben sich zumeist von selbst. Das beliebte Erkaufen des nachchristlichen, vom wahren Gott abgefallenen und seinen Messias verläugnenden Judenthums ist eine allbekannte Sache. Um die Silberlinge verkauft mitunter der Christ

den Christen im echten Sinne des Wortes. Schamlos und frech spricht der Richter ein bezahltes Urtheil, und sucht sich einzureden, seiner befleckten Ehre sei genug gethan, wenn er vom Chor der Pharisäer als ein weiser Daniel gepriesen wird. Mit Hilfe von Silberlingen wird der Arme ausgesogen, wird ihm keine schützende Hand dargereicht, wird er seinen Bedrängern ausgeliefert.

Den gerechten Nikodemus hat die Emeute ausgeschieden, in ihm haben sie die lebendige Gewissensstimme zum Schweigen gebracht, und den Judas haben sie dafür als Genossen gewonnen.

Nun wird dem Judas sein Preis ausbezahlt. Wie mit Geierkrallen schnappt er nach jedem Silberstücke — er zählt genau, dreht mitunter eines um, das ihm verdächtig scheint, er weiß, wozu diese Herren fähig sind und hat keine Ursache ihnen Vertrauen zu schenken. Es war hier das einzige Mal, daß man hie und da auf den vordern Sitzen ein Gelächter hören konnte. Der treffliche Darsteller hat hier nach unserer Meinung übertrieben. Judas soll in keiner Richtung ein Gegenstand des Gelächters werden. Sich die Silberlinge auf den Tisch hinzählen lassen — dieselben mit gierigen Augen überzählen, und dann hastig in die Börse einstreichen, dürfte genug sein.

Fichtner, welcher den von Gregor Lechner gegebenen Judas als ein wahres Meisterstück lobte, konnte auch diesen Mißgriff in der Rolle nur bedauern; Fichtner meinte: „Schon der Umstand, daß hier gelacht wurde, deutete auf ein Fehlgreifen in der Auffassung, die Geldgier im Blicke wäre vollkommen hinlänglich gewesen."

Ueberhaupt soll der Darsteller des Judas die treffenden Worte von Dr. Sepp als Wegweiser nie außer Augen lassen: „Judas war kein ganz gewöhnlicher Mensch, sonst hätte ihn der Herr nicht in den Kreis seiner Apostel aufgenommen."

Kaum hat Judas das Geld, so wird ihm auch schon das Verhältniß seiner Knechtschaft zu den Lohngebern auf die gemeinste Weise eingeschärft: „Deinen Lohn hast du, nun beeile dich, Judas." Er theilt ihnen nun den Plan mit, wie er ihnen den Meister in der Nacht überliefern wolle, und verlangt dazu eine Rotte der Kriegsknechte. Sie sind einverstanden und er will gehen; — aber sie mißtrauen ihm, er wird unter Aufsicht gestellt, die Tempelkrämer lassen ihn nicht mehr los, und einige aus dem Synedrium begleiten ihn auch noch. Sie brauchen den Verräther, aber wie sollen sie sich auf den verlassen, der so schnöde seinen Meister verräth. Könnte er nicht von

Reue ergriffen werden und mit den Silberlingen das Weite ſuchen! Unter Verbrechern gibt es kein Vertrauen, nur Mißtrauen. Sie brauchen ſich gegenſeitig und halten nur ſo lange zuſammen, ſo lange ſie ſich benützen können.

Das Synedrium ruft zum Schluſſe: „Er ſterbe, er ſterbe, der Feind unſerer Väter.“ Mit dieſem Rufe ſuchen ſie ihrer Miſſethat das Siegel des Geſetzes aufzudrücken.

Wir können nicht umhin, bei dieſer Gelegenheit auf die Verſchiedenheit der Urtheile über das Paſſionsſpiel aufmerkſam zu machen. Seite 90 haben wir Worte von Sepp angeführt. Görres meint wieder: „es gelinge den Oberammergauern beſſer, die Kehrſeite der menſchlichen Natur, ihre Leidenſchaften und ihr ſelbſtſüchtiges Trachten, wie das jedem aus dem täglichen Leben bekannt wird, darzuſtellen, als jene Charaktere, worin umgekehrt der Himmel mit ſeinen lichten Sternen und ſeiner unergründlichen, durchſichtigen Tiefe dem Auge des Menſchen ſich erſchließen ſoll, worin ſich die fleckenloſe ganz ſich hingebende Liebe in ihrer jugendlichen Zartheit, der tiefe Schmerz eines durch ſeine Reue geheiligten Herzens, oder die Hoheit und der Adel einer ganz dem Göttlichen zugewandten Geſinnung ſich abſpiegelt.“

Abgesehen davon, daß Dr. Sepp über das Spiel 1850 und Görres über jenes 1840 berichtet, während wir über das von 1860 sprechen; abgesehen davon, wie die Aufführung bei andern Trägern der Hauptrollen (ein Umstand, der in der zehnjährigen Unterbrechung bedingt ist) immer auch eine andere sein muß, liegt doch auch im Allgemeinen eine Wahrheit im Ausspruche des G. Görres. Sepp sagt: „daß die ehrlichen Leute von Haus aus trefflich durchgeführt, die Bösewichter mehr durchdacht seien." Rollen nun wie die des Heilandes, des heiligen Petrus, Johannes, der seligsten Jungfrau sind natürlich nicht allen Anforderungen genügend darzustellen. Das kann am Ende kein Mensch auf Erden. Man muß sich hier mit der offen gelassenen Frage begnügen und vertrösten: Wo gibt es denn Personen, welche die obigen Charaktere einfacher, würdiger und natürlicher ausführen könnten als die Spieler in Oberammergau? Ich gestehe: mir ist das Passionsspiel so sehr angerühmt worden, daß ich schon fürchtete, es werde sicher hinter meinen viel fordernden Erwartungen zurückbleiben, und als ich es sah, waren meine Erwartungen weit übertoffen! Es wurde 1840 dem Darsteller Christi der Vorwurf gemacht, daß er mitunter zu monoton war. Sehr gut sagte damals Görres: „Wer ihn darum tadeln will, der mache es besser;

der Ammergauer Christus wird ihm gewiß gerne seine Rolle abtreten. Nur vergesse der Kritiker nicht, daß man den Christus der Wahrheit nach nicht spielen kann, ohne es auch in der That zu sein. Daß der Ammergauer ihn als guter, gläubiger und von seinem Glauben lebendig durchdrungener Christ darstellt, der niemals vor dem Spiele den Gottesdienst versäumt, ist Alles, was man billiger Weise von ihm verlangen kann."

Siebente Vorstellung.

Christus am Oelberg.

Erstes Vorbild. Der Ausspruch: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen" ist in Adam verwirklicht, der mit einem Schurz aus Schaffellen bekleidet mit einem Grabscheit die Erde bearbeitet. Zwei Kinder jäten Dornen aus, andere spielen mit einem Lamm. Links sitzt Eva, das Haar wirr herabgefallen — sie hält das jüngste Kind in ihrem Schooße. Das Bild macht einen trübseligen Eindruck — es bringt Noth, Elend und Verlassenheit des Menschen zur Anschauung.

Der Chor erklärt:

Judas, ach! verſchlang den Biſſen
Bei dem Abendmahle
Mit unheiligem Gewiſſen —
Und der Satan fuhr ſogleich in ihn. —
Was du thun willſt, ſprach der Herr,
Juda! — Dieſes thu' geſchwind. — Und er
Eilte aus dem Speiſeſaale
In die Synagoge hin,
Und verkaufte ſeinen Meiſter.

Bald iſt vollbracht — bald iſt vollbracht
Die ſchrecklichſte der Thaten;
Ach! heute noch, in dieſer Nacht
Wird Judas ihn verrathen.
O kommet alle, — kommet dann,
Und ſehet mit die Leiden an
Im Schatten erſt — und bald im Lichte
Erſcheinet ſie
Die traurigſte Geſchichte
Von Gethſemani.

O wie ſauer! o wie heiß
Wird es Vater Adam nicht!
Ach! es fällt ein Strom von Schweiß
Ueber Stirn und Angeſicht. —
Dieſes iſt die Frucht der Sünde,
Gottes Fluch drückt die Natur;
Darum gibt bei ſaurem Schweiße,
Und bei ſteter Müh' und Fleiße
Sie die Früchte ſparſam nur.

So wird's unſerm Jeſus heiß,
Wenn er auf dem Oelberg ringt,
Daß ein Strom von blut'gem Schweiß

Ihm durch alle Glieder dringt.
Dieſes iſt der Kampf der Sünde;
Für uns kämpfet ihn der Herr,
Kämpfet ihn in ſeinem Blute,
Zittert, bebet; doch mit Muthe
Trinkt den Kelch der Leiden er.

Zweites Vorbild. Die Geſchichte (aus dem 2. Buch der Könige, 20. Hauptſtück, 8. bis 10. Vers), wie Joab zu Amaſa ſagt: „Sei gegrüßt, mein Bruder," mit der rechten Hand ſein Kinn faßt, als wollte er ihn küſſen, ihm aber dabei das Schwert in die Seite ſtößt, daß Amaſa augenblicklich ſtirbt. Inmitten der Bühne verſetzt Joab dem Amaſa den Todesſtoß, Krieger ſtehen in Gruppen zu beiden Seiten.

Der Chor erklärt das Bild:

Den Auftritt bei dem Felſen Gabaon —
Den wiederholet Judas — Simons Sohn.
Ihr Felſen Gabaon!
Warum ſteht ihr ohne Zierde —
Sonſt der Nachbarn ſtolze Würde —
Wie mit einem Trauerflor umhüllet da?
Saget, ich beſchwör' euch, ſaget: Was geſchah?
Was geſchah?
Flieh't, Wanderer! flieht ſchnell von hier;
Verflucht iſt dieſer blutgedüngte Ort!
Da fiel von einer Meuchlershand durchbohrt
Ein Amaſa,
Vertrauen auf der heil'gen Freundſchaft Gruß —
Getäuſcht durch Joab falſchen Bruderkuß.
O ruft in unſ're Stimme: — Der Fluch ſei dir!
Der Fluch ſei dir!

Die Felsen klagen über dich;
Die blutgedüngte Erde rächet sich. —
Verstummet, Felsen Gabaon, mit eurer Stimme,
Und hört, und spaltet euch vor Grimme.
Ihr Felsen Gabaon!
So verräth den Menschensohn,
Ach! mit heuchlerischem Gruße
Und mit einem falschen Kuße
Als der Führer einer Rott'
Judas, der Iskariot.
Ihr Felsen Gabaon!
Vernehmet unsern Schwur,
Und fluchet diesem Scheusal der Natur!
Ihm fluchet das ganze Erdenrund,
Eröffne, Erde, deinen Schlund! —
Verschlinge ihn! — der Hölle Feuer
Verzehre dieses Ungeheuer!

Drittes Vorbild. Inmitten steht Samson verrathen von Dalila an den Fürsten der Philister — dessen Krieger dem Ueberwundenen schon die Fesseln angelegt haben. Die Verrätherin Dalila zeigt höhnisch mit den Fingern auf Samson, wie durch diesen Hohn ihren Verrath vor sich selber beschönigend.

Der Chor erklärt:

Samson überwunden —
Jesu in Gethsemani gebunden.
Samson seinen Feinden hier zum Spotte —
Jesus in Gethsemani einer Rotte.

Hier steht der Held, der so viele Feinde schlug,
Der Starke, der auf seinen Schultern trug
Die Thore Gazens auf die Berg' hinan.
Entkräftet steht er hier nun, dieser Mann —

Ein Spott der Leute,
Der Feinde Beute.
Die ihn ergrimmt
Zum Tode längst bestimmt.

Ach schändlich fiel er überwunden
Durch eines Weibes Schmeichelei.
Ach! schändlich wird er nun gebunden,
Und hingeschleppt zur Sklaverei.

So legt der Tugend überall
Die nied're Bosheit Stricke,
Hier bringt sie Weiberlist zum Fall,
Dort arger Männer Tücke.

Ach! nimmer läßt das Laster nach,
Das Gute zu verderben. —
So fiel einst Samson in die Schmach, —
So muß auch Jesus sterben.

O hütet euch, daß nie die Glut
Unreiner Lieb' euch blende!
O wahret vor verrathnem Blut
Der Unschuld eure Hände!

Nun folgt das Gebet auf dem Oelberg und die bittere Todesangst. Der Herr erscheint mit seinen Jüngern. Er läßt Petrus, Johannes und Jakobus mit sich gehen, die andern bleiben an der Pforte des Gartens. Er schreitet in den Vordergrund und sagt: „Mein Seele ist betrübt bis in den Tod, bleibet hier und wachet bei mir." Die Jünger bilden rechts auf einem Felsen sitzend eine Gruppe. Christus entfernt sich zu beten links auf einen etwas erhöhten Felsen;

ſo daß ſein Haupt unter den hervorragenden Steinen geborgen iſt. Eine Krone von Blutſchweiß umgibt ſeine Stirne, nachdem er aufſteht und wieder in die Mitte tritt. Dieſes ringende und dringende Gebet des Menſchenſohnes, der die Todesnoth der Menſchheit auf ſich genommen hat, iſt für die Zuſchauer von ergreifender Wirkung. Der Engel mit dem Leidenskelch erſcheint. Dießmal konnte auch dieſem Engel, der einen Knaben zum Darſteller hat, weder der Oberammergauer Dialekt zur Laſt gelegt, noch ſonſt ihm eine ſtörende Seite abgewonnen werden (wie 1850). Die Begebenheit war vom Darſteller Chriſti tief empfunden, und die Gebetesworte und die Worte der Mahnung an die Jünger ſo würdig durchgeführt, daß die meiſten Zuſchauer von inniger Wehmut erfaßt in Thränen ausbrachen. Es ſchien die allgemeine Stimmung der Wehmut eine Erfüllung des Gebotes: mitzuleiden mit dem Heiland und mitzutrinken von dem bittern Schmerzenskelche.

Nach dem dreimaligen Gebet erſcheint Judas mit der Rotte. „Nun ſollſt du unſere Rache fühlen," rufen die Tempeljuden, welche die Rotte begleiten. Judas gibt dem Herrn ſeinen verrätheriſchen Kuß, — als die Soldaten fragen: „Biſt du Chriſtus?" erwidert er: „Ich bin es!" Sie ſtürzen vom Glanz ſeiner

überirdiſchen Hoheit geblendet vor ihm nieder. Petrus ſchlägt zur Vertheidigung ſeines Meiſters mit dem Schwerte um ſich und haut dem Knechte Malchus das Ohr ab; der Herr heilt es, und ermahnt Petrus: „Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen.“ Chriſtus wird nun gefeſſelt und unter Hohn und Spott der Rotte und der Tempelkrämer abgeführt. Sein Schreiten und ſeine Ruhe gegenüber dem Ungeſtüm und dem Tumult, gegenüber der Rohheit der Knechte und dem ſataniſchen Hohn der Feinde iſt groß und erhaben. Selbſt im Taumeln auf die Fauſtſtöße hin und auf das Zerren an den Banden, iſt noch die Würde des Heilandes zur Anſchauung gebracht. Clarus ſagt über dieſe Scene: „Tief erſchüttert empfinden wir, als würde ſie an uns ſelber vollführt die ſataniſche Brutalität, mit welcher dieſe Scheuſale das Lamm zur Schlachtbank führen. Und doch ſpricht ſich auch noch in den Mienen und Geberden des Gebundenen, Fortgeſtoßenen die Fülle unendlicher Liebe aus, die er auch gegen die Feinde im Herzen trägt.“ Devrient ſagt über die Scene: „Als der Heiland nun doch gebunden und mit Hohngeſchrei hinweggeführt wird und alle, auch die liebſten Jünger entflohen ſind, vollendet ſich uns der Eindruck von der unermeßlichen Einſamkeit des Erlöſers unter ſeinen Mitlebenden auf eine erſchütternde Weiſe. Wir haben es mit angeſehen und gehört,

wie Alles um ihn her, auch seine vertrautesten Jünger ihn immer mißverstanden, wie er zu ihnen fast immer wie in den Wind geredet, wie es den vier Vertrautesten in der Stunde seines Ringens mit dem Opferungsentschlusse möglich war zu schlafen und wieder zu schlafen trotz der dringenden Mahnung des tiefgebeugten Meisters. Wie nun Petrus nichts kann, als einmal dreinschlagen und dann davonlaufen und sich sogar dreimal verschwören und verfluchen, daß er den Meister nicht kenne. Wie keiner, auch nicht Johannes, den wir beim Abendmahle so zärtlich an des Freundes Brust liegen gesehen, mit ihm geht und sagt: „Wo du bist, will ich auch sein, und was du leidest, will ich mitleiden." Wie alle, auch alle ihn verlassen und fliehen, und er allein dahingeht, gebunden und verhöhnt, mit der unermeßlichen Liebe in der Brust, um für dieses elende, klägliche Geschlecht zu sterben. Diese ungeheure einsame Größe hat mir erst die Gewalt der dramatischen Kunst — wenn gleich nur in einem Dorfschauspiele — vor die Seele gebracht. Und unter diesem Eindrucke folgt man nun der Leidensgeschichte mit äußerster Spannung. Man weiß alles, was man sehen wird, aber daß man es sehen wird, gibt ihm eben eine ganz neue Bedeutung"*).

*) Nach diesem Schlusse der 1. Abtheilung wird gewöhnlich Eine Stunde lang ausgesetzt, am 9. September 1860 aber spielte man, wie dies immer geschieht, wenn Regen zu befürchten steht, ununterbrochen fort.

Zweite Abtheilung.

Achte Vorstellung.

Jesus vor Annas.

Bild. Michäas der Prophet bekommt von Sedekias einen Backenstreich, weil er dem Könige Achab die Wahrheit sagt. III. Könige 22. 24.

Der Chor erklärt das Bild:

Begonnen ist der Kampf der Schmerzen —
Begonnen in Gethsemani.
O Sünder! nehmet es zu Herzen,
Vergesset diese Scene nie.
Für euer Heil ist dieß geschehn,
Was auf dem Oelberg wir gesehn.
Für euch betrübt bis in den Tod
Sank er zur Erde nieder,
Für euch drang ihm wie Blut so roth
Der Schweiß durch alle Glieder.
Begonnen ist der Kampf ꝛc. wie oben.
Wer frei die Wahrheit spricht,
Den schlägt man in's Gesicht.
König, du wirst unterliegen,
Solltest Ramoth du bekriegen:
Dies ist, was Michäas spricht
Dich von Unglück dann zu retten

Glaube, König, Baals Propheten —
Dieſer Schmeichler Lügen nicht.
Doch die Wahrheit des Michäas
Schmeichelt einem Achab nicht;
Und der Lügner Sedekias
Schlägt dafür ihn ins Geſicht.

Lügner, Heuchler, Schmeichler pflücken
Roſen, Lorbeer ohne Müh'!
Nur die Wahrheit muß ſich bücken,
Denn die Wahrheit ſchmeichelt nie.
Jeſum über ſeine Lehren,
Seine Thaten zu verhören,
Räumt das Recht ſich Annas ein.
Um zu wiſſen, was ich lehrte,
Frage jeden, der mich hörte,
Wird die Rede Jeſu ſein.
Doch die Wahrheit auf die Fragen
Schmeichelt einem Annas nicht;
Und die Unſchuld wird geſchlagen
Jeſus in das Angeſicht.

Das vorwaltende Intereſſe, welches von nun an das dramatiſche Element faſt allein in Anſpruch nimmt — muß die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers für die plaſtiſchen bildlichen Darſtellungen vermindern, und ſo geſchieht es, daß Chor und lebende Bilder immer mehr läſtig zu werden anfangen. Das Drama der Paſſion fordert unſer Intereſſe dafür dringender heraus. —

Annas erſcheint auf dem Balkon ſeines Hauſes, rechts von der Mittelbühne, mit fünf Perſonen ſeines Gefolges. Er kann es nicht erwarten zu hören, ob und wie die Gefangennehmung vor ſich gegangen. Man hört von der rechten Straße her ſchreien, lachen, höhnen und tulmultuiren. Zuerſt kommt Judas. Annas belobt ihn: „Dein Name ſoll ſtehen für ewige Zeiten obenan in unſern Jahrbüchern.“ Judas aber fängt an nach vollbrachtem Verrat die Größe ſeiner Sünde grauenhaft vor ſich zu ſehen. Er bemüht ſich die ungeheure Schuld von ſich abzuwälzen, er ruft auf den Balkon hinauf: „Ich will für ſein Blut nicht verantwortlich ſein.“ Mit dem kalten Hohn, der auf die Rechnung des abgeſchloſſenen Geſchäftes hinweiſt, ſagt Annas: „Er iſt in unſerer Gewalt!“ Während dem kommen die Kriegsknechte mit Chriſtus von der rechten Seite der Straße her, ſie ſtoßen und zerren ihn bald vorwärts bald zurück. Vor dem Hauſe des Annas wird gehalten, und dieſem die Ankunft Chriſti gemeldet. Annas befiehlt, den Gefangenen zu ihm herauf zu bringen. Inmitten des Balkons ſtehen nun Annas und Chriſtus, das Verhör beginnt. Der Pöbel unten miſcht ſich hinein und brüllt ſeine Anklagen auf den Balkon hinauf. Selbſt, daß Chriſtus dem Malchus das Ohr angeheilt hat, wird ihm als Ver-

brechen ausgelegt. Annas fragt ihn, was er auf alle die Beſchuldigungen vorbringen könne. Er ſchweigt, und ſieht mitleidsvoll auf Annas. An ihm, dem einſtigen Richter der Lebendigen und Todten, iſt es ja Mitleid zu haben mit denen, die vor ſeinem Richterſtuhle ſtehen müſſen. In dieſem Schweigen liegt eine unendliche Würde und Hoheit. Annas muß ſich auf ſeine äußere Stellung ſteifen, er muß ſeinen ganzen Hochmut zuſammenhalten, um das unheimliche Gefühl, welches ihn erfaßt, nicht durchſchauen zu laſſen. Wiederholt fragt Annas: „Warum antworteſt du nicht, wenn die Obrigkeit dich frägt?“ Der Herr erwiedert: „Ich habe nicht im Verborgenen gelehrt, ihr könnt jeden fragen, der mich gehört hat.“ — Auf dieß Wort wird der Heiland von einer dienſtfertigen Knechtſeele des Hohenprieſters ins Geſicht geſchlagen. Der Zuſchauer bemächtigt ſich eine Unruhe; ſelbſt im Spiele und in der Darſtellung erſcheint dieſe viehiſche Rohheit als eine dem Gottmenſchen angethane Blasphemie — die Antwort Chriſti iſt Schweigen mit dem Ausdruck der Sanftmut, Geduld und Milde in ſeinem Antlitz. Das chriſtliche Gemüt fühlt ſich im Anblick dieſer Scene auf's Tiefſte erſchüttert. Unten das brauſende, tobende Meer des zur Wuth aufgeregten Pöbels, Hohn und Spott in Wort und Geberde, oben Chriſtus, der mit

Bedauern und Wehmut auf dieß Volk niederſchaut — neben ihm Annas, der ſich in ſeiner Bosheit und Rachſucht freut über das Auflodern des angeſchürten Brandes, dem es aber nebenbei doch auch unheimlich wird in der Nähe des Galiläers.

Annas übergibt nun Chriſtus den Kriegsknechten und der Rotte, daß ſie ihn vor Kaiphas führen. Unter Geſchrei und Tumult führt ihn dieſe Rotte in die Straße links ab, nachdem er durch die Stiege beim Thore unter dem Balkone heruntergekommen. Scheu kommen in der Straße rechts Petrus und Johannes, in der todten Betrübniß des gebrochenen Muthes ſehen ſie dem aufgewühlten Pöbelſtrom nach, der ſich vor ihnen dahinwälzt. Dieſe Volksſcenen ſind immer außerordentlich lebendig und naturgetreu. Die Oberammergauer dürften zur Revolutionszeit in großen Städten Lektion genommen haben. Devrient ſagt über dieſe Scene: „Das (Fortführen) geſchieht aber nicht ſchweigend, nicht ohne Lebendigkeit, nein, Alles iſt voll Bewegung. Die Soldaten haben Hohn und Triumphworte zu ſprechen, bald in Abtheilungen, bald alle zuſammen, ſo daß man den Zug noch hört, wenn er die Straße hinauf ſchon dem Auge verloren gegangen iſt.“

Neunte Vorstellung.

Jesus vor Kaiphas.

Erstes Bild. Der unschuldige Naboth wird durch falsche Zeugen zum Tode verurtheilt. III. Könige 21. 8. u. f. f. Dieses Bild ist deßwegen doch noch von großer Wirksamkeit, weil es ein glänzender Ausdruck der politischen Niederträchtigkeit ist, welcher in der Gegenwart gehandhabt wird. Ein Stück Annexionspolitik, durch schändlichen Mißbrauch der Gewalt, durch Perfidie, Lüge und Bestechung ins Werk gesetzt. Um Naboth's Weinberg zu besitzen, schreibt die Königin Jezabel einen Brief, als hätte ihr Mann ihn geschrieben, und siegelt ihn mit ihres Mannes Siegel, und sendet ihn an die Aeltesten der Stadt, in welcher Naboth wohnt, diese auffordernd, sie sollen ein falsches Zeugniß wider Naboth geben und sagen: „er habe Gott und den König gelästert," so daß man ihn dann gesetzlich steinigen könne. Es wird nun plastisch die Scene der Steinigung vorgestellt, theils mit erhobenen Händen eben im Begriff, die Steine auf Naboth's

Haupt zu ſchleudern, theils Steine vom Boden auf-
hebend, umringen den gerechten Naboth ſeine Mörder.

Der Chor erklärt:

Wie blutet mir das Herz!
Ach! Jeſus — wie ein Böſewicht
Muß er der Sünder Bosheit tragen;
Verrathen und beſchimpft — gebunden und geſchlagen —
Wem zittert nicht im Auge eine Thräne? —
Von Annas weg zu Kaiphas fortgeriſſen —
Was wird er da, ach! leiden müſſen!
Seht hier im Bilde dieſe neue Leidensſcene.
Es ſterbe Naboth! fort mit ihm zum Tod!
Geläſtert, König! dich, geläſtert hat er Gott.

Er ſei vertilgt aus Israel!
So geifern wild die Läſterzungen —
Von einer loſen Jezabel
Zu einem falſchen Eid gedungen.
Ach! mit dem Tode rächet man,
Was Naboth nie verbrochen; —
Der Weinberg wird dem König dann
Von Schurken zugeſprochen.
Dieß iſt ein treues Bild der Welt,
So geht's noch öfters heute.
Das arme fromme Lämmchen fällt
Dem ſtarken Wolf zur Beute.
Ihr mächt'gen Götter dieſer Welt —
Zum Wohl der Menſchheit aufgeſtellt —
Vergeßt bei Uebung eurer Pflicht
Des unſichtbaren Richters nicht!
Bei ihm ſind alle Menſchen gleich,
Sie mögen dürftig oder reich,
Geadelt oder Bettler ſein; —
Gerechtigkeit gilt ihm allein.

Zweites Bild. Hiob erduldet von ſeinem Weibe und ſeinen Befreundeten vielen Schimpf. Hiob II. 9. Der bekannte Bildertypus des unglücklichen Hiob. Er ſitzt mit Ausſatz bedeckt auf einem Miſthaufen in einem Hofe. Sein Weib und ſeine ſogenannten Freunde umſtehen ihn, ſeiner ſpottend. Das Weib, eine vollendete, durchgebildete Megäre in Mienen und Haltung. Die Freunde mit dem Ausdruck von Börſenhyänen, denen eben eine — ſie erfreuende Nachricht — in ihren Käfig zum Fraße hineingeworfen wurde.

Der Chor erklärt:

Seht! welch ein Menſch! — Ach! ein Gerippe —
Ein Graus — ein Eckel der Natur.
Wie windet ſich um Wang und Lippe
Ein ausgedörrtes Häutchen nur.
Seht! welch ein Menſch! Ach! wie geſchunden
Sieht man bis auf das Mark hinein.
Das Eiter träuft aus ſeinen Wunden
Und Fäulung frißt ſchon ſein Gebein.
Ach! welch ein Menſch! — Ein Job in Schmerzen —
Ach! wem entlockt er Thränen nicht!
Sein Weib doch — ſeine Freunde ſcherzen
Und ſpotten ſeiner in's Geſicht.
Ach! welch ein Menſch!
Wer mag ihn einen Menſchen nennen?
Vom Fuße hin bis an ſein Haupt
Wird aller Zierde er beraubt.
Ach! welch ein Menſch!
Ihr Augen! weinet heiße Thränen.
Ach! Jeſus — ach! ein Menſch nicht mehr,

Der Menſchen Spott und Hohn wird er.
Ach! welch ein Menſch!
O alle ihr gerührten Herzen!
Ach! Jeſus, Jeſus! Gottes Sohn
Wird loſer Knechte Spott und Hohn
Bei endeloſem Kampf der Schmerzen.
Ach! welch ein Menſch!

Es folgt die Verſammlung der Richter im Hauſe des Kaiphas, Zeugen werden vorgefordert. Zwei treten auf, der eine ſagt aus: „Chriſtus habe geſagt, er wolle den Tempel zerſtören.“ Der Andere ſagt: „Dieſen Tempel.“ Sie kommen mit einander in Streit, und mit echt jüdiſcher Hartnäckigkeit will keiner von den Beiden nachgeben. Dem Kaiphas und dem Synedrium iſt das übrigens alles eins, jede dieſer Aeußerungen iſt todeswürdig, jede eine Gotteslästerung. Er hat Gott geläſtert, und hat den Tod verdient, iſt ihr einſtimmiger Beſchluß. Der Heiland läßt das wieder alles ſchweigend über ſich ergehen.

Dieſe Ruhe bringt die Ungeheuer in die äußerſte Wuth. Görres ſagt: „Jeſus der Mißhandelte ſteht nun den Fanatikern in ſtummer Würde gegenüber; einer um den andern ſteht von ſeinem Sitze auf, tritt vor ihn hin, um ihm höhnend und geifernd ſeinen Vorwurf ins Geſicht zu kreiſchen.“

Die Kriegsknechte erhalten Befehl, den Heiland abzuführen, ſchon ſind ſie auch von dem Geſchrei der

Juden angezündet und halten Christus für den verabscheuungswürdigsten Verbrecher, sie rufen ihm zu: „Wenn auch keine Worte, so wollen wir dir doch manchen Seufzer auspressen.“ Die teigartige Masse des Volkes, das heute das Hosiannah und morgen das „Kreuziget ihn!“ schreit, diese Masse, aus welcher die Volkstribunen wie Bäcker alles kneten, was sie wollen, ist in dem Vorgange der Passionsgeschichte wohl am einschneidendsten geschildert. Die schlagendste Anwendung auf's politische Leben hat Shakespeare im dritten Akt des Julius Cäsar gemacht — in seiner großartigen Weise läßt der Dichter das Volk wie Schilfrohr unten auf dem Forum stehen. Es kommt Brutus und redet und das Rohr beugt sich rechts, und es kommt Antonius und redet das Gegentheil, und das Rohr beugt sich links. Immer aber gibt ihm der eben strömende Wind seine Richtung.

Christus wird in die Gerichtshalle geführt. Die Mägde zünden auf der Erde Feuer an, und Christus wird von ihnen und den Kriegsknechten verhöhnt. Johannes und Petrus kommen. Aengstlich erscheint der Erstere und sieht zagend von außen durch die Gitterthür in den Hofraum, in welchem das Obige vorgeht. Petrus weilt eine Zeitlang draußen, bis Johannes auch ihm den Eintritt erwirkt. Wiederholt

ſchallt ein klarer Hahnenſchrei auf die Bühne herein. Unter andern Umſtänden wäre dieß ein Anlaß zum Lachen. Aber die Verſicherung des von den Mägden gefragten Petrus: daß er dieſen Menſchen nicht kenne, die ihm vorhergeſagte Verleugnung ſeines Herrn und Meiſters, erfüllt das menſchliche Herz mit Betrübniß. Ein Apoſtel verleugnet den Herrn, eine Ceder vom Libanon iſt gefallen. Der Hahnenruf weckt ſein Gewiſſen; ſeine Schmach ſteht vor ſeinen Augen, und er verhüllt aus Schande ſein Antlitz. Er ruft aus: „Ach, beſter Meiſter, wie habe ich mich verloren, wie tief bin ich gefallen. Beſter Meiſter, dießmal noch höre die Stimme meines Herzens.“ Die Laſt ſeiner Schuld zieht ihn zur leiblich ſichtbaren Verdemütigung nieder — kniend ruft er aus: „Dieſe Hoffnung habe ich zu dir, du wirſt mir verzeihen.“ Er geht fort und betrübt folgt ihm Johannes nach.

In der Halle herrſcht ungeſtört die Macht der Finſterniß. Dem Heiland wird eine Binde um die Augen geſchlungen, er wird in's Geſicht geſchlagen und die Frage an ihn geſtellt: „Weiſſage uns, wer dich geſchlagen hat?“ Alles, was die Mächte der Hölle im Uebermut des Bewußtſeins ihrer zeitweiligen Gewalt erſinnen, wird an dem Dulder ausgeübt. — Die Rolle der Henkersknechte iſt nicht ſo

leicht als man ſich denken mag. Sie haben die Thatſachen ſichtlich vorzutragen, ſie müſſen die volle Verachtung, welche ihr Treiben verdient, auf ihre Schultern laden, die Zuſchauer müſſen an ihnen mehr als Aergerniß nehmen, und doch darf Rede und Geberde das Maß des Tragiſchen nicht überſchreiten; das chriſtliche Gefühl hat hier das Kunſtſtudium zu erſetzen, Gefühl und Kunſt aber dürfen die Ausbrüche der Rohheit — nicht im Aeußerſten der brutalen Wirklichkeit ſehen laſſen.

Judas erſcheint als wahres Bild eines gefolterten Gewiſſens. Seine That ſtellt ſich ihm in den Weg, wie ein unüberſteiglicher Berg. Er beginnt die Klage über ſich ſelbſt mit den Worten: „Wehe mir, ich will im Hauſe des Kaiphas dem Ausgange nachforſchen. Verflucht ſei der Schritt, den ich gewagt.“ Es ſind dieſe Worte des Verräthers gleichſam eine Art Prolog zum folgenden Bilde, welches gerade ihn angeht.

Zehnte Vorstellung.

Die Verzweiflung des Judas.

Bild. Der Brudermörder Kain, von Gewissensbissen gequält, irrt unstät auf der Erde umher. Wenn die andern Bilder entweder aus Massen von Personen bestehen oder doch Gruppen bilden, so zeigt sich hier gerade der tragische Moment in dem Umstand, daß der Verbrecher allein mit seiner Verzweiflung und dem unvertilgbaren Bewußtsein seiner Schuld mit seinem rächenden Gewissen dasteht — in öder Gegend, die das Abbild seiner verödeten, wüsten Seele ist, auf welcher der Fluch liegt; es hilft ihm nichts, wenn er mit den Händen seine Augen schließt, das Bild des erschlagenen Bruders kann er damit nicht los werden. Der Chor erklärt:

O weh dem Menschen! sprach der Herr,
Der mich wird übergeben;
Es wäre besser ihm, wenn er
Erhalten nie das Leben.
Und dieses Weh, das Jesus sprach,
Folgt Judas auf dem Fuße nach,

In vollen Schalen wird es ſich ergießen.
Laut ſchreit um Rache das verkaufte Blut.
Gegeißelt von dem nagenden Gewiſſen,
Gepeitſcht von allen Furien der Wuth,
Rennt Judas raſend ſchon umher
Und findet keine Ruhe mehr.
Bis er, ach! von Verzweiflung fortgeriſſen
Hinwirft von ſich in wilder Haſt
Des Lebens unerträglich ſchwere Laſt.
So flieht auch Kain. Ach, wohin?
Kannſt du dir ſelbſt doch nicht entflieh'n?
In dir trägſt du die Höllenqual;
Und eileſt du von Ort zu Ort,
Sie ſchwingt die Geißel fort und fort;
Wo du biſt, iſt ſie überall;
Und nie entrinnſt du deiner Pein.
Dieß ſoll der Sünder Spiegel ſein;
Denn kommt die Rache heute nicht —
Wird noch der Himmel borgen;
So fällt das doppelte Gewicht
Auf ihre Häupter morgen.

Judas tritt nun auf. Seine Rede iſt nur eine Fortſetzung deſſen, was er vor dem Bilde begonnen: „Soll alſo ich für ſein Blut verantwortlich ſein? Nein, das lag nicht in meinem Vertrage! Verfluchte Synagoge! Vor die Füße will ich euch euer Geld werfen. Doch wird der Meiſter dadurch gerettet werden? Schon einmal machte er ſich unſichtbar, vielleicht — aber wie, das beruhigt mich nicht, noch einmal ſeid verflucht, keinen Antheil will ich haben an dem unſchuldigen Blute!“ Er geht fort. Wieder wird Jeſus in die Räume

des Synedriums hereingestoßen, ein rührendes Bild der Geduld. Was Ludwig Clarus über dieses Stoßen und Zerren der Knechte vom Darsteller Christi 1850 sagte, hat im vollsten Maße auch auf die Darstellung Schauer's seine Anwendung: „Durch nichts wird die ruhige Haltung, der sichere Adel im Benehmen Jesu erschüttert. Selbst die brutalen Stöße der Kriegsknechte, welche ihn stolpern machen wollen, überwindet er durch seine unbesiegliche Standhaftigkeit und Gelassenheit. Nach jeder gewaltsamen Einwirkung auf seine Stellung erlangt er sogleich wieder das bewunderungswürdige Gleichmaß seiner Haltung und Bewegung. Kein Ungeschick und keine Uebertreibung entweiht den Auftritt."

Was die Knechte treiben ist auch Wohldienerei, es ist eine Lust, die sie den haß- und rachefunkelnden Augen der Mitglieder des Synedriums bereiten. Nun spricht dieses Synedrium über den Herrn als über einen Gotteslästerer in voller Form das Todesurtheil aus. Judas kommt dazu, was er als letzte Folge seines Verrates gefürchtet hat, ist geschehen; er bestrebt sich, die Sache rückgängig zu machen. Ein Hohngelächter über die Halbheit dieses schwächlichen Sünders zuckt über das Antlitz der Hohenpriester, welches in einen Ausdruck von Verachtung übergeht, als wollten sie

ſagen: Was will denn dieſer blöde Menſch hier? — Wie kann er auch nur den Gedanken faſſen, den vollen Lauf „der Gerechtigkeit“ einzuhalten? Sie gebieten ihm mit aller harten Kälte verſteinerter Bosheit: „Ruhe!“ Nun entſteht ein förmliches Ringen. Er fürchtet: dieſe da ſind nicht geſonnen, ihm die ſchwere Bürde ſeiner Schuld abzunehmen, und ſo ſucht er nun dieſe Schuld ſymboliſch im Lohn des Verrates ihnen vor die Füße zu werfen. Er ruft verzweifelt: „Keine Ruhe für mich, nein, keine Ruhe für mich, ihr habt mich zum Verräter gemacht. — Gebt die Unſchuld heraus, meine Hände ſollen rein ſein.“ —

Peinlich und doch gewiß vornehm thuend ſchauen ſich die Hohenprieſter und Aelteſten gegenſeitig an, als wollten ſie ſagen: „Was will dieſer Narr hier? man ſoll ſchauen, daß er hinauskommt.“

Nun reißt Judas den Mammon, die Urſache des Verrates, von ſeinem Herzen los und wirft das verfluchte Geld mit entſprechenden Worten an die Bretter einer Art Kanzel vor dem Hohenprieſter, daß es klirrend zu Boden fällt. Sie erklären ihm aber: der abgeſchloſſene Handel könne damit nicht aufgehoben werden. Wenn ſie ſich dabei als ehrliche Biedermänner gebärden — die um keinen Preis ihr Wort brechen

oder zurücknehmen wollen, so ist das mit ihrem ganzen heuchlerischen Wesen nur in Uebereinstimmung. Judas will sich nun wenigstens der Mittheilnehmer und des Mitfluches an seiner Frevelthat für das Synedrium versichern, und er ruft aus: „Wohlan, so sollt ihr mit mir zu Grunde gehen.“ Er stürzt hinaus, die Verzweiflung folgt seinen Schritten.

Das hingeworfene Geld wird aufgehoben, aber es ist entweihtes Blutgeld, es ist unrein, und hier wird wieder fromm der Panzer des Gesetzes hervorgesucht, um gegen jeden Vorwurf einer Schuld gewaffnet dazustehen, sie kaufen dafür Hakeldama, den Blutacker, ein Begräbniß für die Fremden, „denn es geziemt sich nicht, daß man die Silberlinge als ein Blutgeld in den Schatzkasten lege.“

Die Prozedur soll beschleunigt werden. Sie bieten nun Alles auf, um die Vollstreckung des Urtheiles noch vor den Festtagen in's Werk zu setzen. Der Mund der Wahrheit vernichtet das Endziel ihrer Anschläge mit den Worten: „Von nun an wird der Menschensohn in seiner Herrlichkeit zur Rechten des allmächtigen Vaters sitzen.“ Hochmut und Rache aber haben kein Verständniß mehr für das Heil Israels; die Bestrebungen der Selbstsucht haben die Herzen des Synedriums erfüllt, sie verkünden ihren Stolz in den Wor-

ten: „Die ganze Welt ſoll von uns reden und von unſerm Siege über den Galiläer!“

Drei Mitglieder des Synedriums werden nun abgeordnet, den Pilatus um die baldige Vollziehung des Urtheils zu bitten. Auch hier kommt wieder die Heuchelei an das Tageslicht, die in die wahre ſittliche Lebensthat gar nichts — und in das Ceremonialgeſetz alles ſetzt. Sie dürfen das Haus des Heiden, das Gerichtshaus nicht betreten, es könnte ihre reinen Seelen verunreinigen, ſie erſuchen ihn daher durch ſeinen Thürhüter um eine Zuſammenkunft im Garten.

Wir müſſen hier einige Worte über die Diener des Pilatus, wie über die untergeordneten Rollen überhaupt ſprechen.

Der k. k. Hofſchauſpieler Fichtner bemerkte: „Schlecht ſpielen ſah ich gar keinen, die untergeordnetſte Rolle war zum mindeſten ausgefüllt, es war wie ein gewaltiger Strom — es konnte keiner zurückbleiben, jeder wurde mit fortgeriſſen, die Starken haben die Schwachen hinterhergezogen!“

Wie das verkehrte Judenthum, die Diener, Knechte und das Volk ſich in den verkommenen Hohenprieſtern und im Synedrium ſpiegelte, ſo bildet auch Pilatus wieder das Centrum im Lebenskreis des ſtolzen, ſelbſtgenügſamen, gewaltigen Heidenthums. Wie der

Herr, ſo der Diener. Die Diener des Pilatus ſpielen ganz anders, als die Diener des Synedriums. Der ganze Römerſtolz ſpricht aus ihrem zurückgeworfenen Kopf, aus ihrer gebieteriſchen Haltung, ſie fühlen ſich dem kleinlichen Treiben der Juden gegenüber groß und nobel — ſie haben in Rom ihren Schwerpunkt und gebärden ſich als Miteigenthümer der Welt. Selbſt der Thürhüter des Pilatus trägt die volle Verachtung gegen die offen daliegende Heuchelei dieſes verrotteten Judenthums in ſeiner Seele, und er behandelt die Juden als ſolche, wie die römiſchen Klaſſiker jener Zeit einſtimmig ſie geſchildert haben, wenn er den jüdiſchen Abgeſandten, kaum daß ſie ihm nach Anbringung ihrer Botſchaft den Rücken gekehrt — lachend nachruft: „O ihr verſchmitzten Schelme, die ihr Kameele verſchluckt und die Mücken abſeiget."

Der Verfaſſer des Dramas läßt hier den Thürhüter des Pilatus den 24. Vers des 23. Kapitels Matthäus aus den Vorwürfen des Herrn an die Phariſäer ſagen. Dieſer und der frühere Vers lauten: „Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Phariſäer, ihr Heuchler, die ihr die Krauſemünze, Annis und Kümmel verzehntet, aber das Wichtigere des Geſetzes, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit und den Glauben vernachläſſiget. Dieſes ſollt ihr thun und jenes nicht unterlaſſen. Ihr

blinden Wegweiser, die ihr eine Mücke durchseiget, aber ein Kameel verschlinget.''

Es ist kein Verstoß gegen die Wahrscheinlichkeit, wenn der heidnische Thürhüter den Juden letzteren Vorwurf auch macht. Es war ja Gebrauch bei den Juden, den Wein, Essig und alles Getränke sorgfältig durch Leinwand zu seigen, um ja keines der kleinsten unreinen Thiere mitzugenießen und so das Gesetz 3. Moses 11, 20. 23. 21. 42 zu übertreten. So seigen noch heutzutage in Befolgung eines religiösen Gesetzes die Buddhisten in Ceylon und Hindostan ihr Trinkwasser. Den unrein machenden Mücken wird das kolossale Kameel, ebenfalls ein unreines Thier, gegenübergesetzt. Die bequeme heuchlerische Manier, mit der kleinen Gesetzerfüllung sich von der großen loskaufen zu wollen, mußte auch den Heiden bekannt werden, die unter den Juden lebten. Das pharisäische Treiben der Juden war nun nicht geeignet, die Heiden zur Erkenntniß des wahres Gottes und zur wahren Messiashoffnung hinzuführen, im Gegentheil mußten die Juden den Römern lächerlich erscheinen, weil sie die Religion zu einem Schacher herabwürdigten, indem sie für die kleine Münze ceremonieller Gesetzerfüllung bei großartiger Vernachlässigung von Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben, Got-

tes Wohlgefallen zu erkaufen wähnten. So viel gegen die Bemerkung, welche gemeint hat, daß es unstatthaft sei, dem Thürhüter des Pilatus die obigen Worte Christi in den Mund zu legen.

Nun öffnet sich der Vorhang der Mittelbühne, es zeigt sich eine freie Gegend, inmitten gegen den Vordergrund zu — ein Hügel mit einem Baum, der oben eine belaubte Krone trägt und dessen dürre Aeste unten hinausragen. Judas stürzt herein, ein wahres Bild der Verzweiflung, er hält einen langen Monolog, dem mit der gespanntesten Aufmerksamkeit von Seite der Zuschauer gefolgt wird. Der Dichter suchte hier offenbar die Worte des Evangelisten Lukas 22. Hauptstück zur Anschauung zu bringen: „es war der Satan in Judas gefahren." Der öfter wiederkehrende Refrain seiner Raserei ist: „Ich kann die Folter meines Gewissens nicht länger ertragen, mein Verrat hat mich für immer von seinen Jüngern ausgeschlossen, für mich ist keine Hoffnung, keine Verzeihung, keine Rettung!" Die unheimlichen Blicke, die er während seines Rasens bisweilen auf den Baum wirft, lassen errathen, zu welcher That er denselben sich ausersehen. Immer in nähern Kreisen zieht es ihn an den Hügel. Ein rascher Sprung, er steht hart am Stamme. Dicke Aeste ragen unten

heraus und hindern ihn in seinem Vorhaben. Mit der Kraft eines Verzweifelnden bricht er dieselben herunter, und was man sieht, hört man auch. Krach, krach, krach! Der Gürtel seiner Kleider ist zu einer Schlinge schnell geknüpft — er wirft die Schlinge an einen der obern Aeste — den Ausdruck höchster Verzweiflung im Angesicht, in diesem Momente fällt der Vorhang, während den Zuschauern der letzte Schrei der Verzweiflung und das furchtbare Krachen der Aeste noch in den Ohren tönt. —

Nicht nur war die ganze Scene mit der feinsten Bühnenkenntniß arrangirt, Lechner gab den Judas auch meisterhaft. Sehr richtig bemerkte hierüber Fichtner: „In der Darstellung des Judas muß eine gefährliche Klippe umschifft werden, der leiseste Fehltritt in seiner Rolle, die mindeste unzeitgemäße Extravaganz lockt zum Lachen; das klebt am Wesen des Judas, denn man ist gewohnt, ihn von Kindheit an nicht nur als eine tragische Person zu betrachten, sondern auch lächerliche Momente an ihm gewahr zu werden."

Das ist sehr wahr: ich erinnere mich aus der Kindheit, daß bei Passionsvorstellungen mit hölzernen Figuren, die auf der Bühne von unten hin- und hergeschoben werden, die liebe Jugend immer heiter

gestimmt war und lachte, wenn Judas kam; selbst als die kleinen Unholde den ganz kleinen, hölzernen Judas am Baume zappeln sahen, lachten sie alle mitsammen darüber in einer wahren Herzensfreude.

Eilfte Vorstellung.

Christus vor Pilatus.

Bild. Die Fürsten und Satrapen des Königs Darius dringen in denselben, er solle Daniel in die Löwengrube werfen, weil er vor seinem Gott gebetet. (Daniel VI. 4.) Die Zuschauer sind von der grauenhaften Katastrophe, die dem Verrat und der Verzweiflung des Judas gefolgt, noch so erfüllt, daß dieses Bild ohne besondere Theilnahme vorübergeht. Der Chor erklärt die Beziehung desselben:

Gelästert hat er Gott!
Wir brauchen keine Zeugen mehr.
Verdammt zum Tod
Ist vom Gesetze er;
So lärmt das Synedrium.
Auf! zu Pilatus wollen wir,
Ihm unsere Klagen vorzubringen —
Das Todesurtheil zu erzwingen. —
In diesem stummen Bilde sehet ihr:
Wie Daniel zu Babylon,

Verklagt man fälſchlich Gottes Sohn.
Der Götter Feind iſt Daniel!
O König! höre deiner Völker Klagen:
Zerſtört hat er den großen Bel — —
Die Prieſter und den Drachen er erſchlagen.
Ergrimmt vor deinem Thron
Erſcheint ganz Babylon.
Willſt du von Volkes Wuth dich retten;
So laß den Feind der Götter tödten.
Er ſterbe! — König! nur ſein Tod
Verſöhnet unſern großen Gott.

So eilt das böſe Sanhedrin
Ganz raſend zu Pilatus hin,
Wie jene Schurken dort gethan;
Und klagt mit wildem Ungeſtüm,
Voll Tigerwuth und Löwengrimm,
Die Unſchuld auf den Tod nun an.
O Neid! fanatiſches Gezücht;
Was unternimmſt, was wagſt du nicht,
Um deinen Groll zu ſtillen?
Nichts iſt dir heilig, nichts zu gut;
Du opferſt Alles deiner Wuth
Und deinem böſen Willen.

Weh dem, den dieſe Leidenſchaft
In Schlangenketten mit ſich rafft! —
Vor neidiſchen Gelüſten,
O Brüder! bleibet auf der Hut!
Laßt ja nie dieſe Natterbrut
In euren Buſen niſten!

Chriſtus wird von den Hohenprieſtern zu Pilatus geführt und angeklagt. Die Juden könnten ſich verunreinigen, wenn ſie beim beginnenden Feſte in die

Gerichtshalle des Heiden eintreten würden, darum bleiben sie vor dem Hause des Pilatus — und er muß ihrer Ceremonialstatuten wegen vom Balkon seines Palastes mit ihnen unterhandeln. Entblößt und ein Tuch um die Lenden geschlungen, die Hände gefesselt, kommt nun Christus mitten unter dem Tumulte auf die Scene, die Priester auf der einen, die Kriegsknechte auf der andern Seite, steht er unter dem Balkon des Pilatus. Das Synedrium hat ihn bereits zum Tode verurtheilt.

Nun erscheint Pilatus auf dem Balkon. Vom Darsteller des Pilatus 1850 sagt Ludwig Clarus: „Ein ehrlicher, wohlbeleibter Ammergauer, welcher sich in der faltenreichen Toga Prætexta und mit dem klassischen Stirnband von Gold recht stattlich ausnimmt."

Welchen Fortschritt hat das Passionsspiel 1860 gemacht! Was für ein Pilatus! Da kann man schon fragen: „Wo ist ein Schauspieler in Deutschland, der den Pilatus — (doch eine ganz weltliche Rolle) — besser darstellt als Tobias Flunger, Schnitzler und Zeichnungslehrer in Oberammergau! Dieser noble, stolze Römer stand so bombenfest gegen alle Kritik und Nergelei auf seinem Balkon droben, daß es eine wahre Lust war ihn anzuschauen und anzuhören. Die Sprache, das reinste Deutsch, klar und volltönend, die Haltung edel und seiner Stellung vollkommen würdig; ein wahrer

Repräſentant der weltbeherrſchenden Roma, wie man ſich keinen beſſeren denken mag. Die rothe feierliche Toga mit goldenen Streifen, der goldene Reif um ſeine Stirne, das Alles ſchien ſchon auf der Wiege dieſes Mannes gelegen zu ſein. Man wird auf die nobelſten Köpfe und Geſtalten aus der Römerzeit erinnert, wie ſie in Basreliefs und Statuen im Vatican zu Rom, im Muſeum Bourbonicum zu Neapel und im Palazzo degli Uffizi in Florenz ſich finden.

Dieſer Heide auf dem Balkon droben, der die Bewegung ſeines Körpers ſo in der Gewalt hat, daß er nicht erſt den Anſtand abzumeſſen braucht, der ſich aus der Ruhe ſeiner Herrſchaft nicht ſo bald herausbringen läßt, iſt der vollendete Gegenſatz zu den tumultuirenden Juden unten, bei denen Fanatismus, Geſchrei, Heftigkeit und Ungeduld wetteifern, um den Pilatus ihrem Willen dienſtbar zu machen. (Nachdem der Geſchichtsſchreiber Joſephus Flavius ſelber ein Jude war, darf in ſeinem Bericht über Pilatus, der kein Freund der Juden geweſen, die jüdiſche Färbung nicht überſehen werden.) Ein Berichterſtatter in den Münchner „Neueſten Nachrichten“ 1850, Nr. 260—265, hat den Pilatus volksthümlich derb aber richtig aufgefaßt, wenn er meint: „Pilatus iſt ein Feind der Juden wegen ihrer Kleinigkeitskrämerei und wegen des ewigen

Geſcheres, womit ſie ihm ſeine Stellung dornenvoll machen."

Schlau haben ſie die ſchwache Seite des römiſchen Statthalters in Angriff genommen, da ſie bei ihrer Anklage rufen: „Er iſt ein Feind des Kaiſers, denn er verweigert die Abgaben." Ein kaltes Lächeln fliegt über das Antlitz des Pilatus, er kennt ſeine Leute und weiß wohl, was er von ihrem Geſchrei zu halten hat. Die exekutive Gewalt ſteht ihm ausreichend zu Gebot; die Anklage der Juden dünkt ihm überflüſſig. Doch muß er ſeines Amtes walten, denn er hat die Machinationen dieſes Volkes in Rom kennen gelernt, und ſtellt nun, um der Rechtsform zu genügen, ſelbſt einige Fragen an Chriſtus. Der Herr ſchweigt. Auch dieſes Schweigen weiß die Mörderrotte zu ihrem Vortheil auszumünzen. Sie ruft hinauf: „Sein Schweigen verräth ſeine Schuld, er hat ſich zum König der Juden aufgeworfen."

Nun läßt Pilatus Chriſtus auf den Balkon führen und heißt die Prieſter fortgehen. Neben dieſem Bild des Dulders iſt der Glanz der Erſcheinung des Heiden gebrochen. Pilatus fragt: „Biſt du der König der Juden?"

Pilatus iſt ſich ſeiner Macht ſo bewußt, daß er nicht höhniſch fragt, in ſeinem Ausdruck liegt mehr

das Mitleid mit einem Träumer aus dem Judenvolke, der seine reizbare Nation verletzt hat, und sich selber ruinirt.

Dem Pilatus wird zur Antwort: „Du sagest es, denn ich bin ein König, ich bin auf die Welt gekommen, daß ich der Wahrheit Zeugniß gebe, wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“

Hierauf stellt Pilatus die allbekannte Frage: „Was ist Wahrheit?“ Es lag in dieser Frage keineswegs ein gemeiner Hohn; sie ist eben die Quintessenz aller Weisheit des skeptischen Römers, er bedauert in dieser, seiner Meinung nach unauflösbaren Frage sich und die ganze Menschheit; wie sollte ihm der arme, gefesselte Galiläer, dieses Schmerzensbild, einen Aufschluß geben, da ihn alle Weisen Griechenlands und Roms darüber im Dunkeln gelassen! Es liegt in dieser wehmüthigen, aber auch hochmüthigen Frage — die im Voraus auf keine Antwort hören will — das welthistorische Elend des Heidenthums nach der Erscheinung Christi, des Heidenthums, welches stolz den Verkünder und Vollzieher der Erlösung von sich abweist — und lieber in der Nacht des Denkens und Handelns, der Glaubens- und Sittenlosigkeit fortlebt, als daß es zur Probe, ob *sein Wort* Wahrheit ist — *sein Gesetz* halten wollte. In diesem Sinne

hatte der Darsteller des Pilatus die merkwürdige Frage aufgefaßt und ausgesprochen.

Pilatus will aber mit dem Manne nichts zu thun haben, er sagt zu den Juden: „Nehmt ihn und richtet ihn nach eurem Gesetze, ich finde nach dem meinen keine Schuld an ihm.“ Die Juden treiben ihn aber weiter in die Enge, sie sagen: „Wir dürfen keinen zum Tode verurtheilen.“ Pilatus sucht nun die letzte Ausflucht; — da er vernommen, der Angeklagte sei ein Galiläer, erwidert er den Juden: „So führt den Galiläer zu Herodes, aus dessen Gebiet er ist.“

Der Charakter des Pilatus erregt Mitleid, nicht Verachtung. Wie dem heidnischen Staat nichts an der Persönlichkeit liegt, weil er den Werth derselben nicht kennt, also auch nicht zu schätzen weiß, so liegt dem Vertreter des heidnischen Staates auch nichts am Leben oder Tod des Menschen. Vor Allem sucht er Rom zu dienen, um seine Stellung zu wahren; er ist nicht abgeneigt Gerechtigkeit zu üben, aber der Gerechtigkeit ein Opfer zu bringen, das kennt er nicht. Den Fanatismus und die Blutgier der Juden verachtet er gründlich; aber er will Ruhe und mit ihnen so wenig als möglich zu thun haben. Das sind die Grundzüge seines Charakters.

Zwölfte Vorstellung.

Christus vor Herodes.

Bild. König Hanon beschimpft die Abgesandten des Königs David von Israel. (3 Könige 10. 4.) Hanon läßt den Gesandten den Bart halb abscheeren und die Kleider halb abschneiden.

Der Chor erklärt:

Beschämt ist jetzt der Pharisäer Rotte.
Er hat, so spricht Pilatus, nichts gethan,
Daß ich, wie ihr voll Neides schreit, zum Tode
Den Ausspruch thun — das Urtheil fällen kann.
Doch, ach! was stellt vor meinem Blicke
Für eine neue Scene sich?
Ich sehe — zitt're — beb' zurücke —
Ein kalter Schauder packet mich.
Wie Hanon einst, zum Spott und Hohn,
Bei halbgeschornem Bart und Kleide
Beschimpfte eines Davids Leute,
Gesandt von ihm zu dessen Thron;
So wird die Unschuld auch gekränkt —
Wem schauderts nicht bei dem Gedanken?
Gestellt vor des Herodes Schranken
Mit Spotte und mit Hohn getränkt.

Christus erscheint vor Herodes. Der Judenkönig sitzt inmitten des Hintergrundes auf einem erhöhten

Thronſitze und iſt von vielen Höflingen, Prieſtern und Kriegsleuten umgeben. Ueberflüſſige fantaſtiſche Pracht herrſcht an dieſem Hofe. Herodes hat ja ſein Königthum zunächſt von der Seite des Wohllebens aufgefaßt. Der Heide Pilatus wich keinen Zollbreit vom Ernſt ſeines Richteramtes, ſeiner Stellung. Herodes iſt der Mann der Unterhaltung und des Zeitvertreibes — in dieſem Sinne will er nun auch das Verhör mit Chriſtus ausbeuten. Er ſtellt Fragen, erhält aber keine Antwort. In ſeiner angewohnten Frivolität will er nun von Chriſtus, von dem er ſchon viel gehört, ein Wunder ſehen. Auch dieſer Wunſch wird mit Schweigen abgefertigt. Herodes ſchämt ſich nun vor den Höflingen, daß er mit dem Gefangenen nichts ausrichten kann, er ſucht ſich durch Hohn und Spott, in dramatiſcher Weiſe durchgeführt, zu rächen; der Anblick dieſes Mannes, wie er da vor ihm ſteht, iſt ihm zu unheimlich zu ehrfurchtgebietend; er will dieſes Gefühles dadurch ſich entledigen, daß er Chriſtus mit einem Purpurmantel umkleiden und ihm einen Rohr-Scepter in die Hand geben läßt. Gegenüber dieſem verſpotteten, phantaſtiſchen König bläht ſich Herodes ſtolz auf in ſeinem Sammtkleide mit dem goldblitzenden Turban. Aber des Todes ſchuldig kann er Chriſtus nicht finden. Herodes iſt eben kein Fanatiker

des Judenthums, als das Höchſte gilt ihm ein vergnügliches Leben, er iſt ein anticipirter, praktiſcher Reformjude. Mit dem Chriſto angethanen Hohn läßt ſich aber das Judenvolk nicht abſpeiſen. Er hat ja aus dem Synedrium die Parole des Todes bekommen und auf dieſe Parole kommt es immer wieder zurück. Herodes will Ruhe haben. Er ſendet die unvergnügten Juden wieder zu Pilatus. Mit dem wiederholten grauſamen Ruf: „Er ſterbe, er ſterbe!“ verlaſſen ſie die Königsburg des Herodes. Görres ſagt: „Die Juden aber in ihrer rachgierigen Seele ſind mit dieſem bloßen Hohne nicht zufrieden; ſein Thron iſt das Kreuz, dort ſoll der Dornengekrönte thronen, dort das Blut ſeiner Wunden den Purpurmantel ihres Königs färben.“

Dreizehnte Vorstellung.

Die Geißelung und Dornenkrönung.

Erstes Bild. Josef's Brüder zeigen ihrem Vater das bunte Röcklein Josef's, das sie in das Blut eines geschlachteten Ziegenbockes getaucht. (I. Moses. 37. 31.) Der alte Jakob ringt trostlos seine Hände.

Der Chor erklärt:

Sie haben noch nicht ausgewüthet —
Vollendet noch nicht ihren Plan,
Den von der Hölle ausgebrütet
Nur Satans Neid vollbringen kann.
Ihr Felsen spaltet euch, und stürzet nieder.
Bedecket diese Schurken — Satansbrüder!
Nicht länger soll ihr Leben — nein!
Nicht länger mehr gefristet sein!
O! welche schaudervolle Scene
Des Josef's Rock mit Blut besprengt
Und an den Wangen Jakobs hängt
Der tiefsten Trauer heiße Thräne.
Wo ist mein Josef? meine Wonne!
An dessen Aug mein Auge ruht.
An diesem Rocke hängt das Blut
Das Blut von Josef — meinem Sohne.
Ein wildes Thier hat ihn zerrissen,
Zerrissen meinen Liebling. Ach!

Dir will ich nach — dir, Joſef! nach;
Kein Troſt kann dieß mein Leid verſüßen:
So jammert er — ſo wimmert er
Um Joſef — und er iſt nicht mehr.
So wird auch Jeſu Leib zerriſſen
Mit wilder Wuth,
Sein koſtbar Blut
In Strömen aus den Wunden fließen.

Zweites Bild. Der zum Opfer beſtimmte Widder im Dornengebüſch verwickelt. (I. Moſes 22. 13.) Links der Opferaltar, auf dem Iſaak der zu Opfernde kniet. Abraham hält den Widder, welcher ſich im Dornenbuſch verrannt hat, bei den Hörnern.

Der Chor erklärt:

Abraham! Abraham! tödt' ihn nicht.
Dein Glaube hat — ſo ſpricht
Jehova — ihn, den Einzigen, gegeben:
Er ſoll nun wieder dein — zum Völker-Glücke leben.
Und Abra'm ſah im Dorngeſträuch
Verwickelt einen Widder ſteh'n;
Er nahm, und opferte ſogleich
Ihn von Jehova auserſeh'n.
Ein groß Geheimniß zeigt dieß Bild
Im heil'gen Dunkel noch verhüllt.
Wie dieſes Opfer einſt auf Moria,
Steht Jeſus bald gekrönt mit Dörnern da.
Ihr Alle, die ihr hier vorübergehet,
Ach! ſtehet ſtille — habet Acht, und ſehet:
Wo trifft man einen Schmerzen an,
Der dieſem Schmerzen gleichen kann?

Nun folgt eine wahre Revolutionsſcene. Die Leiter gehen unter dem Volke herum — theilen die

Schlagworte aus, und schüren den Brand. Das Volk in Massen bleibt sich immer gleich. Dürres Reisig, wer Feuer braucht, darf nur Funken hineinwerfen und anblasen, und in kurzer Zeit wird es lichterloh aufbrennen. Der Statthalter muß terrorisirt werden; er soll der „öffentlichen Meinung" weichen; — die Zündfäden dieser öffentlichen Meinung aber gehen vom Synedrium aus. Diese Schwarzkunst ist uralt, und wird immer mit Erfolg betrieben. Die Haupthetzer sagen zu den Unterhetzern oder Faiseurs: „Setzet Alles in Bewegung, erhitzet die Köpfe," und dergleichen allbekannte Phrasen. Pilatus auf seinem Balkon durchschaut auf den ersten Blick das Blendwerk, er sagt kalt: „Bei meiner Ehre, ich kann kein Verbrechen an ihm finden." Er macht dem Volke Vorstellungen und sucht es zu beschwichtigen. Aber es hilft Alles nichts, ihre Losung ist Blut und Tod, und davon gibt es kein Abgehen. Pilatus gibt nun eine praktische Erläuterung über den Wahrspruch: „Die Staatskunst ist eine schwache Vertreterin der Gerechtigkeit. Wer mit dem Unrecht paktirt und sich dem Unrecht gegenüber zu Concessionen drängen läßt — dessen Sache ist aufgegeben." Pilatus ist nicht gewillt, sich aus seiner letzten Position der Gerechtigkeit drängen zu lassen, und Christi Leben den Juden auszuliefern; er stellt ihnen vor, daß sie nach

dem Geſetze an dem Feſttag einen Gefangenen frei begehren können, und will ihnen die Wahl zwiſchen Chriſtus und Barrabas laſſen. Davon aber wollen ſie nichts hören, ſie rufen: „Er muß ſterben, der Gotteslästerer, der Vernichter unſeres Geſetzes! An's Kreuz mit ihm!“

Pilatus wankt — er macht an die Hyäne die gefährliche Conceſſion, ſie Blut lecken zu laſſen. Er befiehlt Chriſtus zu geißeln und täuſcht ſich in der Hoffnung, mit dem Jammerbilde des Gegeißelten werde ſich dieß Volk zufrieden geben. Chriſtus wird abgeführt — man hört hinter dem Vorhang der Mittelbühne Geißelhiebe fallen, nach einiger Zeit erhebt ſich die Courtine. Chriſtus in der Mitte an die Säule gebunden, von Henkersknechten umrungen, blutet und fällt unter den Hieben eben zuſammen. In der roheſten Weiſe wird er emporgeriſſen, man ſetzt ihn auf einen Schämel, als ſeinen Thron, wirft das Purpurkleid um ſeine Schultern, als ſeinen Königsmantel, und legt das Rohr in ſeine Hand, als Scepter. Doch haben die Henker an dieſem todesmüden Bild des Spottes noch nicht genug, ſie ſtoßen ihn mit dem Sitze um, erheben ihn, ſetzen ihn wieder auf den Schämel und rufen mit ſataniſchem Hohn: „Setze dich, ein König ſoll nicht ſtehen.“

Nun folgt als Krone des Spottes die Dornenkrönung. Die Krone wird gebracht und Christo auf's Haupt gesetzt. Vier Schergen bringen zwei gerade Stäbe, an denen die Rinde und die Ansatzknorren von den herabgerissenen Zweigen sichtbar sind. In der Diagonale legen sie zuerst diese Stäbe auf die Dornenkrone und drücken diese an den vier Enden der Stäbe derartig auf das Haupt, daß die Enden dieser Stäbe sich über das Antlitz weit herunterbiegen und Blut über die Stirne fließt. Clarus bemerkt über diese Seene: „Dieser Anblick war empörend, und wäre nicht auszuhalten gewesen, wenn nicht die himmlische Ergebung des an der Schlachtbank angekommenen Lammes das Gemüt gehoben hätte, so daß jene Scheußlichkeit als ein Verherrlichungsmittel dieser himmlischen Gelassenheit erschien."

Bis hier hat sich der Zuschauer schon derartig in die Sicherheit des Darstellers hineingelebt, daß er sich über die Vollendung in der Darstellung gar nicht mehr wundert. Die Würde des Gottmenschen darf unter der brutalsten Vergewaltigung niemals leiden; das war auch der leitende Stern des Darstellers; über der hochempörten See dieser geschilderten Scenen hat er sich mit seinem Schifflein immer oben erhalten. Eben diese Sicherheit gereicht aber dem Zu-

ſchauer zu einer eigenthümlichen Befriedigung. Er kann ſich ungeſtört, ohne Angſt auf irgend eine Taktloſigkeit, dem ſeltenſten auf religiöſer Grundlage ruhenden Kunſtgenuß überlaſſen.

Vierzehnte Vorſtellung.

Jeſus wird zum Kreuzestode verurtheilt.

Erſtes Bild. Joſef wird als Landesvater dem Volke vorgeſtellt. (I. Moſes. 41. 41.) Joſef in Prachtkleidern mit der goldenen Kette geſchmückt auf dem Triumphwagen. Eine Maſſe von Volk, theils im Zuge, theils als Zuſchauer.

Der Chor erklärt:

Gegeißelt grauſam, und gekrönet
Verſpottet wüthend und verhöhnet
Ward Jeſus wie ein Böſewicht.
Wer ſah ihn leiden, bluten, dulden —
Den Heiligſten für fremde Schulden
Und fühlte tiefes Mitleid nicht?
Ach! welch ein Menſch! —
Wer ſieht an ihm der Gottheit Spur?
Ach! welch' ein Menſch! —
Ein Wurm — ein Spott der Henker nur.
Seht! welch ein Menſch!
Zur Hoheit Joſef auserwählt;
Seht! welch ein Menſch! —

Zum Mitleid Jesu vorgestellt.
Laut soll es durch Aegypten schallen:
Es lebe Josef hoch und hehr;
Und tausendfach soll's wiederhallen!
Aegyptens Vater — Freund ist er!
Und Alles stimme — Groß und Klein —
In unsern frohen Jubel ein!
Du bist Aegyptens Trost und Freude,
Ein Glück, wie ihm noch keines war.
Dir, Josef, bringt Aegypten heute
Die Huldigung voll Jubel dar.
Laut soll es durch Aegypten schallen (wie oben).

Als zweiter Landesvater thronet
Er nun in unsrer Mitt' und Brust!
Der Herbes nur mit Segen lohnet —
Ihm Heil! des Landes Stolz und Lust.

Zweites Bild. Losung über die zwei Böcke, von denen einer entlassen, der andere für die Sünden des Volkes geschlachtet wird. (3. Moses. 16. 7.) Einer dieser Böcke, auf den das Loos für Jehova gefallen, soll von Aaron zum Sündopfer dargebracht, der andere, auf welchen das Loos fällt als weglaufenden Bock, den soll er lebendig vor den Herrn stellen, auf daß er darüber bete und ihn entlasse in die Wüste.

Bei dem nachfolgenden Chor, der in der Form eines Wechselgesanges eingekleidet ist, singt der gewöhnliche Chor von der Mittelbühne und das Volk antwortet hinter dem Vorhang dieser Bühne:

Des alten Bundes Opfer dieß
Wie es Jehova bringen ließ.

Zwei Böcke wurden vorgestellt,
Darüber dann das Loos gefällt,
Wen sich Jehova auserwählt.
Jehova, durch das Opferblut
Sei deinem Volke wieder gut.

Das Blut der Böcke will der Herr
Im neuen Bunde nimmermehr;
Ein neues Opfer fordert er.
Ein Lamm von aller Mackel rein
Muß dieses Bundes Opfer sein.
Den Eingebornen will der Herr;
Bald kommt — bald fällt — bald blutet er
Ich höre schon ein Mordgeschrei:
Volk: { Barrabas sei
Von Banden frei!
Nein! Jesus sei
Von Banden frei!
Wild tönet, ach! der Mörder Stimm':
Volk: (An's Kreuz mit ihm! an's Kreuz mit ihm!)
Ach! seht ihn an! ach! seht ihn an!
Was hat er Böses wohl gethan!
Volk: { Entläßt du diesen Böswicht;
Dann bist des Kaisers Freund du nicht.
Jerusalem! Jerusalem!
Das Blut des Sohnes rächet noch an euch der Herr.
Volk: (Es falle über uns und unsere Kinder her!)
Es komme über euch und eure Kinder!

Der Teig des Volkes muß wiederholt durchsäuert, Pilatus durch den Volksaufruhr vollkommen eingeschüchtert werden. Dieser stolze Römer, der immerhin noch

nach ſeinem Gewiſſen einen edlen Sinn für Gerechtigkeit in ſich trägt, ſtand der Mordluſt der Juden bisher wie eine Mauer entgegen. Die Fundamente derſelben müſſen durch die hochgehenden brandenden Wogen des heranbrauſenden Volksmeeres unterwaſchen werden, ſie muß heute noch ſtürzen. Pilatus muß der „öffentlichen Meinung" der Juden ſich fügen. Einen Tumult in die Scene zu ſetzen, die Maſſen in Fluß zu bringen, das verſtehen die Anführer vollkommen. Die Apoſtelgeſchichte gibt von dem eminenten Talente der Juden in dieſer Richtung wiederholtes Zeugniß. Da ſieht man nun rückwärts in der Straße die Häupter der Revolte, wie ſie den Pöbel bearbeiten. Kaiphas iſt einer der thätigſten und kennbarſten, er ſchiebt ſich hetzend durch die Maſſen, ſeine kreiſchende Stimme hört man durch das Murren des Volkes hindurch, ſeine Prieſtermütze ſegelt wie ein vom Sturm getriebenes Schifflein über das Meer dieſer wie Wogen dicht aneinander gereihten Köpfe hin. Nachdem die Maſſen gehörig in Fluß gebracht ſind, wälzen ſie ſich tumultuariſch vorwärts und toſen vor dem Palaſte und dem Balkon des Pilatus. Clarus ſagt über dieſe Scene: „Die friedlichen Oberammergauer, von welchen wohl keiner den Gräuelſcenen, welche das Jahr 1848 in ſo vielen großen Städten hervorrief, beigewohnt, und

dieſelben aus eigener Anſchauung kennen gelernt haben mag, hatten durch hellſehenden Inſtinkt die Natur ſolcher Scenen, das eigenthümliche Leben und Colorit ſolcher Volksaufläufe und der darin ſtattfindenden Scheußlichkeiten grauſam getroffen."

Was Clarus von der Aufführung 1850 ſagt, hat im hohen Grade von der 1860 zu gelten. Der Verfaſſer dieſes hatte Gelegenheit, im Jahre 1848 zu Wien derlei Scenen mit Tauſenden von Spielern, die von den Faiſeurs bearbeitet wurden, oft an Einem Tage Dutzendweiſe zu ſehen: er darf ſich alſo wohl ein Urtheil erlauben. Die Hetzer und Vorſchieber des Volkes zu Oberammergau ſpielten ihre Rolle meiſterhaft. Der Pöbel, den „die Phraſe" beherrſcht, wurde auch mit der Phraſe gefüttert. Das allenthalben ausgetheilte Schlagwort lautete: „Keinen Antheil ſoll er haben an Abraham, Iſaak und Jakob. Barrabas ſei frei." In der That, die ſogenannten „Sturmpetitionen" und die geeigneten Mittel dazu ſind ſchon vor zweitauſend Jahren bekannt geweſen.

Pilatus erſcheint auf dem Balkon. Ich habe von nun an bis zum Ende der Scene mit einem Handperſpektiv die Mienen und die Haltung dieſes Mannes nicht mehr aus den Augen gelaſſen. In der That, dieſer Zeichnungslehrer Flunger verſteht Köpfe zu zeich-

nen — an ſeinem eigenen Kopf. Was für Uebergänge an dieſem Geſicht von der Zeit an, wo er zu dieſer Scene auf den Balkon heraustritt, bis zum Momente der Händewaſchung!

Noch geht er mit dem Gedanken um, Gerechtigkeit zu üben, und das Opfer dem Rachen ſeiner Feinde zu entreißen. Er hat dabei einen politiſchen Gedanken im Hintergrunde, der ihm aushelfen ſoll, er will an den letzen Funken ſittlichen Gefühles appelliren, indem er ſeiner Wache befiehlt, den Verbrecher Barrabas herzubringen. Daß er den ganzen Vorgang hindurch die Juden aus vollem Herzen verachtet, das läßt er aus der Art genugſam hervorleuchten, wie er mit ihnen im echten Sinne des Wortes von oben herab redet. Es hat aber dieſe Verachtung nicht den Ausdruck gemeiner Hoffart und Aufgeblaſenheit — ſie hat eine ſittliche Grundlage und daher eine Berechtigung. Unter dieſer ſittlichen Grundlage wird nun hier freilich nicht das Heidenthum und unter dem Gegenſtand der Verachtung nicht das echte Judenthum des alten Bundes verſtanden; es ſtehen ſich hier einfach Recht und Unrecht gegenüber; Pilatus iſt noch immer von einem edlen Selbſtbewußtſein getragen; er fühlt ſich als einen Vertreter der Gerechtigkeit, und er will der Emeute Wi-

derſtand leiſten. Noch glänzt das goldene Stirnband als Symbol der Herrſchergewalt rein an ſeinem Haupte, ein edles Feuer lodert aus ſeinen Augen, und ſeinem jetzigen Benehmen nach muß man Achtung vor ihm haben und ihn lieb gewinnen. Er will dem Galiläer durchhelfen. Noch iſt ſein Muth ungebrochen durch den Anblick dieſes Zwingers voll wilder Thiere zu ſeinen Füßen. Er weiſt die Juden mit ihrem Verlangen ab.

Früher ſchon war ein Diener des Pilatus auf den Balkon gekommen, und meldete: „Deine Gemalin, Landpfleger, läßt dir ſagen, ſie habe Träume wegen dieſem Gerechten gehabt, du ſollſt ſehen, daß er frei werde.“ Pilatus erwidert: „Sage, ich werde ſehen, was ich thun kann.“ —

Der Traum ſeines Weibes ſoll ſein Gewiſſen ſchärfen! Er iſt über die Botſchaft nicht ungehalten.

Nun erſcheinen die ſeligſte Jungfrau Maria mit Magdalena, Johannes und andern Freunden. Maria will mit Chriſtus gehen, wird aber zurückgehalten; der Geliebte ihrer Seele iſt in den Händen dieſer Menſchen rettungslos verloren. Unter bittern Thränen ſpricht ſie ihre Klagen aus. Die Scene iſt kurz, aber ſie erſchüttert allgemein, ein innig gemaltes Bild der mater dolorosa, ein Leuchthurm, deſſen Flammen

von Liebe und Schmerz einer Mutter genährt ſind, und die auf kurze Zeit ihre Strahlen über die empörten Wogen hinleuchten laſſen.

Auf's Neue ſtürmen Prieſter und Volk an das Haus des Pilatus heran; der Blutdurſt hat zugenommen, Pilatus fängt an bedenklich zu werden, dunkle Schatten ziehen über ſeine Stirne hin. Aber noch immer hat er ſein Vorhaben nicht aufgegeben. Er läßt Chriſtus auf den Balkon bringen, und nimmt nun oben mit ihm ein Verhör vor. Hier ſagt nun Chriſtus dem Pilatus, „wie dieſem nur Legionen der Menſchen, ihm aber die der Engel zu Gebote ſtehen.“ Pilatus hört das an mit dem Ausdrucke der Befremdung. Während dem nimmt das Geſchrei allmälig zu. Der Heide wird eingeſchüchtert, die Juden verklagen ihn am Ende in Rom, daß er es mit den Feinden des Kaiſers halte. Er wankt, ſetzt aber noch ſeine Hoffnung auf das Erſcheinen des Barrabas. Dieſer wird vorgeführt. Er hat kein Wort zu ſprechen. Kaum erſcheint, von zwei Schergen geführt, dieſer Mann in einer Art ſchmutzig-grünem Hemd, das bis auf die Knöchel der bloßen Füße reicht, Haar und Bart ſtruppig und verworren, im Geſicht ein Ausdruck der Wildheit und nebenbei eine Reſignation, die mit dem Leben bereits abgeſchloſſen hat — als im Zuſchauer auch ſchon der Gedanke fer-

tig ist: Ja, das ist der Barrabas, so muß er ausgesehen haben!

Von diesem Nachtstück aus der Gallerie des Menschengeschlechtes, das Pilatus neben die Lichtgestalt Christi hinstellen läßt — hofft er noch, daß er den Galiläer werde retten können. Diese verruchte Gestalt, der das Verbrechen wie ein Siegel auf die Stirne gedrückt ist — deren scheuer Blick halb in der Blendung von dem Licht nach der Kerkernacht, halb aus innerer Zerstörtheit, von seinen blutigen Thaten spricht; diese Gestalt, die ein ganzer Ausdruck der Todeswürdigkeit sein könnte, diesen Barrabas den Mörder, meint Pilatus, wie aus seinen Blicken zu ersehen, werden sie doch nicht loslassen, und so wohl das erwählte Opfer der Synagoge befreit werden können. Es hilft aber Alles nichts. Das von der Synagoge bezeichnete Opfer muß fallen. Was kümmert sie der Barrabas, gegen den haben sie keine Rache, der hat ihren Stolz nicht beleidigt, der bringt das Synedrium in keine Gefahr. Christus soll gekreuzigt, der Barrabas frei gegeben werden, schallt es aus hundert Kehlen. Nochmal wagt das zusammenbrechende Rechtsgefühl in Pilatus einen Versuch in einer Vorstellung an das Judenvolk — vergebens. Was bekümmern ihn nun die beängstigenden Träume seines Weibes — es könnte durch die Zwie-

tracht mit den intriganten Juden seine Stellung gefährdet werden, und — Opfer um der Gerechtigkeit willen zu bringen — dafür hat er als Heide wohl Verständniß, aber keinen festen Willen.

Die Schmach aber fühlt der edle Römer — die Schmach, dem Geschrei dieser wüthenden Juden nachgeben, und sein Rechtsgefühl um ihretwillen verletzen zu sollen; — eine finstere Wolke lagert von nun an bis zum Ende der Scene auf seinen Zügen, sein Stolz ist gebrochen, er schämt sich vor sich selbst — trotzdem daß er sich einredet, er müsse den Umständen weichen.

Barrabas ist nun frei. Die zwei Schergen, welche ihn führen, sind so erbost über diesen Verbrecher, daß sie ihm sichtlich die Freiheit nicht gerne gönnen, sie reißen ihn, gleichsam zum Abschiedsgruße, mit den Stricken an den Armen noch hin und her; er taumelt gelassen fort — dem Mann ist an der Welt gar nichts mehr gelegen; das hätte der denkendste Schauspieler nicht besser machen können; denn dieser Barrabas ist zu seiner Rolle wie geboren. Er hat kein Wort zu sprechen, und doch wie beredt war die ganze Erscheinung in Haltung und Mienen. Auch Fichtner sagte mir: „es sei ihm das höchst merkwürdige Spiel dieses Menschen aufgefallen, und es könne diese Rolle unmöglich besser gespielt werden."

Auch jener Darsteller des Barrabas, der diese Rolle früher 50 Jahre hindurch, d. h. in 5 Sommern nach je zehn Jahren spielte, soll eine originelle Erscheinung gewesen sein. 1850 spielte er sie zum letzten Male.

Dr. Sepp erzählt folgendes Humoristische von demselben: „Dagegen ist von den stumm Mithandelnden Barrabas von Keinem übertroffen; er ist geradezu eine meisterhafte Figur und wie Christus gewiß nie besser vorgestellt worden. Es ist ein ergrauter Bösewicht, wie man ihn anschauen mag, ein kurzstämmiger, verzwickter Geselle und ausgemachter Gauner und Schelm, der sicher schon oft Ketten getragen, und immer noch Galgen und Rad in der letzten Stunde entgangen ist. Den Barrabas auf der Bühne meinen wir natürlich und nicht den armen alten Holzhauer, der ihn so trefflich vorstellte, und eigens von den Bergen herabstieg, und beim Comité die Bitte einlegte, man möge ihm doch sein früheres Aemtlein wieder lassen, da er ja nichts zu reden habe."

Noch ergötzlicher schildert die Bitte dieses Mannes der Berichterstatter in Nr. 140 der Tyroler-Zeitung von 1850: „Ein 82jähriger Mann hatte von seiner männlichen Jugend auf den Barrabas gespielt; er fürchtete dieses Jahr seines hohen Alters wegen nicht mehr zugelassen zu werden. Er kam darum nur noch für

dies Jahr bittend ein. „Künftig wolle er verzichten." —

Der gute Alte meinte also, weil er schon fünf Jahrzehente hindurch vom Tode losgesprochen worden, könne das immerhin noch einige Dezennien fort geschehen.

Der Barrabas von 1860 ist groß und kräftig gebaut, aber mit verbrauchten und verwitterten Zügen, die auf dem breitknochigen starken Antlitz ein großes Terrain zur Entwicklung haben. Er soll früher Gendarm gewesen sein; in dieser amtlichen Stellung dürfte es ihm an ausdrucksvollen Studienköpfen für seine ihm von der Gemeinde beim Spiel überwiesene Aufgabe nicht gemangelt haben.

Wenn wir wiederholt einige von diesen Intermezzos, die streng nicht zur Sache gehören, hier anführen, so soll dadurch nur aufmerksam gemacht werden, wie dieses Passionsspiel nicht nur auf der Bühne höchst eigenthümlich sei, sondern auch im Leben hinter den Coulissen — seine urwüchsige Originalität bewahre.

Jetzt haben die Juden ihr Ziel erreicht; die Sturmpetition ist durchgedrungen — Pilatus diktirt auf dem Balkon seinem Geheimschreiber das Todesurtheil — schablonenartig fließen die fertigen alten Rechts- und

Urtheilsformeln über seine Lippen, wie eine oft aufgesagte Lektion. Er tritt dann vor, spricht das Urtheil selbst kalt und eintönig, bricht den Stab, was eigentlich den Lictor angeht, und wirft ihn zu Christi Füßen hinunter.

Das Volk ruft: „Es lebe unser Statthalter Pontius Pilatus!“ Aber unter den geradlinig zugestutzten Buxhecken der römischen Rechtsformeln liegen giftige Schlangen. Das Gewissen des Pilatus in ihm drinnen glaubt einmal nicht an die Gerechtigkeit der Urtheilsmotive, die sein Mund ausgesprochen. Er sucht die Verlegenheit, die ihm, dem äußern Richter, der innere Richter bereitet — durch eine äußere jüdische Ceremonie abzuthun.

Da befiehlt er seinem Diener Wasser zu bringen. Dieser kommt mit einer großen silbernen Kanne sammt Waschbecken, Pilatus hält die Hände über dasselbe, läßt sich etwas Wasser über die Finger schütten, winkt, daß der Diener gehen kann, nimmt sich gar nicht in der innern Bewegung Zeit, die Finger abzutrocknen, und spricht die denkwürdigen Worte: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten, sehet ihr zu.“

Diese Worte kommen dem Pilatus aus dem Herzen heraus, sie sind der volle Ausdruck seines beunruhigten Gewissens. Die Juden schreien aber wieder-

holt: „Sein Blut komme über uns und unſere Kinder.“

Eine welthiſtoriſche Scene. Pilatus ſpricht das Urtheil über Chriſtus, die Juden ſprechen ihr Urtheil über ſich ſelbſt und über ihre Kinder.

Flunger hat ſeinen Pilatus wahrhaft klaſſiſch gegeben. Der noble Römer mit ſeinen guten und ſchlimmen Eigenſchaften, zuerſt mit dem Selbſtgefühl ſeiner Sendung und Stellung und dann mit der Schwäche und Nachgiebigkeit, als es ſich handelt, ſich ungefährdet in dieſer Stellung zu erhalten; ganz der welthiſtoriſche Pilatus — wie man ſich von ihm kein naturgetreueres Bild vorſtellen mag. Fichtner ſagte mir: „Das Spiel Flunger's habe ihn völlig überraſcht — es ſei eine durchwegs eminente Leiſtung eines ſeltenen Talentes.“ Wir haben nur noch zu bemerken, daß die volle und aufrichtige Anerkennung, welche der k. k. Hofſchauſpieler Fichtner über die Oberammergauer ausgeſprochen hat, nicht nur bei der Beurtheilung des Paſſionsſpieles von 1860 beſonders gewichtig iſt, ſondern auch von dem edlen Charakter dieſes Mannes Kunde gibt; denn kleinliche Geiſter und gemeine Charaktere können ſich in ſolchen Fällen nie zu einer begeiſterten Anerkennung der Talente und Verdienſte Anderer erſchwingen.

Dritte Abtheilung.

Fünfzehnte Vorstellung.

Der Kreuzweg.

Erstes Bild. Isaak, von seinem betrübten Vater geleitet, steigt, das Opferholz tragend, den Berg Moria hinan. (1. Moses 22. 1—10.)

Der Chor erklärt:

Betet an, und habet Dank!
Der den Kelch der Leiden trank,
Geht nun in den Kreuzestod,
Und versöhnt die Welt mit Gott.

Wie das Opferholz getragen
Isaak selbst auf Moria;
Wanket mit dem Kreuz beladen,
Jesus hin nach Golgotha.
Betet an, und habet Dank (wie oben).

Zweites Bild. Moses erhebt eine aus Erz gegossene Schlange auf einem Querholze. (4. Moses 21. 8.) Der Chor erklärt:

Angenagelt wird erhöhet
An dem Kreuz der Menschensohn.
Hier an Moses Schlange sehet
Ihr des Kreuzes Vorbild schon.

Drittes Bild. Durch den Hinblick auf die eherne Schlange werden die Israeliten vom Biſſe feuriger Schlangen geheilt. Wieder eines jener Bilder, die es uns erklären, wie manche der renommirten alten Maler es gelernt haben, Scenen aus dem alten und neuen Bunde, in denen Maſſen Volkes vorkommen, mit einer großen Naturtreue darzuſtellen. Sie haben eben im Paſſionsſpiele ihre Studien gemacht. Auf Rubens, zu deſſen Zeit die Paſſionsſpiele in Belgien noch in Flor waren, ſind dieſelben ſicher nicht ohne den mächtigſten Einfluß geweſen. Moſes zeigt auf die Schlangen an dem Kreuze hin, ober ihm ſteht Aaron. Ringsum Volksgruppen theils ſtehend, theils kniend. Von den Schlangen gebiſſen liegen einige mit ſchmerzhaften Geberden am Boden und ſchauen, um geheilt zu werden, auf die erhöhte Schlange hin.

Der Chor erklärt:

Von den gift'gen Schlangenbiſſen
Ward dadurch das Volk befreit!
So wird von dem Kreuze fließen
Auf uns Heil und Seligkeit.

Chriſtus mit dem Kreuze beladen wird nach Golgotha geführt. Der Zug kommt aus der Straße links heran. Während man das Lärmen des Volkes hört, erſcheint auf der Vorderbühne Simon von Cyrene, der auf das ferne Getöſe aufmerkſam geworden, den Blick

in die Straße hinaufwendet. Darnach kommen aus der Straße rechts die heiligen Frauen weinend und wehklagend.

Nun wird in der Straße links zuerſt ein römiſcher Hauptmann zu Pferde ſichtbar, der das kleine römiſche Feldzeichen — auf einer Lanzenſtange eine Tafel mit der Inſchrift: Senatus Populusque Romanus — in der Rechten hält. Hinter ihm folgt Chriſtus, gebeugt und faſt ſchon zuſammenbrechend unter der ſchweren Kreuzeslaſt, umgeben von ſeinen Schergen. Hinter ihm die Schächer mit ihren Kreuzen, Prieſter, Mitglieder des Synedriums, Soldaten und Volk. Die Dornenkrone wird vom Kreuzesbalken auf Chriſti Haupt gedrückt. Verwünſchungen und Fluchworte ſtrömen über ihn von allen Seiten zuſammen — er iſt von einem wahren Meere von Schmerzen umgeben. Devrient ſagt bezeichnend: „Da fällt die ganze Wucht des Erdenlebens über uns. Erſchütternder iſt es mir nie vor die Seele getreten, als durch dieſes Schauſpiel, wie das Menſchheitsideal von Allem, was menſchlich heißt, von dieſem Schwall von Leidenſchaft, Verblendung und elender Schwäche förmlich aus dem Erdenleben herausgedrängt wird. Die letzten Leidensſcenen vollenden den tiefen Eindruck und bieten ſogar Momente von der größten künſtleriſchen Schönheit dar.“

Chriſtus ſtürzt nieder unter der Laſt des Kreuzes. Simon von Cyrene wird von den Kriegsknechten gezwungen, ihm das Kreuz tragen zu helfen. Der Zug bewegt ſich weiter, und hält in der Mitte ſtill. Die Frauen, welche, Kinder auf den Armen, weinend um den kreuztragenden Heiland ſtehen, werden von ihm angeredet: „Ihr Töchter von Jeruſalem! weinet nicht über mich, ſondern weinet über euch ſelbſt und eure Kinder.“

Maria, die Mutter Jeſu, Maria Magdalena und Johannes nahen dem Heiland. Wenig aber tief ergreifend ſind die Worte des Abſchiedes. Der größte erſchütternde Effekt liegt darin, daß dieſe Gruppe ſchweigend dem Trauerzuge nachfolgt, der ſich in der Straße rechts verliert.

Sechszehnte Vorstellung.

Jesus auf Golgotha.

Es kommt wieder der Chor auf d Bühne. Die Kleider desselben haben dieselbe Form wie früher, aber die Farbe ist schwarzgrau. Das erste spricht der Prolog recitativ:

„Auf, fromme Seelen, auf und gehet, von Reue, Schmerz und Dank durchglüht, mit mir zum Golgotha, und sehet, was hier zu eurem Heil geschieht. Dort stirbt der Mittler zwischen Gott und Sünder den Vermittlungstod. Ach! nackt, von Wunden nur bekleidet, liegt er hier bald am Kreuz für dich; die Rache der Gottlosen weidet an seiner Blöße frevelnd sich, und er, der dich, o Sünder! liebt, — schweigt, leidet, duldet und vergibt. Ich hör' schon seine Glieder krachen, die man aus den Gelenken zerrt, wem soll's das Herz nicht beben machen, wenn er den Streich des Hammers hört, der schmetternd, ach! durch Hand und Fuß, grausame Nägel treiben muß."

Auf, fromme Seelen! naht dem Lamme,
Das sich für euch freiwillig schenkt.
Betrachtet es am Kreuzesstamme:
Seht zwischen Mördern aufgehängt
Gibt Gottes Sohn sein Blut,
Und ihr gebt keine Thräne ihm dafür?
Selbst seinen Mördern zu vergeben,
Hört man ihn gleich zum Vater fleh'n,
Und bald, bald endigt er sein Leben,
Damit wir ew'gem Tod entgeh'n.
Durch seine Seite dringt ein Speer
Und öffnet uns sein Herz noch mehr.
Wer kann die hohe Liebe fassen,
Die bis zum Tode liebt,
Und statt der Mörder Schaar zu hassen,
Noch segnend ihr vergibt.
O bringet dieser Liebe
Nun fromme Herzenstriebe
Am Kreuzaltar
Zum Opfer dar.

Nun folgt die Kreuzigung und die Erhöhung des Kreuzes mit einer furchtbaren Mark und Bein erschütternden Wahrheit. Schon während noch der Chor die letzten Verse singt, hört man hinter dem Vorhang der Mittelbühne die Hammerschläge dröhnend auf die Kreuzesnägel niederfallen. Beim Aufrollen des Vorhanges sieht man die beiden Schächer schon an ihre Kreuze gebunden, ihre Arme sind, wie man es auf Bildern gewöhnlich findet, über die Querbalken zurückgebogen. Das große Kreuz liegt

am Boden, Christus ist mit den Nägeln daraufgeheftet. Golgotha zeigt ein buntes bewegtes Bild, Krieger, Priester und Volk. Das dumpfe Gemurmel befriedigter Rache wird vernehmbar. Ein Bote des Pilatus bringt die Inschrift des Kreuzes: Jesus Nazarenus Rex Judaeorum. Hat er den Galiläer nicht retten können und mußte er dem Ungestüm und der Wuth der Juden weichen, so will er wenigstens den Juden auch noch auf eine Weise, die sie ärgern soll, seine Macht zeigen. Sie wollen wieder dagegen Einwendungen machen, besonders Kaiphas thut sich dabei hervor. Aber der Bote des Pilatus verkündet ihnen mit allem Römerstolze, den das ganze Haus des Pilatus bei jeder Gelegenheit zeigt — die entschlossenen Worte des Statthalters: „Was ich geschrieben habe bleibt geschrieben.“ Nachdem die Gerechtigkeit in seinem Gewissen einen furchtbaren Stoß erlitten hat, indem er dem Geschrei der Juden „An's Kreuz mit ihm!“ nachgegeben, sucht er jetzt durch eine kleine Consequenz noch seine Autorität zu retten.

Das Kreuz wird aufgerichtet und durch Keile im Boden befestigt. Bis zur Kreuzesabnahme vergehen 20 Minuten, kein Auge ist während dieser Zeit von der Bühne weggewendet. Der Anblick läßt sich nicht beschreiben. Der Eindruck auf die Zuschauer ist ungeheuer.

Wir führen hier geflissentlich die Worte Devrient's an (über die Vorstellung 1850) und legen besonderes Gewicht darauf, weil sie aus der Feder eines Mannes kommt, den sicher Niemand der Parteilichkeit beschuldigen wird: „Welch einen Eindruck macht dies lebendige Kruzifix! Die Gestalt ist wahrhaft schön, die ausgebreiteten Arme, das gesenkte Haupt machen den rührendsten Eindruck, der aber seine eigentliche Stärke durch das unmittelbare dramatische Leben erhält, das uns um mehr als 1800 Jahre zurück nach Jerusalem und ins volle Mitgefühl mit denen, die dort unter dem Kreuze stehen, versetzt — Maria, von den Frauen unterstützt, Johannes, die gefalteten Hände abwärts gerungen, zu seinem Meister aufschauend, und Magdalena knieend, das Haupt mit den aufgelösten blonden Haaren gegen den Stamm des Kreuzes gelehnt. Mit welchem Gewicht fallen uns alle Worte vom Kreuze herab in die Seele! Das Niederblicken auf seine Mutter und auf Johannes, das letzte Sinken des Hauptes, welch' eine Weihe der allertiefsten Rührung! Wir haben mit durchgelebt, was er vollbracht hat!"

Während die Kriegsknechte mit dem Schwert Christi Mantel zerschneiden, und auf der Erde vor dem Kreuze theils liegend, theils kauernd, um den ungenähten Rock würfeln, während Worte des Spottes und der be-

friedigten Rache ringsum ertönen und Kaiphas den Tod Christi nicht erwarten kann — während freche Grausamkeit unter dem Kreuze ihr Spiel treibt und Volk, Priester und Kriegsknechte wie ein empörtes Meer herumwogen, tönen von dem hochragenden Kreuze mit ersterbender Stimme in göttlicher Liebe und Sanftmuth gesprochen die sieben Worte nieder: Vater, verzeihe ihnen, sie wissen nicht was sie thun. — Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein. — Siehe deinen Sohn, siehe deine Mutter. — Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen. — Mich dürstet. — Es ist vollbracht. — Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!

Nach dem letzten Worte neigt Christus sein Haupt nach der rechten Seite und stirbt. Aus der Erde tönt ein donnerähnliches Getöse. Ein Tempeldiener meldet erschrocken, daß der Vorhang des Tempels von oben bis unten in zwei Theile zerrissen sei.

Henkersknechte steigen nun auf Leitern zu den Kreuzen der Schächer empor und schlagen dieselben mit Kolben auf Brust, Arme und Beine; eine gräßliche Scene. Sie knüpfen die Stricke auf, lassen die Leichname wie irgend eine andere Last über ihre Schultern fallen und schleppen sie hinaus.

Der römiſche Hauptmann mit der Lanze naht nun dem Kreuze und ſticht mit derſelben in Chriſti Seite — es iſt ſo ruhig, daß man den Stich ziſchen hört, auf welchen augenblicklich Blut aus der Wunde fließt. Von den Schergen wird nun Chriſti Leib nicht berührt.

Es folgt die Kreuzesabnahme. Dieſe Scene wird mit einer Feinheit des Gefühles und des Anſtandes und mit einer maleriſchen Schönheit durchgeführt, die jede Vorſtellung, die man ſich davon machen kann, weit hinter ſich läßt. Zuerſt überbringt Joſef von Arimathäa den Befehl von Pilatus, daß ihm der Leichnam Chriſti übergeben werden ſoll. Nikodemus bringt ein ſehr langes weißes Linnen — er ſteigt auf einer an die Rückſeite des Kreuzes gelehnten Leiter zu dem Kreuzesbalken empor und legt die Leinwand derartig um die Bruſt Chriſti, daß ſie zu beiden Seiten der Hände bis auf den Boden herabfällt.

Die Nägel werden mit Hammerſchlägen von hinten herausgetrieben, daß man ſie klirrend auf den Boden fallen hört. Ein Mann hebt ſie auf, um ſie zu den Füßen Maria's niederzulegen, die vom Schmerz überwältigt auf einen Stein ſich niedergelaſſen hat. Mit Ehrfurcht und Schonung — als ſollte an dem Leichnam das eingebracht werden, was die Brutalität der Schergen am lebendig fühlenden Leib verübt hat, wird dieſer noch auf dem Kreuze in dieſes Lin-

nen eingehüllt und so von Josef von Arimathäa, der an der Vorderseite des Kreuzes auf der Leiter emporgestiegen war, über die Schulter gelegt und langsam herabgetragen. Hier wird wieder ein langes, weißes Tuch zum Theil auf den Boden zu den Füßen Maria's, zum Theil aber auch über ihren Schooß gebreitet, so daß Christi Haupt darauf zu ruhen kommt, während der Leichnam auf der Erde liegt. „Ein Bild voll zarter, Mitleid erweckender Wehmut; wie man es auf den Gemälden unserer alten christlichen Meister erblickt," sagt darüber Görres. Ein weißes Linnen hängt im malerischen Faltenwurfe zu beiden Flügeln des leeren Kreuzes auf die Erde nieder. Christi Leichnam wird nun, nachdem er in Spezereien und Tücher gehüllt wurde, in die Felsengrotte gebracht, die hinter dem Kreuze sichtbar ist und auf dieselbe der Stein gewälzt.

Würde der Verfasser dieses Büchleins hier niederschreiben, was er bei den vorerwähnten Scenen empfunden, und was er an den Zuschauern beobachtet hat, so dürfte vielleicht mancher Leser meinen: das habe eben ein Mann stylisirt, dem das Predigen zu einer Gewohnheit worden und der den Erbauungston nicht leicht vermissen mag. Es sollen daher auch hier wieder die Worte eines Mannes folgen, der Protestant und Schauspieler ist — dessen tiefes, religiöses

Gefühl wir übrigens Tausenden von abgestorbenen Katholiken wünschen möchten, die thöricht genug vermeinen, es sei eine Lob und Bewunderung erweckende Mode, seinen Haß und seine Abneigung gegen Religion und Christenthum auf die roheste Weise an den Tag zu legen. Devrient sagt: „Die unbeschreibliche Schönheit dieses langdauernden lautlosen Vorganges fesselt die Theilnahme der Zuschauer mit der innigsten Rührung. Fast kein Auge sah ich trocken, man hörte die Frauen leise schluchzen. Es gibt uns eine wehmüthige Genugthuung, daß unter seinem Kreuze sich doch die gesammelt, die seinem Herzen die nächsten, daß doch ein reicher Mann es gewagt, sich die Leiche zu erbitten, daß wir den todten Leib wenigstens aus den rohen Fäusten der Marterknechte befreit, in der Obhut ehrfurchtsvoller Liebe sehen. Jede Sorgfalt, die wir den heiligen Gliedern erwiesen sehen, fällt wie ein lindernder Tropfen in unsere Brust, und als der Leichnam nun auf eine ausgebreitete reine Leinwand auf die Erde, das Haupt in den Schooß seiner treuen Mutter, der unwandelbar treuen Liebe gelegt wird, empfinden wir die süßeste und heiligste Beruhigung. Alle, die da meinen, die Schaubühne entweihe das Heilige, sie mögen vor diese Bühne treten und schauen."

Siebenzehnte Vorſtellung.

Die Auferſtehung.

1. Bild. Jonas von dem Wallfiſch an das Land geſetzt. (Jonas 2. 1.)

Der Chor:

Liebe! Liebe! In dem Blute
Kämpfeſt Du mit Gottes Muthe
Deinen großen Kampf hinaus.
Liebe! Du gabſt ſelbſt das Leben
Für uns Sünder willig hin:
Stets ſoll uns vor Augen ſchweben
Deiner Liebe hoher Sinn.
Ruhe ſanft nun, heil'ge Hülle,
In des Felſengrabes Stille
Von den heißen Leiden aus!
Ruhe ſanft im Schooß der Erde,
Bis du wirſt verkläret ſein.
Der Verweſung Moder werde
Nie Dein heiliges Gebein.
Wie Jonas in des Fiſches Bauche —
So ruhet in der Erde Schooß
Des Menſchen Sohn. — Mit einem Hauche
Reißt Bande er und Siegel los.
Triumph! Triumph! Er wird erſteh'n.
Wie Jonas aus des Fiſches Bauch,
So wird der Sohn des Menſchen auch
Neu lebend aus dem Grabe geh'n.

2. Bild. Das Volk Israel zieht trocknen Fußes durch das rothe Meer, seine Feinde finden ihren Untergang (2. Moses 13, 22).

Der Chor:

Groß ist der Herr! Groß seine Güte!
Er nahm sich seines Volkes an.
Er führte durch der Wogen Mitte
Einst Israel auf trockner Bahn.
Triumph! Der todt war, wird ersteh'n;
Ihn decket nicht des Todes Nacht.
Neu lebend wird aus eigner Macht
Der Sieger aus dem Grabe geh'n.

Der Chor erscheint bei diesem Bilde wieder in seinen farbigen Kleidern.

Ein Wallfisch, aus dem Meere auftauchend, speit im ersten Bilde den Jonas ans Ufer. Auf dieß Bild hat der Herr selbst sich bei Matthäus 12. 40 berufen, indem er seine dreitägige Grabesruhe mit jenem Ereigniß verglichen.

Das zweite Bild ist minder großartig und an Personen reich.

Aber das Interesse für die Bilder ist gewichen.

Die letzten Scenen von Christi Leiden und Tod haben den Zuschauer so in Anspruch genommen, daß er den Abschluß — durch den Triumph der Auferstehung herbeiwünscht.

Nachdem ſich der Vorhang wieder erhoben, ſieht man das Grab mit den Wächtern. Sie ſprechen zuerſt über die jüngſten Ereigniſſe in Jeruſalem und ſchlafen dann ein. Eine Engelgeſtalt erſcheint und wälzt den Stein vom Grabe. Chriſtus tritt daraus hervor mit der Siegesfahne — verſchwindet aber wieder. Mit dieſer Anwendung einer Theatermaſchine hier ſind viele Leute, die das Paſſionsſpiel durchwegs begeiſtert hat, nicht einverſtanden. Das könnte würdiger dargeſtellt werden.

Die Wächter des Grabes erwachen und ſind vor Staunen außer Faſſung; ergreifen dann die Flucht, um dem hohen Rath Bericht zu erſtatten. Die Frauen beſuchen das Grab mit Spezereien, ein Engel kündet ihnen, daß der, den ſie ſuchen, auferſtanden und nicht hier ſei. Es erſcheinen die hohen Prieſter und wollen die Wächter beſtechen, daß ſie lügen. Dieſe aber weiſen den Antrag zurück und erklären, daß ſie nur die Wahrheit über den geſehenen Vorgang berichten wollen.

Der Auferſtandene erſcheint der Magdalena, die ihn für den Gärtner hält — und erſt ſpäter freudig und mit Jubel ihn erkennt.

Der Vorhang der Mittelbühne fällt.

Schlußvorſtellung.

Der Chor tritt auf und ſingt:

Ueberwunden — überwunden
Hat der Held der Feinde Macht.
Er — er ſchlummerte nur Stunden
In der düſtern Grabesnacht.
Singet Ihm in heil'gen Pſalmen!
Streuet Ihm des Sieges Palmen!
Auferſtanden iſt der Herr!
Jauchzet Ihm, ihr Himmel zu!
Sing' dem Sieger, Erde du!
Halleluja Dir Erſtandener!
Bringt Lob und Preis dem Höchſten dar,
Dem Lamme, das getödtet war!
Halleluja!

Das ſiegreich aus dem Grab hervor
Sich hebet im Triumph empor!
Halleluja! Halleluja!

Preis Ihm, dem Todesüberwinder,
Der einſt verdammt auf Gabbatha!
Preis Ihm, dem Heiliger der Sünder,
Der für uns ſtarb auf Golgotha!
Bringt Lob und Preis dem Höchſten dar (wie oben).

Ja laßt des Bundes Harfe klingen,
Daß Freude durch die Seele bebt!
Laßt uns dem Sieger Kronen bringen,
Der auferstand und ewig lebt.
Bringt Lob und Preis (wie oben).

Lobsinget alle Himmelsheere!
Dem Herrn sei Ruhm und Herrlichkeit!
Anbetung, Macht und Kraft und Ehre
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!
Bringt Lob und Preis (wie oben).

Während des Chorgesanges öffnet sich der Vorhang. Im Hintergrund steht auf einer Art monumentalen Stein Christus mit den Wundmahlen in seiner Glorie, im Halbkreise bis zum Vordergrund die Heiligen mit Palmen in den Händen. Die Priester und Tempelkrämer liegen da mit zur Erde gekehrten Gesichtern, die sie in ihren Händen halten, zum Zeichen, wie sie das Licht, welches von Christus ausgeht, nicht ertragen können. Ein Bild der Gründung des neuen Bundes — die Gnadenzeit ist die Erfüllung des Gesetzes.

Wir finden es nicht für nöthig, eine lange Schlußbetrachtnng anzustellen. Einige Worte mögen hinreichend sein. Die Grundsteine der historischen Thatsachen der Erlösung und Beseligung werden einem da auf eine gewaltige Weise in das Leben

des Geiſtes eingeſenkt, und mit dieſen Grundlagen der Erbauung geht man von hinnen. Man fühlt, hier iſt dir etwas mitgegeben worden fürs Leben und fürs Sterben; halte feſt und treu daran bis zu deiner letzten Stunde. So lange die Oberammergauer dieſe Vorſtellung von Chriſti Leiden und Tod als einen Gottesdienſt behandeln, ſo lange wird es auch einer ſein. Eine ſo lebendige, bilderreiche, nachdrückliche Predigt — in der das Auge die Thatſache dargeſtellt ſieht und das Ohr dem Wort ſich aufſchließt, welches der Mund der ewigen Wahrheit in ſeinem Erdenwallen geſprochen hat — iſt Gottesdienſt; es iſt die eben ſo reich als rührend illuſtrirte Paſſionsgeſchichte der vier Evangeliſten, wie die Kirche ſelbe an vier Tagen der Charwoche zu leſen vorſchreibt; Tauſende und Tauſende, die hier waren, haben Eindrücke mitgenommen — die ſie nie mehr vergeſſen werden. Wie das klare Waſſer eines friſchen lebendigen Bergquells — der eine gewiſſe abgemeſſene Zeit ausbleibt, und dann wieder aufs Neue ſtrömet, um den müden Pilger auf der Wanderſchaft des Lebens zu ſtärken — iſt mir dieſes Spiel in den Bergen des bairiſchen Hochlandes vorgekommen.

Einen Ort, in den man mit einem guten religiöſen Entſchluß hingeht und von dem man darnach

erbaut mit guten Vorſätzen ſcheidet — kann man wohl auch einen Gnadenort nennen; das chriſtliche Kernvolk ringsum in ſeinem geſunden Sinn kommt deshalb auch betend und heilige Lieder ſingend heran — um erbaut von hinnen zu gehen.

Zwiſchen Oberammergau und Paris.

Acht Stunden lang dauert die Vorstellung, wenn sie ohne Unterbrechung fortgeführt wird. Es war vier Uhr Nachmittags. Der Regen, welcher, ein paar kleine unbedeutende Regenschauer abgerechnet, gerade die acht Stunden ausgeblieben war, fing eben mit dem Ende der Vorstellung wieder ernsthaft an. Allgemein ist nun das Streben, etwas zum Speisen und einen Wagen zum Fortfahren zu bekommen. Bei einer Masse von 10,000 Menschen, die sich nun in den paar Straßen eines Dorfes bewegt, die zudem von den dringendsten Wünschen nach Speise und Fortkommen erfüllt ist, muß die Ruhe, mit welcher das Alles abgehandelt wird, auffallend genannt werden. Nirgends ein Geschrei, nirgends ein Gezänk, nirgends eine prahlerische Anempfehlung; es ist als ob noch in allen Herzen sich die Bilder von Liebe, Sanftmut und Demut spiegelten, die eben an den Augen vorübergegangen.

In den Küchen der Gasthöfe stehen nun Damen höherer Stände, Bauern und Handwerker mit einem eroberten Teller da, und bitten die Frau Wirthin, die bei einem Kessel einen großen Löffel handhabt, um eine Portion Suppe.

Der Professor Dr. Ambros Kindlinger aus dem Stifte Kremsmünster und einer seiner Ordensbrüder waren so gütig, für mich einen Platz in einem Gefährte nach Sonthofen in Baiern zu besorgen; die sonstige Gesellschaft, welche in den langen Kobel aufgenommen wurde, mußte erst dahin bearbeitet werden, einen von uns beabsichtigten Abstecher in das hochberühmte königliche Schloß Hohenschwangau mitzumachen. Nachdem ich zufällig noch meinem Bruder begegnet, der nach Innsbruck sich begab, und wir auf der Straße uns zum Abschiede die Hände gereicht, nachdem ich von den herzlichen und gemüthlichen Leuten, bei denen ich über Nacht geblieben, mich empfohlen, war ich froh, bei dem allgemeinen Mangel an Fuhrwerken einen Platz im besagten Kobel einnehmen zu können.

Im Wagen befand sich noch ein Pfarrer aus Freiburg im Breisgau, Fridolin Klar, ein Lehrer von dort, ein Holzhändler und seine Frau vom Bodensee, und eine Wirthstochter von ebendort. Natürlich drehte sich die Unterhaltung um das Passionsspiel, von dem Alle ganz erfüllt waren. Jedes sprach, nach dem Bildungsgrade in der Form verschieden, seine Begeisterung dafür aus.

Der Weg geht unablässig durch hohe Fichtenwaldungen, und der Regen strömte unablässig fort.

Es trat bei Zeiten Finsterniß ein, das Innere des Wagens wurde durch Kerzenlicht erhellt. Einmal ging es etwas bergauf. Einige der Männer waren ausgestiegen und folgten dem Wagen nach. In Todesangst ruft der Holzhändler dem Fuhrmann, er solle halten, während er selbst den Wagen, der sich bedeutend nach rechts neigte, zu stützen sucht, und die darin Sitzenden geschwind aussteigen heißt. Das eine hintere Rad war in eine tiefe, mit Sand und Wasser überschwemmte Grube gesunken, und wenn der Holzhändler nicht aus Liebe zu seiner Ehefrau, die auch im Wagen saß, mit all seinen Kräften den Wagen mühsam stützt, und dem Kutscher das ängstlich wiederholte Halt zuruft, so wären wir, die im Wagen geblieben, ein paar Thurmhöhen in einen Abgrund gestürzt. Der Kutscher war natürlich selbst in großer Angst — er machte das Versprechen: nie mehr um Alles in der Welt werde er diesen Weg je wieder zur Nachtzeit fahren. So geht es durch fünf Stunden, kein Haus und keine Hütte zu sehen. Um zehn Uhr Abends gelangten wir zu einem Grenzhaus, von einigen Personen der elenden Kneipe und von zwei Grenzwächtern bewohnt. Da fängt Tirolerboden an. Hartes Brot und rother Wein, das Einzige was vorräthig. Und wieder gehts weiter eine Stunde lang hart am Plansee, der knapp unter den Rädern trotz der finsteren

Nacht seinen Spiegelglanz nicht ganz verloren hat. Schon ist es Mitternacht vorüber, und das Posthaus zu Reute in Tirol gewährt eine komfortable Unterkunft. So der Schluß des Tages von Oberammergau. Ueber diesen Weg her waren wohl die allerwenigsten Zuschauer zum Passionsspiel gekommen.

Um sechs Uhr des Morgens war der Wagen wieder bereit. Die Sonne glänzte am Himmel und Reute zeigte sich in seiner zauberischen Lage. In einigen Stunde kamen wir in die Stadt Füßen mit der ehemaligen berühmten Benediktiner-Abtei — deren Bau noch heutigen Tages traurig herabsieht in den Lech. Unweit Füßen ging es am berühmten Lechfall vorüber, der unten in ungeheuer hohen Felsenwänden schäumet und toset. Die schwarzen Fichten, welche hie und da aus dunklen Felsenkegeln ragen, stehen zwischen dem Auge und dem Silberschaum des lärmenden Wassers drunten. Der Wasserfall ist weniger gerühmt, als er es verdient, freilich hatte der Regen die Nacht durch nicht wenig beigetragen, ihn jetzt in seiner vollen Herrlichkeit und Macht, in seinem originellen schauerlichen Felsenbett rumoren zu lassen. Von hier wurde nun das von der Straße abseitige Hohenschwangau besucht; aus Stahl- und Kupferstichen hinlänglich bekannt.

Hohenschwangau,

du schönste Königsburg in deutschen Gauen, sei mir gegrüßt. Wie eine goldene Krone mit allerhand verwunderlichen Zacken liegst du auf deinem Hügel, wie auf einem grünen Sammetpfühle. Schon beim Eintritt in das Thor erhält man einen Gruß vom bildlich dargestellten Liede: „Gnadenquelle sei gegrüßt." Ober dem neuerbauten Quellbrunnen steht ein herrliches Madonnenbild auf goldenem Grund Fresco gemalt von Immergrün und allerhand andern Gewächsen, mit einem lebenden Kranz umsponnen. Die Zweige senken sich ringsum nieder und hängen in's Steinbecken hinein, mit Perlen geziert, die der sich niedersenkende Wasserstrahl ringsum auf die Blätter wirft. Ueber eine Stiege, deren Gewölbe dunkle Zweige, und deren Geländer duftige Pflanzen und Blumen bilden, gelangt man zum Burgthor, und wird nach dem Eintritt zuerst die Burgkapelle gewahr, in welcher die Glasmalereien jenes Dunkel verbreiten, welches den Verkehr mit der Außenwelt abschließt und den Beter einladet, die Erleuchtung im Innern zu suchen, und der Sonne be-

seligender Wahrheit und heiliger Liebe das im Weltlauf verkümmerte und verdunkelte Herz aufzuschließen.

In den vielen Sälen und Gemächern fühlt man sich umweht von der deutschen Vergangenheit, die Heldengestalten der deutschen Vorzeit — wie sie die alte Dichtkunst mit Sagen umsponnen hat, ziehen hier an den Wänden vorüber.

Ja, diese Burg ist ein Nibelungenlied, die rauschenden Töne des Heldengesanges klingen dir nicht in's Ohr, aber sie stehen in hellen Farben, in reichen und herrlichen Bildern vor deinem Auge. Aus den Fenstern der für die Königin bestimmten Gemächer sieht man zu Füßen das nach dem Brunnen im Löwenhof der Alhambra gemachte Bassin. Ein hoher, dichter Wasserstrahl senkt sich in das an Mannshöhe vom Boden erhobene Granitbecken, das von vier Steinlöwen, die in dem untern Bassin stehen, getragen wird. Hohe Bäume bilden um den aufsteigenden Wasserstrahl eine weite Grotte, so daß die silberne Wassersäule mit ihrer schneeweißen schimmernden Blumenkrone durch den dunklen Laubhintergrund gehoben wird.

Die Aussicht aus den verschiedenen Fenstern der Burg ist unbeschreiblich schön. Der Alpsee und Schwansee zeigen ihre grünen Smaragdflächen, die von Fichten und tannengekrönten Bergen eingeschlossen sind. Es

iſt dieſes Hohenſchwangau eine Blüthe des Kunſtſinnes, welche Menſchenhände in ein fertiges deutſches Paradies hineingepflanzt hat.

Das ganze Schloß gibt ein Zeugniß dafür, daß es ſich bei einem ſolchen Bau und der Ausſtattung desſelben nicht um Geldverſchwendung, um Luxus, um reiche Vergoldung und koſtbare Tapeten, ſondern daß es ſich um Kunſtſinn und Geſchmack handelt, und die ſind hier im ſeltenen Einklang und anziehender Lieblichkeit vertreten. Es wird Einem überall heimiſch zu Muthe, obwohl es Einem auch wieder in dieſen Empfangſälen und in den Wohnzimmern, die alle ſo ſchattig, kühl und von Waldesduft durchzogen ſind, dünkt, als müßten die Geſtalten der deutſchen Vorzeit aus ihren Bildern heraustreten, und von ihrem Haus Beſitz nehmen.

Wie nun oben in der Burg für die altgermaniſchen Helden und ihre Ehre abſonderliche Sorgfalt getragen worden, ſo können auch die jüngſten Germanen, welche hieher reiſen, über die Verpflegung im Wirthshäuslein, welches zu Füßen der Burg liegt, ſich nicht im mindeſten beklagen. So geſchah es auch, daß die ganze Geſellſchaft über Alles und Jedes, über das, was man zu ſehen und zu eſſen bekommen — über das Höhere und Niedere — in erquicklichen

Lobsprüchen sich erging, und so ist es recht, die Romantik soll durch die praktischen Lebensunterlagen keine Störung erleiden, und die Pilger, welche die wundervollen Hallen dieser deutschen Königsburg besuchen, sollen den Tag, an den sie hergekommen, als einen schönen und vergnüglichen Tag in der Erinnerung fortfeiern.

Intermezzo.

Nun ging es wieder zurück nach Füßen und von da vorbei am melancholischen Weißensee mit seinen von der Luft leise bewegten Schilfrispen, welche den Sonnenschein in allen Farben des Regenbogens abglänzen, so oft der Windeshauch sie gruppenweise niederbeugt.

Dann kommt der liebliche Flecken Nesselwang mit seinen netten, zierlichen Häusern und mit seinem mit Figuren über und über bemalten Giebelpfarrhaus und der großen Pfarrkirche, in welcher auf fünf Klafter hohen Stangen kleine, fünf Spannen lange und vier Spannen breite Fähnlein aufgestellt sind, eine höchst merkwürdige Anomalie, die vielleicht durch die kuriose Tumba zur Absolution bei Seelenämtern ausgeglichen werden soll. Eine solche Tumba stellt bekanntlich einen Sarg vor und hat in der Regel eine Mannes-

länge, wird auch mit einem schwarzen Tuch bedeckt. Hier hat man diesen Ritusgegenstand eigenthümlich verkleinert. Die Holztumba vor dem Presbyterium ist wie ein Kindersarg, kaum drei Schuh lang, schwarz, mit einigen Todtenköpfen bemalt. Wie man nun die Fahnenstangen in ungebührliche Länge gestreckt, so wurde die Tumba in eine ungebührliche Kürze zusammengeschoben.

Es war schon sehr finster, als der besagte Kobel in seine Heimat im Hafen seiner Ruhe zu Sonthofen einlief. Hier zerstäubte sich die Reisegesellschaft nach allen Richtungen.

Am kommenden Morgen war der Himmel dicht umzogen und die Ouverture zu einem Landregen begann. Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn man nach einer längeren Reise in Gesellschaft sich wieder plötzlich allein fühlt — es geht Einem die Mittheilung ab, man muß Alles schweigsam in sich hinein verschlingen, was man sieht. Freilich kann man dafür auf die vorüberströmenden Erscheinungen ein schärferes Augenmerk wenden. In einer Kalesche ging es nach Immenstadt zum Bahnhof — an ein paar mächtigen Fabriksgebäuden vorüber, vor denen die blumengeschmückten Gärten der reichen Besitzer, mit den hochaufsteigenden, von den Maschinen unter Einem getriebenen

Springbrunnen prunkvoll dalagen, als ſollten ſie wie ein ſilbergeſtickter, bunter Schleier all das Elend verbergen, welchem das Proletariat der Hunderte von Arbeitern anheimgefallen iſt.

In Immenſtadt hatte ſich der Regen bereits in jene trotzige Poſition geſetzt, in welcher er verkündigt: für heute werde ich es ſo fortmachen, da iſt ſchon vom Aufhören keine Rede mehr! So ging es nun fort über Kempten, Kaufbeuren, Buchloe, Schwabenmünchen, Augsburg und eine Maſſe ſchwäbiſcher Zwiſchenſtationen. In Augsburg goß es ſchon in Strömen. Von da über Ulm bis Abends nach Stuttgart.

Auf dieſem Wege erfüllten mich allerhand melancholiſche Gedanken. Der, mit dem ich vor 23 Jahren als Studioſus, noch im Pferdewagen dieſe verſchiedenen Städte und Neſter des Schwabenlandes zum erſten Mal durchfuhr, hat längſt die große Reiſe ins Jenſeits angetreten. Bei Ulm dachte ich der wunderſchönen Straße, die über Blaubaiern, Urach und Reutlingen nach Tübingen führt; die dort einmal verlebten Tage leuchteten auf in der Erinnerung — auch aus dem Tübingerkreiſe waren ſeither ſchon Einige heimgegangen.

Am folgenden Tage kommt der Zug gegen Mittag nach Straßburg. Von Mittag bis 5 Uhr ging kein

Train weiter. Diesen Straßburger Münster kann man schon wiederholt anschauen — er ist eine ernste Steinpredigt, eine der originellsten und schönsten Bauten der Welt — ein Zeuge des mittelalterlichen Kunstgenius — bei dessen Ausführung der Meister Erwin von Steinbach die Ehre Gottes und nicht seine eigene gesucht hat. — Da hat auch Frauenhand den harten Stein gemeißelt — herrliche Heiligenstatuen stehen an den Portalen, die Sabina von Steinbach, des Meisters würdige Töchter, gefertigt.

Unter anderen Celebritäten hat auch Voltaire im Thurm seinen Namen verewigt. Es ist kaum anzunehmen, daß Voltaire einen Sinn für die Kunst und Herrlichkeit dieses Baues besessen — ein Mensch, der von Shakespeare mit Verachtung sprach und ihn einen Wilden nannte, war doch im Grunde zu klein, um eine wahre Größe zu vertragen, geschweige sie zu würdigen.

Die Thomaskirche, gegenwärtig den Protestanten Straßburgs eigen, gehört auch zu den großartigsten Kirchenbauten des Mittelalters (begonnen 1031). Jetzt ist sie mit Kalk durchwegs verarbeitet — die Gegenstände des katholischen Cultus sind entfernt; die Wände sind todt und kahl — ein Palast voll der reichsten Architektur mit den Möbeln und Einrich-

tungsstücken einer armen Familie, ein bedauernswerther Anblick, welcher ein Mißbehagen hervorruft, das über derlei dem protestantischen Cultus anheimgefallene Kirchen unbefangene Protestanten selber schon häufig ausgesprochen haben. Wo einst der Hochaltar stand, sieht man jetzt das Monument des Marschalls von Sachsen, welches ihm Ludwig XV. von Pigalle machen ließ. Ein schwarzer Sarg, mit einer Apotheose aus weißen Marmorstatuen, ganz im Geschmacke von 1777. Es wird vom Herumführer über den grünen Klee gerühmt, ist auch in den Gestalten korrekt und glatt durchgeführt — aber dennoch unendlich fad! Statt eines Hochaltares für den ewigen und wahren Gott, jetzt eine heidnische Lüge aus der gliederverrenkenden Zopfzeit.

Sonst werden in dieser Kirche als eine absonderliche Merkwürdigkeit zwei Särge mit Glasdeckeln gezeigt, in dem einen liegt ein Graf von Nassau, in dem andern seine Tochter aus dem 16. Jahrhundert. Die Gesichter und Hände sind vertrocknet, wie man diese Vertrocknung an vielen Leichen gewahrt, die an trockenen Orten oder in einem kalkhältigen Erdreich beigesetzt wurden. Nun aber will Straßburg auch balsamirte Mumien haben, und wehe dem, der die Meinung ausspricht, daß dieser Herr Graf und seine

Tochter ganz gewöhnliche vertrocknete Leichen seien. In diesem protestantischen Bethaus hat sich eine eigenthümliche Sitte erhalten, wenn einer der Gemeindevorstände — die eigene Sitze im Chor haben — mit Tod abgeht, so wird sein Stuhl durch einige Sonntage hindurch mit einem schwarzen Tuch ausgeschlagen. Somit haben diese Herren doch auch eine Art Memento mori — ein äußeres sichtbares Zeichen des Todes, eine kleine Erinnerung an die menschliche Sterblichkeit als Mittel zu einem sehr heilsamen Schrecken für die Ueberlebenden noch in Anwendung.

Nancy gehört zu den größten Städten Frankreichs, war es ja früher die Haupt- und Residenzstadt der Herzoge von Lothringen. Noch ist das alte herzogliche Schloß verödet zu sehen, noch bewachen es alte und schöne Ritterstatuen ober dem geschlossenen Thoreingange und nebenbei steht die Begräbnißkirche des herzoglichen Hauses. In der Kirche selbst gibt es viele Sarkophage, auf denen in Marmor Herren und Damen ruhen. Einige sind wahrhaft prächtige Arbeit — besonders die Gesichter älterer Frauen. Daß die Gewänder aus schwarzen, die Hände und das Gesicht aus weißen Marmorstücken gemacht sind, verleiht diesen daliegenden Gestalten eine wahre Magie des Todes. Man empfindet in annexirten Residenzen eine eigenthümliche

Wehmut; ſie haben eben nur mehr eine Erinnerung an ihre einſtige Größe — und jetzt keine Bedeutung mehr, ſie ſind aus Einheiten Nullen geworden, die einer andern Capitale beigefügt wurden.

Von Straßburg braucht man mittelſt Bahn an zehn Stunden nach Paris. Der Weg iſt langweilig. Fruchtbare Ebenen. Selten ein Hügelland. Einmal ſieht man Bar-le-Duc auf einem Berge liegen, dann fängt die Gegend an, wo der Champagner wächſt, der in den Städten Chalon sur Marne und Epernay, die zugleich Bahnſtationen ſind, fabriksmäßig bearbeitet wird. Endlich geht es nach Meaux, wo der große Boßuet Biſchof war — eine ſehr unbedeutende Stadt in einer langweiligen Lage.

Durch das Eiſenbahnweſen ſtellt ſich die Einfahrt in Großſtädte nicht zum Vortheilhafteſten dar. Staub, Magazine, Kohlen, Rauch, Laſtwägen, Waarenkiſten, Lokomotive, dazwiſchen die geſchwärzten, ausgemergelten, trübſeligen Geſtalten der Arbeiter, das ſind lauter Bilder, die das Herz nicht zur Freude bewegen. Es iſt ein großer Unterſchied im Gefühl, wenn man in Rom einfährt und wenn man in Paris einfährt. In Rom kommt man in die ewige Stadt — hier in eine zeitliche. Paris iſt das wandelbare Prinzip der Mode. Hier ſind auch Regierungen und Herr-

ſcher Modeſachen geworden — hier tragen ſich Kronen ab wie alte Hüte, nur mit dem Unterſchiede, daß die alten Kronen aus dem Trödel der Geſchichte bisweilen wieder hervorgeſucht werden.

Die Allgemeine Zeitung berichtete vor ein paar Jahren in einer Correſpondenz aus Rom, daß der Sohn eines reichen deutſchen Bankiers, welcher längere Zeit in Paris verweilte und dann nach Rom kam, nach den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes daſelbſt die charakteriſtiſche Aeußerung gethan: „Gott, wie iſt langweilig das Rom, wenn man iſt gerad gekommen von Paris.“ Nach ſeiner Weltanſchauung war dieſer Jüngling im Rechte. Wer nichts kennen gelernt hat als Goldſtaub einathmen und ausathmen, Metall anziehen und theilweiſe loslaſſen, Geld erarbeiten und verarbeiten, deſſen Lebenspole die Börſe und die Springkäfer des Ballets ſind, der inmitten zwiſchen Schwindel und Geſindel ſteht und doch beiden mit Herz und Seele angehört, dem muß das heidniſche und ſchon gar das chriſtliche Rom, das Nachdenken über Vergangenheit und Zukunft — ein widerliches und zudem mit ſieben Siegeln verſchloſſenes Buch ſein.

Die obige Aeußerung war mir eingefallen, als der Fiaker mit mir durch das Boulevard de Sebasto-

pol dahinfuhr, und vor, hinter und neben mir der lebhafte Strom, den der Straßburger Bahnhof eben losließ, ſich in Hunderten von Wagen aller Art lärmend und toſend fortwälzte.

Bilder aus Paris.

I.

Das Palais royal. — Mühſame Waſſervergnügen. — Kleine Seefahrer. — Turnübungen. — Ein orthodoxer Perrückenmacher. — Goldſchmiede. — Ordensfabriken. — Der Orden vom heiligen Geiſt.

Das Palais royal iſt ein oblonges Viereck mit Arkaden, in denen ſich Café's, Reſtaurants und Kaufläden aller Gattungen befinden. Durchſchnitten wird es von der Galerie d'Orleans, einem mit einem Glasdach bedeckten Gang, der auch wieder mit Kaufläden und Café's zu beiden Seiten angefüllt iſt. Der Länge nach meſſen die Arkaden 570 Schritte, der Breite nach 170, alſo für den Fall eines Regenwetters ein anſtändiger, trockener, ja ein ermüdender Spaziergang, wenn man einige Male herumgeht. Wenn Paris überhaupt wegen der Pracht ſeiner Kaufläden in guten Geruch gekommen, ſo iſt gerade hier die vollſte Blüthenpracht des Boutikenweſens entfaltet. Unter den Kaffeehäuſern iſt eines der nobelſten das Café de la Rotonde, das in einem

Halbbogen in den großen Gartenhof ſich hinausdehnt. Dieſer Hof iſt mit Alleen und Blummenbeeten bepflanzt, auch befindet ſich darin ein Springbrunnen mit großem Baſſin, der aber nur einige Stunden Nachmittags ſein Geräuſch macht, wie dieß auch die vielen und mitunter ſehr ſchönen Springbrunnen von Paris (neun große monumentale und zehn kleinere) im Brauch haben. Dieſelben erhalten nämlich ihr Waſſer durch koloſſale Pumpenwerke zugeführt, ein Umſtand, der Einem immer ein etwas peinliches Gefühl macht. Es iſt ein unheimlicher Zwang in der ganzen Geſchichte; Feuer und Waſſer müſſen den Dampf erzeugen, große Pumpen müſſen in Bewegung geſetzt werden, um dieſe Waſſervergnügen auf einige Stunden luſtig und lebendig zu machen. Da fühlt man ſich in Rom bei der Fontana Trevi und Aqua Paola, wie bei den anderen Fontänen daſelbſt ſchon beſſer geſtimmt; man hat dort nicht das Mitleid mit einer Arbeit, mit Menſchenſorge und das Denken an Maſchinengepumpe und Steinkohlengeruch. Die großen Waſſerleitungen Roms führen Tag und Nacht das vollſte Bedürfniß daher; es geht alleweil fort und bedarf nicht des mühſamen Gezappels einiger Stunden — um dann wieder verödet zu ſchweigen. Dieſe ausgetrockneten Brunnengötter haben alle

was Todtes und Troſtloſes in ſich. Ein Springbrunnen, der nicht ſeine Waſſerkunſt betreibt, iſt etwas Bankrottes. Sind die Steingefüge und Statuen auch alle neu oder doch gut erhalten, ſo durchzieht Einem doch das Ruinengefühl im Anblick derſelben. Das Waſſer iſt das Lebensblut des Springbrunnens, und wo das bewegte Waſſer fehlt, fehlt auch das Leben.

Hier, wie auch in den Baſſins der Tuillerien-gärten, haben die Pariſer Jungen eine eigenthümliche Unterhaltung. Sie kommen mit kleinen, einen bis zwei Fuß langen Segelſchiffen daher, ſetzen dieſe auf den Waſſerſpiegel und laſſen ſie bei bewegter Luft auf demſelben herumſchwimmen. Die armen Teufel machen ſich dieſe Schiffe ſelbſt aus Holz und nähen ſich Leinwandlappen zu Segeln zuſammen. Die Kinder der beſitzenden Klaſſe bringen dieſe Schiffe aus Blech, mit zierlichen Segeln und Wimpeln geſchmückt; ſo hat jeder ſchon das Symbol ſeines Lebensſchiffleins bei ſich — die muthmaßliche ſoziale Stellung dieſer Buben, ihre Lebenszukunft ſignaliſirt ſich ſchon in den Fahrzeugen.

Freilich geht mancher zierliche unter, und mancher der armen Teufel ſegelt in der Folge mit bunten Flaggen, ein Umſtand, welchen Erziehungsbefliſſene den Kindern reicher Eltern immer unter die Naſe

halten ſollen, um die Rangen nicht zu ihrem Unglück übermüthig und toll werden zu laſſen. Die Mädchen treiben währenddem durch mit beiden Händen gehaltene und über den Kopf geworfene Schnüre, die ſie mit rapider Schnelligkeit mit beiden Füßen zugleich überſpringen, eine allbeliebte Turnübung, ſo daß es den Anſchein hat, als ob es eine Ehrenſache dieſer kindlichen Geſtalten wäre, ſich zu gründlichen Ballet- und Grotesktänzerinen heranzubilden. Gegen Abend zu kommen mehr und mehr die Kinder der Proletarier — dieſe geben Zeugniß von der angeborenen Kampfesluſt des franzöſiſchen Volkes; die Turnübungen dieſer Menſchenklaſſe beſtehen im Prügeln und Geprügeltwerden, was dieſen jungen Herren, nach dem wohlgefälligen Lärm, den ſie dabei machen, eine abſonderliche Luſt zu gewähren ſcheint.

Was Einem hier für verwunderliche Gegenſtände der Induſtrie vorkommen!

Ein Perrückenmacher im Palais royal ſucht ſich dem Clerus beſonders gefällig zu erzeigen, und ſchon durch ſeinen glänzenden Auslagekaſten weiß er ſeine Aufmerkſamkeit für dieſen Stand ins gehörige Licht zu ſetzen. Er führt auf einem Schilde den Namen Michalon Roſſel. Dieſer Herr verſuchte es nach ſeiner Perrückenweltanſchauung auch ſeinen Kunſterzeugniſſen eine

Art von Orthodoxie aufzudrücken. In dem besagten Auslagekasten sind unter andern Touren auch einige Perrücken mit meisterlich gearbeiteten Tonsuren auf dem Scheitel — zur Schau gestellt, und daß es ja an der Erklärung nicht mangle, finden sich unter einer dieser Kopfbedeckungen die Worte geschrieben: Perruque pour Ecclesiastique.

Erheiternd war es bei den Kramläden der Ordensdekorationen, ein paar Herren zu sehen, die dadurch, daß sie eine große Virtuosität besitzen, über alle Länder und Völker der ganzen Welt heillos zu schimpfen, den Beweis liefern wollen, daß sie dem gelobten Land und dem auserwählten Volk angehören. Uebrigens hätten sie dieses Beweises nicht bedurft. Sie sprachen deutsch, und wähnten sich unbeachtet im Austausch ihrer Gelüste. Mochte sein, daß diese Herren in Anbetracht von bestellten Korrespondenz-Arbeiten — auch auf Kreuz und Band Hoffnung trugen, denn öfter schon ist von Ministern Tintengeschmier, auf Bestellung angefertigt, auch mit Bändern belohnt worden. Einer der beiden sprach sich aus: daß er, eben um zu zeigen, wie er auf andere Religionen nichts halte, gerade ein Kreuz der Ehrenlegion und einen Halbmondorden des türkischen Großherrn im Knopfloch haben möchte.

Die Gedanken über dieſen komiſchen Politiker fügten ſich in folgenden zwei Vierzeilen zuſammen:

Kreuz und Halbmond.

Ob auch der Halbmond ſammt dem Ehrenkreuzlein
Erglänzt am Knopfloch deiner Herzensbude,
So biſt du weder Chriſt noch Türk du Käuzlein,
Im Herzen drinnen ſitzt der ganze Jude!

Der Halbmond macht dich nicht zum Muſelmanne,
Das Kreuz zum Chriſten nicht trotz gold'nem Scheine,
Das Ehrenkreuz noch nicht zum Ehrenmanne —
Denn, der es austheilt, hat ja ſelber keine!

Die größte Pracht entwickeln die Läden der Goldſchmiede, deren ſich hier eine Unzahl vorfindet. Die Augen ſchmuckſüchtiger Seelen verweilen mit einer liebenden Sehnſucht auf den tauſend blitzenden Diamanten der Armringe, Fingerringe, Bruſtnadeln und anderweitiger Geſchmeide. Dieſe koſtbaren Boutiken ſind eben ſo viele Fallen, für die Prunk- und Putzſucht aufgerichtet — und dieſer allerdings überaus glänzende und anlockende Speck iſt — wenigſtens das ſittliche Verderben von tauſend und tauſend — armer Mäuſe — die hiermit gefangen werden. Aber auch die ſtaunenswertheſte Niederlage von Orden aller Potentaten der Welt findet ſich gerade hier im Palais royal aufgeſtapelt. Das verdient als ein unicum mundi von

jedem Fremden angesehen zu werden, und es hat dieser Umstand um so mehr Interesse, als sich gerade das großartigste Ordenslager zu Paris befindet, in einer Stadt, die wiederholt von den Fieberschauern der Republik, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ist heimgesucht worden. Da findet man einmal Nr. 143 einen Mons. Halley. Am Himmel seines Auslagekastens prangen mindestens 200 Sterne und Großkreuze, der Comthur- und Ritterkreuze gar nicht zu gedenken. Mit diesem wetteifert an Menge und im Sternenglanz Mons. Fayolle Nr. 180 und Mons. Allais Nr. 145. Alle drei aber werden von Kretly Nr. 46 übertroffen. Bei diesem sieht man zu Füßen des Auslagekastens die Ordens-Bänder aller Farben stückweise in Tausenden und Tausenden von Ellen liegen. Der ruhige Beobachter hat eine enorme Freude im Hinblick auf alle jene großen und ausgezeichneten Handlungen, die in nächster Zukunft verübt werden müssen, um den Konsumo dieser großartigen Niederlagen zu ermöglichen, und es dürfte in der Welt kaum Jemand mehr aufrichtige Freude an Heldenthaten im Kriege und an Menschenbeglückungen und hochherzigen Thaten im Frieden haben, als die Herren Halley, Fayolle, Allais und Kretly im Palais royal zu Paris.

Jedenfalls hatten die Orden in früherer Zeit eine größere Bedeutung und auch eine künſtleriſche, zauberiſche Pracht. Im Louvre ſieht man in einem eigenen Saal die Kapelle des einſtigen heiligen Geiſtordens mit dem Altare, dem Kelch, dem ſchön gearbeiteten Rauchfaß ſammt Schifflein, den Leuchtern und Reliquiarien, dem Thronhimmel und Thronſeſſel. Der heilige Geiſtorden wurde geſtiftet von Heinrich III., 1578 (l'Ordre du Saint Esprit). Alle dieſe Gegenſtände (aus Gold und Seide, je nachdem) rühren aus der Stiftungszeit her, und ſind überaus kunſtreich und geſchmackvoll gearbeitet. Ungefähr zwölf Mäntel von den Rittern des heiligen Geiſtordens werden ebenfalls in dieſem Saale in Glaskäſten aufbewahrt. Das iſt die höchſte Poeſie von Gewandung, die man ſich denken kann. Auf ſchwarzem ſchwerem Sammt ſind aus Gold rothe und gelbe Flammen geſtickt. Wenn man ſich ſo auf eine der im Saale befindlichen Sammtbänke niederläßt und behäbig dieſe Pracht der alten Zeiten, die längſt ausgeſchimmert hat und deren Träger vor Jahrhunderten ihre Augen geſchloſſen haben, betrachtet, fließen die Gedanken von ſelbſt in Versformen zuſammen:

Derweil die Ritter alle ſchon längſt in Fäulniß modern,
Siehſt Du die gold'nen Flammen noch auf den Mänteln lodern.

Gleich dürrem Laub geworden iſt Thron und Baldachin,
Der vor dreihundert Jahren geſchimmert in Gold und Grün.
Die Ritter des heiligen Geiſtes, ſie gingen zu Grabe zumal,
Die Feſte ſind verklungen ſammt Trompeten- und Paukenſchall,
Und Keiner wird mehr geſchlagen zum Ritter vom heiligen Geiſt, —
Die Mäntel, Schwerter und Sporen, ſie hängen hier verwaiſt.
Jetzt gibt es Ehrenritter, eine ganze Legion;
Wo iſt in dreihundert Jahren der Bienenumſchwärmte Thron?
Dann iſt ſchon längſt verſunken das Korſikanerhaus,
Die Bienen ſind aus dem Louvre gezogen in Schwärmen aus;
Und von dem Ehrenorden der letzte Grand cordon
Iſt längſt vermorſcht im Sarge des letzten Napoleon.
Dann hat die Weltgeſchichte gehalten ihr Ehrengericht!
Vor ihren Schranken beſtehen Verrath und Lüge nicht;
Und wer zum Komödienmantel gemacht das Kaiſergewand,
Für den hat keine Ehren der Zukunft kalte Hand!

Wie gut, daß der an mir vorübergehende Aufſeher nicht deutſch konnte; dieſe paar unſchuldigen Reime hätten dem unglücklichen Verfaſſer am Ende zu einem taxenfreien Reiſepaß nach Cayenne verholfen. Mit dem Worte Cayenne hört alle Poeſie auf. Mich erinnert das an eine fröhliche Geſellſchaft in München. Der witzige Dr. W. wurde aufgefordert, Münchner Vierzeilige, wie ſie im Hochlande üblich ſind, loszulaſſen. Er bekam bald von dieſem bald von jenem der Anweſenden ein Thema — und mit Blitzeseile waren die Vierzeiligen auch immer fertig. Ein Anweſender rief nun gefliſſentlich im baieriſchen Dialekt: „Heuſchneck“ (Heuſchrecke). Dr. W. hierauf:

„Der Heuſchneck, der ſingt gar ſo ſchön, —
Auf einmal iſt er ſtad,
Da hat der grobe Bauernkerl
Ihm mit der Senſen den Kopf wegagmaht!“

Es iſt jedensfalls eine eigenthümliche Gattung Witz — in vier Zeilen einer volksthümlichen nationalen Reimform im Gewande des Humors tragiſche Wahrheiten plaſtiſch hinzuſtellen.

Will man ſich von der zermalmenden Großartigkeit der Muſeen des Louvre einen Begriff machen, ſo darf man die Kunſt — nur nach Schritten meſſen. Ein einziger großer Saal mit Gemälden hat 570 gute Schritte in ſeiner Länge. Säle in der Flucht von 200—300 Schritten gibt es mehrere. Die Ausſtattung der Wände und Plafonds mit Säulen, Gold, Ornamentik und Fresken blendet das Auge, und man wird von Pracht und Glanz völlig in Staunen verſetzt, wenn man auch die Gallerien von Florenz und Rom, von Neapel, Venedig, Genua und Mailand im Gedächtniß hat.

II.

Reliquien Ludwig XVI., Karl X. und den König von Rom betreffend. — Gewandreliquien Napoleon's. — Der Herzog von Reichſtadt. — Prachtliebe in Speiſehäuſern, kommuniſtiſche Blüthen. — Stimmung der Proletarier.

In einem Saale des Louvre ſtehen dicht nebeneinander: Ein Pult Ludwig XVI. „offert par les

Etats de Bourgogne“ — daneben ein Mosaiktisch Karl X., geschenkt vom Großherzog von Florenz, wieder darneben im fadesten Geschmack der Kaiserzeit, wenn auch reich mit plumpen Goldbroncen besäet, ein Schreibpult Louis Philipps. In einem Saale nebenan Napoleon's Feldbett, viele seiner Gewandstücke, Jagdgilets, zwei so absolut schäbige Hüte (Militär und Civil, die Napoleon in Helena getragen), daß, wenn sie auf der Straße liegen würden, selbst bei jedem vorbeigehenden Bettler das Bedenken: sie aufzuheben oder sie liegen zu lassen — gar keine Möglichkeit mehr wäre — ein Thronsessel Napoleon's und seine Reise-Utensilien bis auf die Nägelzange und den Pfropfenzieher.

Es ist erstaunlich, was die fromme Reliquienverehrung des Napoleonismus hier Alles zusammengeschleppt hat.

Die Kinderklapper mit dem Wolfszahn für den König von Rom; er sollte damit beim Zahnen sich behelfen und mit den scharfen Zähnlein an dieser Klapper das Zahnfleisch durchbeißen. Das kleine Stück Hausrath (Hochet) ist aus Gold und Korallen. Ach, der arme Kleine, er hat sich an der Krone von Rom keinen Zahn ausgebissen. Dieses römische Königthum war das Reich einer überschwänglichen väterlichen Phan-

taſie — unſere Zeit iſt nicht dazu angethan, um Kronen auf zwanzig Jahre hinaus zu verſchenken; ein Umſtand, den man auch jetzt wieder in den Tuilerien vergeſſen hat.

In Fontainebleau zeigt man die Apartements des gegenwärtigen „Kindes von Frankreich.“ Der Kleine wird an kaiſerliche Pracht gewöhnt — ob das nicht von Seite der unbarmherzigen Zukunft als eine üble Gewohnheit angeſehen wird, welche dem Kind abzugewöhnen dieſelbe Zukunft ſich bemüſſigt ſehen dürfte?

In Gewandreliquien, welche zur Verehrung in Glaskäſten ausgeſtellt werden, ſind die Franzoſen und Engländer wohl am ſtärkſten. Die Säle, welche dieſer Gattung Napoleoniſchen Kultus im Louvre gewidmet ſind, können geradewegs eine melancholiſche Garderobe mit welthiſtoriſchem Anflug genannt werden. Der runde Civilhut, welchen Napoleon in St. Helena nicht nur getragen, ſondern total abgetragen hat, gibt Zeugniß, wie er daſelbſt, vielleicht ſchon ſeinen liebenswürdigen Hausherren, den Engländern, zu lieb — für Toilette und äußere Erſcheinung nicht viel verwendet haben mochte. Selbſt das Schnupftuch, welches er auf ſeinem Todtenbette liegen hatte, wird andächtig bewahrt. Wenn der letzte Tropfen des Todesſchweißes und die letzten in Todesnoth aus ſeinen Augen quel-

lenden Thränen — wie in einem Brennspiegel des Schmerzes — die Bitterkeit jener Millionen und Millionen Thränen, die seines Ehrgeiges wegen vergossen wurden, in sich gefaßt hätten, so müßte das einer der grausamsten Schmerzen gewesen sein, die je ein Mensch getragen.

Die mit Ordenssternen bestickte weißseidene Miniaturjacke des kleinen zweijährigen Königs von Rom war ein kecker Eingriff in die Zukunft, welche Gottes ist — die Zukunft hat den Träger der Jacke in seiner Jugendblüthe zusammengeknickt und das vergilbte Gewandstück weggeworfen.

Noch schwebt dem Schreiber dieses die hagere Gestalt des ehemaligen Königs von Rom, mit dem langen bleichen Antlitz, vor Augen, wie er diesen ehemaligen König als Herzog von Reichstadt im Jahre 1831 (ein Jahr vor seinem Tode) öfter um die Stadtmauern Wiens auf dem Glacis mit einem Begleiter spazieren gehen sah. Als im Jahre 1832 der Herzog von Reichstadt, im Arme seiner Mutter, in einem Gemache des Schlosses Schönbrunn verschied, und die Nachricht von diesem Tode dem damaligen Prinzen Louis gebracht wurde, da mag es ihm wohl vorgekommen sein, als ob eine Wand, die seine Aussicht gehemmt — ihm plötzlich das Vergnügen erwiesen

hätte, von selber umzufallen. Hier in dem Schlosse Schönbrunn, wo zwanzig Jahre früher der alte Napoleon im Zenith seiner Macht und seines Stolzes mit verschränkten Armen auf dem großen Hofbalkon stand und verachtend auf das vernichtete Oesterreich und das Wiener Volk niedersah — hier mußte auch der Einzige seines Stammes, zehn Jahre nach des Vaters Tod auf St. Helena, in die Gruft steigen. „Der im Himmel wohnet, lacht ihrer, und der Herr spottet ihrer," heißt es im 2. Psalme.

Zu den Eigenschaften des Franzosen, zunächst des Pariſers, gehört Prachtliebe; darum will der Franzose nicht nur fein essen, er will auch hiebei nach Maßgabe seiner Geldkräfte mit mehr oder weniger fürstlichem Glanz umgeben sein. Plafondgetäfel mit Oelgemälden und reichem Goldschmuck, Spiegelwände, Sammtsessel, Silberservice, ein prächtig in Gold gebundener Quartband als Speisentarif, schwarz gekleidete Garçons mit weißen bis an die Fußknöchel reichenden Vortüchern; in einem förmlichen Auslagekasten, hinter hohen Spiegelfenstern des Parterres, die schönsten Früchte, die seltensten Gemüse, und alle diese Speiseherrlichkeiten sehr geschmackvoll und einladend aufgestapelt, das sind die nöthigen Bestandtheile eines eleganten Speisehauses in Paris. Hier kann man

Diners zu 40 Francs für die Perſon beſtellen, und dieſe Art Luxus gehört keineswegs zu den Seltenheiten. Da ſitzt es, dieſes Geſchlecht der Feinfreſſer, die nobel gekleideten Herren und Damen — da ſitzt es, unbekümmert um den Proletarier, der bei den offenen Spalten der Vorhänge die Ehre hat, in das Licht- und Speiſenmeer, das wie brandende Wogen an den Tiſch heranſchlägt — hineinzuſehen. Einmal ſah ich des Abends zwei Blouſenmänner bei den Fenſtern des unteren Saales von Vefour im Palais royal ſchweigend hineinſchauen. In ihren Geſichtern lag ein verbiſſener Humor. Sie gingen gegen die Gallerie d'Orleans zu — im Gehen hörte ich folgendes Geſpräch: „Ces drôles là nous appellent canaille. Oui nous sommes en effet des canailles, puisque nous les regardons faire tranquillement.“ (Und dieſes Volk nennt uns Kanaille! Wir ſind aber auch dumme Kanaillen, weil wir ihnen geduldig zuſchauen.) Darauf der Andere: „Oui, oui, en 1848 ces gourmets-là n'osoient pas ainsi se donner en spectacle, ils se cachoient dans les étages supérieurs. Saint-Simon a bien raison; et celui qui ne veut pas le croire, n'a qu'à regarder avec un ventre affamé par une de ces fenêtres-là dans le salon.“ (Ja, ja, im Jahre 1848 haben ſich dieſe Feinfreſſer nicht ſo zur Schau hin-

gesetzt — da versteckten sie sich in den oberen Zimmern. St. Simon hat schon Recht; wer's nicht glaubt, soll nur mit hungrigem Magen bei einem solchen Fenster hineinschauen.)

Die armen Teufel hatten von ihrem Standpunkt aus vollkommen Recht. Die unverschämte Genußsucht, d. h. diejenige, die sich in ihrem Luxus vor den armen Mitbrüdern keinen Zwang mehr anthun zu sollen meint, ist in ihrem Wesen schon heidnisch. Dazu die Proletarier, denen man den Glauben an das Gericht Gottes und die einstige Ausgleichung hinausgedroschen hat nach Möglichkeit; und der Kommunismus ist *vorläufig im heißen Verlangen darnach* bei allen Jenen eine fertige Thatsache, die dabei nichts zu verlieren haben, und die — wär's auch nur auf einige Wochen — *dabei etwas gewinnen können*.

Wenn man den gottlos gemachten Proletariern dann vordeklamirt und vorbeweist: daß der Kommunismus ein total unpraktischer und unhaltbarer Zustand sei, so wird man mit diesen Deklamationen auch für den Fall nichts ausrichten, daß diese Proletarier selbst die Unhaltbarkeit desselben einsehen. Es handelt sich ja, wie die Würfel jetzt liegen — mehr um Befriedigung einer Rache — und wär's auch nur

auf Einen Monat lang, oder um den Genießenden eine derbe Lektion zu geben, als um einen dauernden Zustand. Die Reichen haben den Armen das Christenthum theoretisch wegdisputirt — die Armen werden den Reichen die Nothwendigkeit desselben praktisch lehren. Darin liegt die Möglichkeit und das zeitweilige Auftauchen kommunistischer Versuche. Wer es geschehen läßt oder mithilft, daß den Massen der Unglaube an's Jenseits und somit die Verzweiflung beigebracht wird, der hat kein Recht sich über den Kommunismus zu wundern, oder über denselben sich aufzuhalten.

III.

Hotel Cluny. — Merkwürdige Alterthümer. — Moliere's Kinnlade. — Im Louvre. — Verschiedene Bilder. — St. Denis.

An der Stelle eines alten Römerbades bauten die Benediktiner von Cluny hier ein Haus; — es ist gegenwärtig der einzige und prächtigste Rest gothischer Civil-Baukunst aus dem Mittelalter, und wird als Antikensammlung benützt. In den vielen Sälen zu ebener Erde und im ersten Stock ein wahrer Reichthum von Kunstwerken in Holz, Elfenbein, Gold und Erz.

Hierunter der goldene Altaraufsatz von Heinrich II., dem Heiligen, nach Basel geschenkt (aus dem eilften

Jahrhundert), ungefähr fünf Schuh lang, vier Schuh hoch, ein Meisterstück von Erzgießerei und Ciselirkunst jener Zeit. Eine Menge von Kirchengefäßen, prachtvolle Reliquienschreine, Bischofstäbe u. dgl.

Sehr merkwürdig ist ein Fund von 1859 bei Toledo in Spanien. Es sind dies acht schwere Kronen aus Gold und Edelsteinen, vom siebenten Jahrhundert herrührend; die schönste darunter, sicher an zwölf Pfund schwer, jene des Königs Gottfried Receßvin, wie aus den der Reihe nach an goldenen Kettlein rings um den Kronenreifen herabhängenden goldenen gothischen Buchstaben deutlich zu lesen: RECE†SVIN. Was in Frankreich an Merkwürdigkeiten dieser Art aufgefunden wird, kommt selbstverständlich in dieses Museum.

So z. B. liegt in einem Glaskasten ein vollkommenes Bischofsgewand sammt Stab aus dem 12. Jahrhundert — wie solches 1853 in einem Grabe bei Bayonne gefunden wurde. Weder der Name des Bischofs noch der des Bisthums, dem er vorstand, war zu eruiren.

Eine Art Cimade, dunkelviolet, mit Goldfäden durchzogen, die Seide des Zeuges morsch und abgefärbt — natürlich auch, das Gewand lag über sieben Jahrhunderte an der Leiche. Der Stab aus Silber,

emaillirt, eine Schlange darſtellend, die ſich wie ein runder Rahmen um die ſilberne Statuette eines Heiligen — wahrſcheinlich des Bisthumspatrons — windet. So viel nur als Beiſpiel aus den Hunderten der intereſſanten Gegenſtände dieſes altehrwürdigen Hauſes. Wie zauberiſch ſchön iſt die alte noch ganz gut erhaltene Kapelle, der Altar mit Glasmalereien im Hintergrunde; ein herrliches Gewölbe mit zierlich gewebten Bogenrippen, auf einem Mittelpfeiler ruhend, u. ſ. w.

Auch Gegenſtände aus der Renaiſſancezeit in Fülle. Auf einem Tiſch ruht die morſche, halb von Moder verzehrte halbe Kinnlade des Komöden Molière († 1673 im 51. Jahre).

Armer Molière! Aus dieſem vermoderten Beinſtück quollen einſt Witze und Sarkasmen, die Tauſende zum Lachen gebracht! Kann man einen herberen Gegenſatz finden! Dies morſche Unterkiefer eines berühmten Mannes, der Komödien ſchrieb und ſpielte — ein tragiſcher Gegenſtand, würdig, daß Shakeſpeare's Hamlet darüber Reflexionen anſtellen könnte!

Wem fällt hier nicht die Szene auf dem Friedhof ein, wo der Todtengräber zu Hamlet ſagt: „Dieſer ſelbe Schädel iſt von Jorik, des Königs Hofnarren!“ Hamlet nimmt den Schädel in die Hand und fragt: „Dieſer?“ Der Todtengräber: „Ja, derſelbe!“ Hamlet

darauf: „Ach, armer Jorik, ich habe ihn noch gekannt, ein Burſche von unerſchöpflichem Witz (a fellow of infinite jest), von mächtiger Phantaſie — — hier hingen ſeine Lippen — die ich geküßt, ich weiß nicht wie oft! Wo ſind Deine ſatyriſchen Einfälle, die Luftſprünge, die Lieder? Deine luſtigen Witze, über welche die ganze Tafel in ein helles Gelächter ausbrach?! Fällt Dir denn gar nichts mehr ein, um über Dein eigenes Grinſen zu ſpotten?“

In den ſeltſamſten und ungewöhnlichſten Situationen finden wir einen kräftigen Ausdruck für unſer Denken und Fühlen in Shakeſpeare, das iſt eben die Größe dieſes univerſellen Genius! Sollte obige Stelle nicht in einem goldenen Rahmen ober der halben Kinnlade Molière's hängen?

In den Sammlungen des Louvre könnte man ein eigenes Kapitel über werthvolle Geſchenke anfertigen, die von hohen Perſonen gegeben und von hohen Perſonen empfangen worden ſind, eine überaus glänzende Beſtätigung des Wortes der heiligen Schrift: „Qui enim habet, dabitur illi, — dem, der hat, dem wird gegeben werden.“ — Gerade wer es nicht braucht, dem wird am meiſten geſchenkt, und der genug zu eſſen hat, wird am öfteſten eingeladen. Eines der allerkoſtbarſten — aber auch in der kunſtvollen Arbeit mei-

sterhaftesten Geschenke, die im Louvre aufbewahrt werden, ist ein Coffret aus Gold, ungefähr 18 Zoll breit und 9 Zoll hoch, eines der schönsten Stücke, welches die Ciselirkunst je zu Tage gefördert. Das schenkte einmal Richelieu der Königin Anna von Oesterreich. Wie doch dieses todte Metall einen Triumph feiert über den gebrechlichen, so bald in Staub zerfallenden Menschenleib! Es wird doch nur Alles verliehen auf kurze Zeit im großen Leihhaus — dem Einen mehr, dem Andern weniger; wer weniger zurückzugeben hat, wenn Meister Hämmerlein kommt, der geht jedenfalls getroster von hinnen.

Ueber einige Bilder des Louvre. Die im großen Saal hängenden heidnischen Rubens-Bilder dürften das Werk seiner Schüler sein, von ihm nur mitunter retouchirt. Es scheinen jene Gemälde zu sein, die er für Maria von Medicis anfertigen mußte. Wie anders sind diese kolossalen Fleischmassen gegen die großartigen christlichen Bilder von des Meisters eigener Hand in Antwerpen und Wien gehalten! In der That, diese Unzahl wohlgenährter Riesen erinnert an die Gladiatoren-Kaserne in Pompeji, wo die Fechter, die Athletengestalten damaliger Zeit, förmlich gemästet wurden, um dem schaulustigen Publikum bei den Spielen ein Knochengerüste mit einer gepolsterten Muskulatur zu zeigen. Es

iſt allerdings auch Kunſt in dieſer Derbheit, aber auch Derbheit in dieſer Kunſt. Wenn die Kunſt auf der Zentnerwage gewogen wird, kommt Fieſole mit ſeinen ſchlanken Geſtalten übel davon, während die ſpezifiſchen Fleiſchmaler gute Geſchäfte machen. Dieſen hieſigen Bildern des Rubens ſieht man die Studien in Mantua an — ſie können ihre Abkunft aus der Schule Giulio Romano's nicht verleugnen.

Wer ſollte über die Murillo, über Raphael, über Guido Reni noch in geſchriebene Extaſe kommen?! — das iſt ſo abgenützt, daß kein Leſer ſich mehr zur Durcharbeitung von derlei Phraſen gebrauchen läßt. Ein wenig gekannter Spanier iſt im Louvre vertreten, ſein Name Zubaran. Was er vor den anderen Spaniern voraus hat, iſt die Klarheit und Schärfe ſeiner Figuren und ihrer Züge. Ein Bild von ihm gehört zu jener Gattung, die ſich mit allen Haken in's Gedächtniß einhängt. Ein geſtorbener Kardinal liegt auf der ziemlich einfachen und prunkloſen Bahre, Kardinäle und ein Papſt ſtehen ringsum. Der Todte ſelbſt — wie die mannigfaltigſten Todesbetrachtungen in den Geſichtern aller dieſer die Bahre umſtehenden Perſonen, bezeugt einen hohen Grad vom Genie des Meiſters. Man lieſt auf dieſen Zügen der verſchiedenſten Charakteriſtik ordentlich die Gedanken, welche ſie be-

wegen, während das Gemeinsame des unerbittlichen Todes, der aus der da liegenden Leiche predigt, das Siegel eines bitteren Ernstes auf jedes Antlitz prägt. Das ganze Bild ist, wie es offenbar in der Idee des Meisters gelegen, eine schneidige Predigt über irdische Vergänglichkeit, die von jedem der die Bahre Umstehenden verstanden und mehr oder weniger gewürdigt wird. Die Handlung des Bildes ist die freilich nutzlose Reaktion gegen den Tod — das natürliche Ergriffensein im Anblick der Leiche, welche für diese Welt und ihre Herrlichkeit zum entscheidenden Abschluß gekommen! Jedenfalls macht dieses Bild schon um des Gegenstandes willen einen tieferen Eindruck, als die hochgerühmten Bettlerknaben Murillo's, welche in der Nähe hängen.

Das Innere der Peterskirche zu Rom findet man fast in jeder bedeutenden Galerie. Eines der besten Architekturbilder ist das von Panini im Louvre — eines in der königlichen Galerie zu Brüssel steht ihm würdig zur Seite. Man steht da auf einmal mitten in dem großartigen Tempel drinnen, und möchte wandeln auf dieser ruhigen, spiegelglatten See von Marmor.

Cima da Conegliano ist keine der bekanntesten Größen — aber eine Größe jedenfalls! Was für prächtige, duftige Landschaften zieren den Hintergrund seiner

Bilder! Wer das Städtlein Conegliano kennt, findet in Cima's Bildern, wie dieser Meister die Eindrücke seiner schönen Heimat immer in der Seele trug, und wie er die Bergketten, an denen das Auge in seiner Jugend geschwelgt, auch in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit des hellen Grün bis zum verschleierten Blau, so bald sich Gelegenheit bot — auf die Leinwand zauberte.

Wie zu gleicher Zeit Pietro Perugino die blauen Berge Umbriens mit durchsichtigen Luftschleiern in den Hintergrund seiner Bilder malt — die durch dünne Bäume im Vordergrund gehoben werden, so auch Cima; beide in einer so eigenthümlichen, unnachahmlichen Art, die mit ihnen und ihren Schulen wie verloren gegangen zu sein scheint!

St. Denis. In diesem Städtchen ist die berühmte gothische Kirche, welche Jahrhunderte lang als Grab der Könige Frankreich's gedient. St. Denis liegt kaum eine Stunde von Paris. In der Revolution 1793 kam der Pariser Pöbel hierher und zerstreute die Gebeine der Könige Frankreichs in alle Winde. Unter Napoleon I. diente die Kirche als Magazin, unter Louis Philipp wurde sie schlecht restaurirt, jetzt wird sie aber wieder einer neuen stylgemäßen Restauration unterzogen und in der unterirdischen Gruft klingt der

Meißel, und der Staub des weißen Sandſteines bedeckt die mit einer Wand in der Mitte abgeſchloſſene Kirche. Dagobert kniet noch betend auf ſeinem Monument, und Franz I. liegt in Marmor auf ſeiner Tumba, die im Style jener des großen Visconti in der Certoſa bei Pavia gebaut iſt. In einer Schatzkammer an der Kirche werden die goldenen Kronen der letzten Könige Frankreichs aufbewahrt, darunter die von Ludwig XV., Ludwig XVI. und von Marie Antoinette. In dieſem Gemache ſchlafen ein paar Kirchendiener als Wächter, die neben ihren Betten geladene alte Reiterpiſtolen liegen haben, — da iſt, was menſchliche Vorſicht anbelangt, die Kaiſerkrone Frankreichs vor der Hand ſchon beſſer gehütet mit Tauſenden und Tauſenden von großen und kleinen Feuerſchlünden. In der Seitenkapelle rechts ſind die grünen Betpulte der Kanoniker von St. Denis, des ſogenannten kaiſerlichen Kapitels, welches aus Biſchöfen, die ſich von ihren Diözeſen zurückzogen, und Biſchöfen in partibus beſteht. Ganz vereinſamt ſingen hier dieſe Herren ihre kanoniſchen Stunden in dieſer prachtvollen Kapelle, nicht Ein Bewohner von St. Denis läßt ſich dabei ſehen, nur Fremde, welche die Kirche anſchauen, machen bisweilen einen Blick hinein, um die Architektur und die Glasmalereien anzuſchauen.

Die knieende Darstellung der Begrabenen auf ihren Grabmälern gehört der gothischen Kunst insofern an, als sich da die Kleidung und die Darstellung im Stein gut präsentirt. Es sind mir hier im Anblick der schönen knieenden Marmorgestalt Dagobert's Reminiszenzen aus Salzburg durch den Kopf gefahren. Die unglücklichsten Beter (was künstlerische Darstellung und den überaus peinlichen Eindruck des Besichtigers angeht) sind die im Transept der Domkirche zu Salzburg ober ihren Gräbern gemalten Erzbischöfe.

Von Malern aus der Zopfzeit, im ganzen unseligen Geiste dieser Zeit ausgeführt, sieht man diese Gestalten in prachtvollen, mit Brüsseler Spitzen reichgezierten Chorhemden auf rothen, sammtenen Pfühlen knieen, die Ellenbogen auf die Sammtpfühle des Betschämels gestützt, in weißen Allongeperrücken, welche die vollen, runden und gefärbten Gesichter beschatten, mit gefalteten Händen beten — Alle nach einem Typus gemalt, Jeder mehr mit dem Ausdruck der Landesfürstlichkeit, als mit dem Gepräge des Kirchenhirten. Es hat den Anschein, als wollte sich der Maler alle erdenkliche Mühe geben — ein offizielles Gebet darzustellen; und man weiß in Anbetracht dieser Bilder, die auch zugleich wahre Zeitbilder sind, nicht,

ſoll man annehmen, daß jene Zeit mehr dem Gebete oder mehr der Kunſt, oder beiden zugleich entfremdet war.

Verſailles.

Wenn man, nur mit einiger Kenntniß der Geſchichte und mit einiger Beobachtungsgabe verſehen, in dieſen alten Luſtſchlöſſern und Gärten herumſteigt, kann man ſo recht die traurige und tragiſche Seite des Königthums durchfühlen. Dieſes Verſailles entwickelt in ſeinem Innern eine Pracht, die Einen ermüdet und völlig ruinirt. Wandelt man einige Stunden darin von Saal zu Saal, von Korridor zu Korridor, von Bild zu Bild, von Statue zu Statue, von Gruppe zu Gruppe, ſo mag es Einem geſchehen, daß man — ſelbſt mit einigem Sinn und einiger Empfänglichkeit für Kunſt — am Ende vor Schauen und Ermüdung zum ſtillen Wunſch kommt: „Ach, wenn es nur bald aus wäre!“ Ludwig XIV. hat hier eine förmliche und feſte Burg für den Kunſtgeſchmack ſeiner Zeit gebaut und die Feſtung iſt ihm ſo gut gelungen, daß ſie ſchon eine Belagerung aushalten kann. Man mag hier allerhand finden, was Einem minder oder gar nicht anſpricht, man mag

über Dies oder Jenes mit mehr oder weniger Recht kritisiren, aber Ein Zeugniß wird Einem doch nothwendig auch abgerungen: das Zeugniß von der Großartigkeit und von einer die Kritik zermalmenden Pracht, die ihresgleichen in der Welt nicht mehr findet!

Die bronzene Reiterstatue Ludwig XIV. bildet das Centrum des Riesenhofes. Zur Rechten und Linken stehen sechszehn Kolossalstatuen von Trägern französischen Ruhmes, gleichsam auf der Wache vor dem Manne, dem es eine besondere Freude machte, sich in die Welthändel hineinzudrängen, um in der Langweile eines genußsüchtigen Daseins auch Kriegslorbern sich auf den glatten Marmor-Estrich seines Wandels in den Lustschlössern streuen zu lassen.

Die Schloß-Kapelle von Versailles ist durchaus aus einem weißen Baustein (liais), der in der Nähe von Paris gebrochen wird und sich glänzender als Alabaster poliren läßt. Die korinthischen Halbsäulen haben eine goldene Kanellirung, wie die Gold-Ornamentik überhaupt sich hier in wahrer Verschwendung zeigt. Gold und weiß, die einzigen Farben, prachtvoll, aber durchaus nicht zur Andacht stimmend. An der Kapelle wurde gebaut zwischen 1669—1710. Der Hochaltar aus weißem Marmor und mit vergoldeten Bronzen überschwemmt.

Das Theater war, wie es auch im Geiſte der damaligen Zeit lag, ſchon beſſer gelungen. Logen und Brüſtungen kirſchroth und Gold, korinthiſche Säulen, ſchon bei Tage prächtig, es muß bei Beleuchtung feenhaft ſein.

Der Katalog der Bilder, Statuen und Gruppen (darunter zumeiſt koloſſale Bilder, welche ganze Saalwände einnehmen) weiſt über 2500 Nummern, in einhundert und fünfzig Sälen und Veſtibulen, nach. Die weitläufigen Säle ſind wie die Seiten eines großen Bilderbuches, welches die ruhmwürdige Geſchichte Frankreich's verherrlicht. Wie hiebei das arme Oeſterreich nicht am Beſten wegkommt, läßt ſich denken. Auch der gegenwärtige Napoleon hat ſich in einem ungeheuerlichen Bilde als Feldherr auf einem Hügel von Villafranca glorifiziren laſſen. Wer es weiß, wie dieſer Sieg durch ganz andere Momente als durch das Feldherrntalent dieſes Napoleoniden errungen worden iſt, dem wird die Beſcheidenheit dieſes Mannes, trotz der durch die Plafondfenſter reichlich hereinſtrömenden Tageshelle, ebenſo wenig einleuchten wollen, als ſeine feldherrlichen Begabungen.

Wie in den großen Kunſtſammlungen Italiens, ſo ergeht es Einem in einem Punkt in allen, ſo auch hier: Dem ſterbenden Fechter in Marmor oder

Gyps kann man nicht entgehen, er ist der Unentbehrliche. Es dient aber sicher immer auch zu einiger Befriedigung, wieder einmal einen sterbenden Fechter zu sehen, nachdem man von lebendigen so unablässig verfolgt wird!

Ist man von der Besichtigung des Schlosses Versailles gehörig ermüdet, so muß man neue Spannkraft gewinnen, um den großen Park und die beiden Schlösser (das große und kleine) Trianon anzuschauen. Auch hier wieder eine große Reihe von Sälen und eine wahre Verschwendung königlicher Pracht. In Petit-Trianon starb Ludwig XV. und wohnten zwei Frauen aus dem Hause Oesterreich; die unglückliche Marie Antoinette und Marie Louise, die Gemalin Napoleon's. Hier in diesen Gemächern empfing sie, wohl in einer sonderbaren Stimmung, ihren Vater, den Kaiser Franz I.

In den beiden Trianon die Wohn-, Schlaf- und Speisezimmer Ludwig XVI., Napoleon's und Ludwig Philipps; mit — allen Möbeln, wie sie von diesen Potentaten benützt wurden, lauter königliche und kaiserliche Pracht um und um — und alle diese Herren sind nicht durch den Tod von diesen Wohnungen getrennt worden, sondern noch im Leben hat das Geschick Frankreichs sie davon weggerissen.

Ludwig XVI. und die ſchöne Antoinette, die aus ihren Porträts, deren in den Sälen zu Verſailles mehrere ſich finden — wie durch Thränen lächelt — enden entſetzlich auf dem Greveplatz. Napoleon I. muß ſein Verhängniß in langſamen Zügen ſechs Jahre lang ſchlürfen, ſein Schaffot ſind die Felsblöcke von St. Helena. Der König von Rom läßt verwaiſt ſeine Wiege zu Paris und der Tod nimmt ihn in der Jugendblüthe im Schloſſe zu Schönbrunn in ſeine Arme. Seine Augen haben Rom nie geſehen. Karl X. flüchtet, Louis Philipp flüchtet — beide enden ihr Leben im fremden Land. Der Sohn Louis Philipps, Herzog von Orleans, zerſchmettert ſich auf der Straße zu Paris — eine Kapelle ſteht auf dem Unglücksplatz — der Altar an der Stelle, wo ſein Todtenlager war und die Betſtühle mit von der Familie Orleans geſtickten Polſtern, ſtehen einſam und werden nur von Fremden im Vorbeigehen angeſchaut.

Und alle dieſe Bilder hat der gegenwärtige Herrſcher in Frankreich vor ſeinen Augen! Er möchte bleiben — das iſt ſein eiſerner Wille — aber dieſe Eiſenkonſtruktion fußt nicht auf dem Grundſtein chriſtlicher Gerechtigkeit — und darum wird dieſer Bau in Trümmer zerfallen. Der Glorienſchein des Heldenthumes, mit dem ſich der Mann in den Sälen

zu Verſailles in jüngſter Zeit ſelber umwoben hat, indem er ſich als Sieger auf den Höhen von Solferino im Gefühl ſeiner Macht darſtellen ließ — dieſer Glorienſchein kann noch ſo gut erblaſſen — als der ſeiner jüngſten Vorfahren auf dem Herrſcherſitze zu Paris!

Die Zukunft hält ihre kalte Hand noch feſt geſchloſſen, und wer kennt den Wurf, den ihre über Europa hinrollenden Würfel bringen werden?!

Den Schluß aller Herrlichkeiten macht die Krönungs-Remiſe, ein Wagenſchoppen, in welchem die ſeit einem Jahrhundert gebrauchten Krönungswagen aufbewahrt werden; glänzende Blaſen, aufgetaucht aus einer raſtloſen Revolution, eine Muſterkarte verſchiedener Regierungen; Roth und Gold an all dieſen mächtigen Kobeln die vorherrſchenden Farben, goldene Wiegen für die Kindertage eines neuen Kaiſer- oder Königthums; immer ſteigt die Furcht und die Sorge in das ſchwankende Kämmerlein mit den Kryſtallfenſtern mit hinein; denn Keiner, der dieſe erſte Fahrt ſeiner Regierung beginnt, weiß, wohin er geführt wird und was die ganze Geſchichte für ein Ende nimmt. Lebt wohl, vergoldete Bonbonſchachteln eines glänzenden Geſchickes mit doppeltem Boden: oben wohlriechendes Zuckerwerk und als Bodenſatz zumeiſt — Assa foetida.

Fontainebleau.

Vorbei ging's am Baſtillen-Platz, an der Juliſäule, die gegenwärtig geduldet wird — ein Erdbeben, das ſie zuſammenrüttelt, dürfte mancher Orten nicht unwillkommen ſein. Bisweilen thun ſinnreiche Pariſer dem Lampröhr in der Nacht den Schabernak an, Freiheitskränze auf den Sockel zu legen, eine Ovation, welche das gegenwärtige Regiment nicht abſonderlich befriedigt. Man braucht auf der Bahn gute zwei Stunden nach Fontainebleau. Vorüber geht es an geſchmackvollen und faden Landſitzen, an Charenton, Maiſons-Alfort, Brunoy, Melun, und an anderen unbedeutenden Ortſchaften. Vom Bahnhof hat man noch eine Viertelſtunde in die Stadt und zum Schloß zu fahren. Wie öde und abgeſchmackt iſt dieſe Stadt Fontainebleau. Ein Springbrunnen, der nicht ſpringt, ziert ihren Platz. Das Schloß iſt von außen nicht impoſant, obwohl ungeheuer groß. Aber von Innen! An hundert Gemächer — manche ſo groß wie Kirchen — die meiſten von einer Pracht der Ornamentik aus älteſter und neuerer Zeit, daß man, abgeſehen von den

hiſtoriſchen Erinnerungen, in ein völliges Erſtaunen verſetzt wird. Der Rathſaal Ludwig XV. — ach der arme König, trotz Gold, Spiegeln, Kryſtall-Luſtern, Gemälden und Sammtſtühlen — wie übel berathen! Der Thronſaal mit reichem Plafond aus Holz und Gold. Das Schlafgemach der unglücklichen Königin Marie Antoinette, mit ihrer Namenschiffre im Getäfel des Fußbodens, und auf Möbeln, und zu Häupten des Bettes. Noch ſtehen prachtvolle Geſchenke herum, die ihr von Potentaten und Fürſten gemacht wurden. Der Rathſaal des heiligen Ludwig, der Konſeilſaal Ludwig XIII., die prachtvollſte Bibliothek, an Ornamentik und Malerei reich, die Galerie Heinrich II., mit dem Plafond aller Plafonde, ich habe noch keinen ſchöneren geſehen. Die Gemächer der Maintenon! Das kleine aber höchſt luxuriöſe Hoftheater, die Kapelle, in der die Scene zwiſchen Napoleon und dem Papſt vorgefallen ſein ſoll (es dürfte aber eher in einem anderen Saale geweſen ſein), und vor Allem das kleine Zimmer, mit dem kleinen Mahagony-Tiſchlein in der Mitte, auf dem in einer Meſſingplatte eingegraben iſt, daß hier Napoleon I. am 5. April 1814 ſeine Abdikation unterſchreiben mußte! Welch' ein Sturm mag in den Adern des ſtolzen Mannes getobt haben! Hier in dieſem kleinen Gemach hat ſich ſein Geſchick er-

füllt!! Hier mag ihm jene Scene mit dem Papſt eingefallen ſein, die er in ſeinem Emporkömmlingshochmuth mit dem geheiligten Oberhaupt der Chriſtenheit geſpielt! Sein Tag war gekommen!

Der gegenwärtige Beherrſcher von Frankreich — kann in Anbetracht der Geſchicke ſeiner Vorfahren hier kaum ruhig ſchlafen; denn es iſt kein Schlaf, wenn man als Kaiſer oder König in dieſen Prachtbetten unter den ſchweren Goldbaldachinen daliegt — es iſt nur ein unruhiges Träumen über eine ungewiſſe Zukunft. —

Wenn es ſonſt in eine unbehagliche Stimmung verſetzt, ſo ſich ein Beſitzer eines ſolchen Schloſſes denkt: „In dieſem Bette ſind meine Vorgänger geſtorben, da werde auch ich ſterben," ſo mag es wohl einen Fürſten in eine noch unbehaglichere Stimmung verſetzen, ja, man kann es faſt erſchreckend nennen: daß ſo wenige Beſitzer dieſer Schlöſſer in der jüngeren Zeit — in ihren Betten — die meiſten hingegen im fremden Land in der Verbannung geſtorben ſind.

Die Einſamkeit drängt zur Betrachtung. Wenn man ſo herumwandelt im Park zu Fontainebleau und die Fronte des großartigen Schloſſes vor ſich ſieht — Alles ſo todtenſtille ringsum — bis auf

das leiſe Plätſchern der Fontaine, die inmitten des teichähnlichen Baſſins vor dem Schloſſe ihren Waſſerſtrahl im hellen Sonnenlicht zerſtäubt, bis er erſt durch Vermittlung einer großen ſchwebenden Marmorſchale in Millionen Tropfen ringsum in den Waſſerſpiegel fällt, da wird man angeregt, den Park und das Schloß mit einer Reihe von Todten zu bevölkern, die nach und nach hier gehauſt haben in Freud und Leid. Hier empfing mit ſchlecht verhüllter Eiferſucht Franz I. ſeinen Nebenbuhler Karl V. auf ſeiner Reiſe nach Gent (1539). Hier lebte Chriſtine von Schweden nach ihrer Verbannung, hier wurde ihr Großſtallmeiſter Monaldeschi ermordet (1657).

Hier wohnte Pius VII. im Jahre 1804; hier wurde derſelbe Papſt mit jener Gleichgiltigkeit, welche die Napoleoniden gegenüber allem Recht zu affektiren gewohnt ſind, vom 2. Juni 1812 bis zum 23. Jänner 1814 gefangen gehalten. Der alte Napoleon, welcher dieſen reizenden Aufenthalt zum Staatsgefängniß umgeſchaffen, ließ auch Karl IV. von Spanien hier über die demſelben geraubte Krone nachdenken! Endlich muß ſich das Geſchick am alten Skorpion ſelbſt erfüllen, er treibt ſich bei der Abdikation den Stachel ſeiner Feder, mit welcher er ſie

unterſchreibt, in ſein vor Gram und Scham eine Zeitlang ſtillſtehendes Herz hinein!

Wenn doch der gegenwärtige Franzoſen-Kaiſer ſeine Pläne, mit denen er Europa umgarnt, hier auf dem famoſen, welthiſtoriſchen, kleinen Tiſch, aus dunklem, ſpiegelglatten Acajouholz, den Ellbogen auf denſelben geſtemmt und den Kopf in die Hände gelegt, ausbrüten möchte! Vielleicht, daß ihm mitunter doch andere Gedanken einfielen, als jene, zu denen er gegenwärtig von ſeinem Verhängniß getrieben wird. Was heißt Verhängniß? — Eine verhängte, verſchleierte Zukunft, welche der geblendete Menſch nicht ſieht und die er ſich mit Phantaſie-Geſtalten von Größe und Macht, Herrlichkeit und Erreichung aller ſeiner Zwecke, Durchführung aller ſeiner Pläne vollzaubert, uneingedenk, daß die Zukunft nicht des Menſchen, ſondern daß ſie des Herrn iſt.

Hier in Fontainebleau gibt es auch einen Wirthshaus-Adel, das will ſagen: im Hotel beim ſchwarzen Adler (Hôtel de l'aigle noire) wird man auf der Karte aufmerkſam gemacht, daß beſagtes Wirthshäuslein nicht von heute oder geſtern her iſt, ſondern daß es eine mehr als hundertjährige glänzende Vergangenheit hinter ſich hat, denn es geht die Gründung desſelben

auf 1720 zurück (fondé en 1720). Ein prächtiges Haus mit drei Flügeln, einem Vorgarten sammt Springbrunnen, Speisesälen parterre, Remisen. Ich war diesmal der einzige Gast, der für heute in die Fänge des seit 1720 auf diesem Horste sitzenden Raubthieres gekommen. Um die Gäste zu noch größerer Ehrfurcht vor dieser altbewährten Lokalität hinaufzuschrauben, wäre es billig, wenn sämmtliche Gastwirthe seit jener Zeit in einer Reihenfolge im Speisesaal goldberahmt dahingen, wie auch, wenn als Trophäen das Numero, oder die beiläufige Anzahl der Gäste als Siegeszeichen aufgemacht wäre, die seit 140 Jahren in den Krallen des schwarzen Adlers geblutet haben. Wer etwas in der Welt herumflanirt, wird sich über Theuerung in Gasthöfen, als über einen konstatirten und abgethanen Gegenstand, nicht aufhalten, und ein Schriftsteller wird nur dann das Recht haben, hierüber etwas zu sprechen, wenn dieser besagte Zustand in's Komische hinüberschlägt. Da ich verlangte, zu bringen, was bald fertig ist, wurde mir auch, zwischen zwei tüchtigen Speckschnitten geröstet, ein außerordentlich kleines Stück Braunkohle aufgesetzt; das Klingen des Messers daran rieth nicht — es zu versuchen. Auf der Rechnung erkannte ich den räthselhaften Gegenstand als ½ Perdrix, zwei Frcs. Auch die anderen

Gerichte präſentirten ſich in gleicher Dünne des Stoffes und Dicke des Preiſes. Als mir die Dame im ſchwarzen glänzenden Seidenkleide die Karte brachte und ſie bezahlt war, fragte ſie, in Anbetracht der einen ganz verſchonten Schüſſel, ob ich kein Freund von Repphühnern ſei. Ich erwiederte mit einem Hinblick auf jenen Theil der Adreſſe, wo das fondé en 1720 glänzt, in Ruhe: „Ja wohl, aber ſie dürfen nicht ſo alt ſein, wie der ſchwarze Adler.“ Stille Kränkung zog ſich wie ein Schleier über das Dulderantlitz der noblen Dame, weltgewandt verließ ſie beſcheiden das Gemach; auch ich ging fort, ſah noch einmal den ſchwarzen großen Adler an, der auf der Spitze des Frontiſpices im Mitteltrakte des Palais ſeine Fittige ausſpreitet, und es hatte den Anſchein, ob dieſer alte Kerl mir noch ſein Hohngelächter nachſendete.

Die Kirchen in Paris.

In der Anzahl gothiſcher Kirchen, die noch im Gebrauche ſind, wird keine Stadt der Welt mit Paris wetteifern. Der Dom Notre Dame, begonnen 1160, mit ſeinen mächtigen kurzen Rundſäulen, mit ſeinen durchbrochenen Galerien, mit ſeinem herrlichen Kapellenkranz, wird eben reſtaurirt, und zwar unter der Führung des durch ſeine Werke über die alte Architektur Frankreich's berühmten Violet le Duc. Staub und Baugeräthe aller Art liegen in den Kapellen des Kranzes um den Hochaltar, in denen auch die Gräber vieler Erzbiſchöfe ſich befinden. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde die Kirche aller Koſtbarkeiten, aller Kunſtſchätze beraubt, welche ſeit fünf Jahrhunderten ſich hier anhäuften. Selbſt die 27 Königsſtatuen, die in einer Niſchengalerie ober den drei Portalen ſtanden, wurden von der überflüſſigen Freiheitsbegeiſterung der damaligen Krakehler heruntergeworfen und zertrümmert, man hat wieder neue hinaufgeſtellt. Es iſt ein eigenthümlicher Anblick von Paris, wenn man Abends auf jenen Zinnen wandelt,

aus welchen die zwei Thürme aufsteigen. Das Geländer ist von drei Schuh hohen Adlern geziert, welche in den verschiedensten Situationen, die bei diesen scharfgeschnäbelten Königen der Vögel im Gebrauche sind, mit dem dieser Vogelgattung sonst noch eigenthümlichen Hochmuth seit fünf Jahrhunderten auf das tolle Treiben von Paris hinunterschauen. Wie diesen Adlern von ihrem erhabenen Standpunkte alles kleinlich vorkommen muß, so erscheinen sie — als eine Art Wiedervergeltung der verkleinernden Ferne — auch dem Menschenauge von unten nur als gewöhnliche Raben. Dicht unter der Fronte dieses Domes liegt an der Seine das Hotel Dieu, unsers Herrgottes Haus, mit seinen Kranken und Leidenden mit dem vielfachen herben Weh. Die Thürme von Notre Dame und der zum Himmel aufstrebende Tempel sollen die Kranken auf die Hoffnung hinweisen — die sie über dem Niveau des irdischen Jammerthales haben.

An gothischen Kirchen hat Paris außer Notre Dame: St. Germain l'Auxerois, begonnen 570, mit Fresken in der offenen Vorhalle, gegenüber dem Louvre, restaurirt, mit prächtigen Kapellen und Glasmalereien. St. Severin; das Alter ist unbekannt; die erste Restauration 1210. St. Merry. St. Nikolas de Champs, aus dem dreizehnten Jahrhundert; leider hat der Un-

verſtand die Rundſäulen kannelirt. Eine ganz neue große gothiſche Kirche St. Clotilde. St. Germain des Pres, ſchon von Gildebert 542 gegründet. Früher bis zur Revolution eine Benediktiner-Abtei. Dieſe Kirche macht den tiefſten Eindruck des Alterthumes durch die überaus ernſte Architektur, die an den Ernſt der lombardiſchen Dome gemahnt. La Sainte-Chapelle im Juſtizpalaſt. Eben iſt die Reſtauration der oberen eigentlichen Kapelle fertig. Der Grundton tiefes Blau, das Rippengewebe leuchtendes Gold, links und rechts in den ſchlanken Fenſtern prächtige Glasmalereien. Dieſe Kapelle iſt im Innern, um der überwältigenden Pracht der Gothik willen, ebenſo ein Weltunikum, wie die Coleoni-Kapelle zu Bergamo im Bramante-Styl ihrer Fronte einen unvergleichlichen Zauber entfaltet.

Was iſt St. Etienne du Mont für ein origineller Bau voll mauriſcher Einzelnheiten. Gothiſche Rippengewölbe mit herabgeſenkten Roſen ruhen auf Rundſäulen und eine mit großer Pracht gearbeitete Galerie ſcheidet die drei Schiffe vom Presbyterium ab. Hier iſt das Grab der heiligen Genovefa — an Berühmtheiten ruhen da Pascal, Racine, Le Maiſtre, de Sacy u. a. m.

Den traurigſten Ruf hat dieſe Kirche in unſerer Zeit durch die furchtbare Ermordung des Erzbiſchofs

Sibour erlangt. Ich ließ mir die Stelle zeigen, an welcher das Opfer fiel. Es ergreift Einem ein wahres Entsetzen, wenn man so am Abend einsam und allein an diesem Orte steht — und die Stille nur unterbrochen wird von einigen Betenden, die beim Schein einiger Kerzen um das Grab der heiligen Genovefa knieen, in einer Kapelle des Schiffes der Epistelseite.

Der Invalidendom cursirt in vielen Bildern. Man wird vom Anblick desselben kalt gelassen, ob man ihn von Außen, ob von Innen anschaut. Die Größe allein imponirt noch nicht. Die Nachahmung der Peterskirche zu Rom hat hier sogar etwas Widerwärtiges an sich. Unter der Kuppel ist ebenso eine runde mit einem Steingeländer umsäumte Vertiefung wie jene der Confessio zu Rom, wo die Ueberreste der heiligen Apostel Petrus und Paulus ruhen. Vor dieser Balustrade steht ein Altar, gerade so wie der päpstliche Altar zu Rom mit denselben gewundenen Säulen. Die Balustrade wird von zwei und zwei zusammengestellten Karyatiden im untern Raum getragen. Inmitten dieses untern Raumes steht der Sargkoloß aus Porphyr (dessen Deckel eben seiner Vollendung nahte) — in den die Ueberreste des alten Napoleon gelegt werden sollten, welche in einer Seitenkapelle des heil. Hieronymus, links, in ihrem Holz-

ſarge mit Wachsleinwand bedeckt zu ſehen waren. Im April 1861 hat man dieſen Sarg in die große Porphyr-Arche hinabgelaſſen; es riß ein Strick und einige Arbeiter wurden beſchädigt. Der zeitweilige Franzoſenkaiſer Napoleon III. ſoll darüber als bekannter Fataliſt in große Aufregung gerathen ſein. Doch leider gibt es zu viele Stricke, die über Gebühr lange halten. Der in dieſer Kirche nachgeahmte Heiligenkultus iſt unendlich troſtlos. Der irdiſche Ruhm wird hier keck an die Stelle geſetzt, welche den Ueberreſten von Menſchen gebührt, deren Geiſter nach menſchlicher Vorausſetzung die Herrlichkeit Gottes zu ſchauen und zu genießen auserwählt worden ſind. Auf dieſen Sarg aber läßt ſich doch nicht Sancte Napoleone ora pro nobis — und oben in den unteren Kuppelring läßt ſich auch nicht ſchreiben wie zu Rom: „Tu es Napoleone, et supra hunc Napoleonem aedificabo ecclesiam meam etc.“; denn die Napoleone bewähren ſich ja gerade als die „Pforten der Hölle,“ die Alles aufbieten, um den Fels zu zerſtören. Die eigentliche Kirche für die Invaliden hinter dem bekuppelten Dom und mit dieſem in Verbindung, iſt mit einer Maſſe eroberter Fahnen, die oben ausgeſteckt worden — geſchmückt — mehr Zeughaus als Kirche, mehr Nationalinſtitut als Gotteshaus, mehr Gloire als Gebet,

mehr Prahlerei als Demut, mehr französisch als katholisch. Die Denkmale für Turenne und Vauban lassen ebenfalls eiskalt, wie die sechs Kapellen, welche den unteren Kuppelraum umringen. Alles, was hier Menschenhand erbaut hat — ist einmal zum Beten nicht einladend und zur Erbauung nicht geeignet, so viel bleibt gewiß!

Vom Pantheon — jetzt Genovefenkirche — wo schon öfter der Kultus des Genius mit dem Gottesdienst gewechselt, gilt fast dasselbe — das Innere läßt ebenfalls kalt. Die außen von einem Säulenkranz umgebene Kuppel — eine Nachahmung der Certosa bei Pavia, wie der Kuppel der Paulskirche in London — hat schöne Verhältnisse und befriedigt das Auge. Im großen Fronton stellt ein Basrelief die unentbehrliche Gloire dar, welche ihre Kränze an die ruhmsüchtigen und an das hochmüthig dastehende Weibsbild sich herandrängenden Franzosen austheilt. Nie ohne dieses! Gloire muß sein. Auf dem Fries unter dem Fronton und Basrelief stehen die Worte: „Aux grands hommes la Patrie reconnaissante“; freilich muß man sagen: es hat am Ende Alles zwei Seiten. Hier ist die Apotheose der großen Männer etwas überschwänglich; anderswo thut man — um ja in diesen Fehler nicht zu fallen — gar nichts für dieselben. weder vor noch nach ihrem Tode.

Bei der Kirche la Madeleine lassen sich ähnliche Bemerkungen anstellen. Ein reiner Heidentempel, ein Modell für das Pantheon von Athen. Der jetzige Bau wurde begonnen 1764, die Revolution brachte ihn in's Stocken 1789. Die sinn- und bedürfnißreiche Revolte machte verschiedene Anschläge. Kirche durfte es nicht bleiben, das war gewiß. Man wollte den Bau zuerst zum Versammlungssaale des gesetzgebenden Körpers, dann zu einem Theater, dann zu einer Markthalle, zu einer Bibliothek oder einem Museum machen. 1806 dekretirte Napoleon von Posen aus, es sollte der Bau für seine Herrgöttin bestimmt und Temple de la gloire heißen. In diesem Sinne wurde nun daran gebaut; aber 1814 erlosch la gloire, und aus dem Heidentempel wurde eine Kirche. Das Licht strömt einzig aus vier durchsichtigen Glaskuppeln von oben herein. Uebrigens kann man sich hier denken: Es ist wie zur Zeit der ersten christlichen Jahrhunderte, wo man Heidentempel zu christlichen Kirchen machte; auch hier ist ein Bau, der für den heidnischen Kultus bestimmt war — als ein historisches Wahrzeichen — der wahren Gottesverehrung gegeben worden.

Saint Sulpice, begonnen 1655, vollendet 1733. Der ganz gewöhnliche „Pariser Führer" (Noveau Guide Paris.), dessen Urtheil über Bauwerke

durchaus nicht auf Gründlichkeit Anſpruch macht, ſagt doch über dieſe vielbeſprochene Kirche in einigen Worten Alles, was ſich darüber ſagen läßt: „Saint Sulpice iſt ein kalter Bau, ohne Größe, ohne Charakter, der nicht einmal das Impoſante des Maſſenhaften für ſich hat.“ (Saint Sulpice est une oeuvre froide, sans grandeur, sans charactère, et qui n'a pas même pour elle l'imposant des masses.) Freilich gehörten dafür die Vorſteher von Saint Sulpice gewöhnlich zur Elite des Pariſer Klerus. Unter den Denkmälern der Kirche war mir beſonders eines in einer Kapelle auf der Epiſtelſeite aufgefallen. Es bezeichnet die Grabesſtätte des Pfarrers Lanquet de Gergy, der 1756 im 66. Jahre ſtarb; — die Grabſchrift iſt — das kann man bald herausfühlen — keine gewöhnliche Lobhudelei mit Goldbuchſtaben auf glattem Stein. Das ganze Monument iſt groß und prachtvoll, die Figur des Verſtorbenen in Lebensgröße aus Marmor. Inſofern dies Denkmal würdig wäre, unter den Papſt-Denkmälern bei St. Peter in Rom zu ſtehen, verdient es gewiß Beachtung, um ſo mehr, da es nur einem Pfarrer gegolten hat.

Bei dieſer Gelegenheit fiel mir das Monument jenes Pfarrers von St. Carlo in Mailand ein, dem man in der Kirche (einem Pantheonsbau) — die er

durch sein Bemühen aufführte, keinen Winkel gönnte, und dessen Marmor-Monument in die Sakristei geschoben wurde. In Wien hat es eine Zeit gegeben, in welcher man das Denkmal eines Pfarrers nicht einmal in der Sakristei geduldet, sondern es höchst wahrscheinlich in die Pfarrkanzlei verwiesen hätte.

Saint Eustache, begonnen im 16., vollendet im 17. Jahrhundert. Eine der größten Kirchen von Paris. Seitenwände und Fenster gothisch — der Portikus griechisch — die innere Kuppel mit ihren Galerien Renaissance — die Fenster sämmtlich Glasmalereien; der Gesammteindruck überwältigend, großartig. Saint Eustache ist eine von jenen Kirchen, in die man immer gern hineingeht, so oft Einem der Weg vorüberführt; — hier darf man eben so wenig als kleinlicher Kritikaster über die verschiedenen Bausthle hineinkommen, als in die Certosa bei Pavia oder in den Dom von Mailand; das Auge erfreut sich an dem großartigen Strom von herrlichen Kunstformen, der hier in mächtigem Wogenschlag vorüberrollt. Die Kuppel ist ein wahres Meisterwerk, wie es nur von einem poetischen Genius geschaffen werden kann — der es versteht, den Stein so sinnig und harmonisch zu gestalten.

Unter den in jüngster Zeit gebauten Kirchen verdienen Notre Dame de Lorette, beendet 1836, und

Saint Vincent de Paul, beendet 1842, besonders genannt zu werden. Basiliken, die erste mit Holzplafonds und fünf Schiffen, die zweite mit dem Gebälke, beide überaus reich geschmückt; — wenn den Kunstanforderungen hier auch nicht vollkommen entsprochen wird, so muß man denken, der Bau fiel eben in den Uebergang zu einer besseren Periode. Die zweite Kirche ist groß und großartig, und besitzt eine Menge von Fresken, die aber jenen im restaurirten Speierer Dom weitaus nachstehen. In der Vorhalle von St. Vincent stellen einige Flecke den Sündenfall dar; da die Kirche auf einer Anhöhe steht und einen ausgedehnten Platz vor sich hat, sind die Gemälde weithin zu sehen. Die Eva ist derart gestaltet, daß es nicht genügt, wenn der hinter ihr stehende Engel mit dem flammenden Schwerte sie aus dem Paradiese hinausjagt — sie sollte förmlich mit dem Hammer herabgeschlagen und eine neue hingemalt werden. In der That, in dieser Richtung sind die heidnischen Griechen und Römer in Darstellung der vollendeten Menschengestalt reiner und edler gewesen, als diese modernen französischen Kirchenbeklecksser.

Für den Fremden macht sich die Kirchenkleidung der Ministrantenknaben in Belgien, Lothringen und Frankreich bemerkbar. In Nancy sah ich zum ersten-

mal einen jener kleinen Kardinäle, welche beim Altare ſtehen, mit rothem Talar, rothen Strümpfen, rothen Schuhen und runder, rother Kappe auf dem Kopf. In Notre Dame de Lorette war dies um ſo auffallender durch das neue Gewand und das vollkommene Scharlachroth. In St. Gudula zu Brüſſel haben dieſe Miniſtranten noch eine Art rother Bänder aus Tuch über das weiße Roket auf dem Rücken hängen.

Pere la Chaise.

Wer hat ſich noch nicht von der mächtigen Pariſer Todtenſtadt ein Bild entworfen? Paris hat drei Friedhöfe, welche ſonderbarer Weiſe nach den Himmelsgegenden, gleichwie die Bahnhöfe titulirt werden. Sind es doch auch Bahnhöfe fürs ewige Leben. Der Nordgottesacker heißt Montmartre, der Südgottesacker Montparnasse, der Oſtgottesacker Mont Louis oder in der Volksſprache Pere la Chaise. Bekanntlich kommt die letztere Benennung vom Beichtvater Ludwig XIV. Pere François de la Chaise, der auf dem Platz des heutigen Friedhofs ein Haus für religiöſe Geiſtesübungen baute. Zum Gottesacker wurde der Platz erſt im Jahre 1804 umgeſchaffen.

Man fährt über den Baſtillenplatz an der bronzenen Juliſäule vorüber, welche 1840 errichtet wurde.

Auf ihrer Höhe ſchwebt in einer tanzenden Stellung der geflügelte Genius der Freiheit mit einem Stern an der Stirne, in einer Hand gebrochene Feſſeln, in der andern ein Flambeau. Unten regiert Louis Bonaparte und oben ſchwebt auf den Zehenſpitzen dieſer bedauernswürdige Genius, auf einer Höhe von 205 Stufen, die man im Innern der Säule hinaufklettert. Auf dem Schaft ſtehen die Namen vom 615 Opfern der drei Julitage von 1830. Kein Menſch nimmt ſich die Mühe die Litanei dieſer armen Teufel herabzubuchſtabieren, ihre hier in Erz geſchriebenen Namen ſind keine angemeſſene Belohnung für die Bleibohnen, die ihnen unverſchluckt in die Eingeweide kamen — und wenn ſie nach dieſem Leben auf Niemand andern ihre Hoffnung ſetzen können, als auf den meſſingenen Tanzmeiſter — der ſeine Flügel über dieſe ſeine Jungen ausſpreitet — ſo darf ſie Niemand beneiden. Auch die Franzoſen können an dieſer Säule etwas lernen. Trotz derſelben ſind ſie jetzt mehr geknebelt, als es ſeit dem ſeligen Herrn Onkel der Fall war — und in einer ſo miſerabeln Hühnerſteige wie gegenwärtig iſt der galliſche Hahn noch niemals eingeſperrt geweſen. Als ich zum erſten Mal mit einem Fiaker auf dieſen Platz gekommen, fragte ich denſelben, ob denn die Franzoſen dem Lamperöhr nicht eine Colonne

de Decembre errichten werden, zum Andenken an den glorreichen Monat, in dem er ſie mit dem Kaiſerthum überraſchte, — da ſchlug der Mann wüthend in die Pferde und ſagte: „Herr, wir wollen keinen Despotismus, wir wollen die Freiheit.“ Ich erwiederte ihm: Vorläufig müßt ihr euch ſchon mit der Freiheit begnügen, die da droben ſchwebt.

Nun geht es durch die Rue de la Rochette dem Pere la Chaise zu. Eine Straße, welche eine wahre Einleitung, ein Vorwort zum großen Gottesacker genannt werden kann. Sie iſt ziemlich lang und faſt in jedem zweiten Haus exiſtirt irgend ein Todtengeſchäft. Praktiſche Bildhauer gibt es hier die Menge. Grabmäler in allen Stylen aus Stein und Eiſen ſind da zur Auswahl Hundertweiſe aufgepflanzt. Für Unvergeßlichkeit und unſterbliche Erinnerung werden hier große Geſchäfte gemacht und findet ein bedeutender Umſatz ſtatt. Sarghändler — Schneider, welche Todtengewänder fabriciren, Flechter von Immortellen und andern Unſterblichkeitskränzen, Schnappsbuden und Gefängniſſe verzieren die Straße, in welcher, aus den übrigens armſeligen verlotterten Häuſern zu ſchließen — — keine reichen Leute wohnen. Angenehm für den Mann des Lebensgenuſſes iſt dieſer Markt von Todtengeräthſchaften allerdings nicht — und die rumpelnde

Muſik der Leichenwägen, die ohne Unterlaß, den ganzen Tag durch, über das Pflaſter rollen, iſt ebenfalls nicht erquicklich.

Endlich gelangt man zur Pforte. Ueberflüſſig hohe Mauern wie die einer kleinen Feſtung umringen den Begräbnißplatz, in dem man faſt ein ganzes Land gewahr wird mit Bergen und Thälern. Die Sonne ſchien ſo prächtig — und ich begab mich in die Kaſtanienallee rechts, die Hunderte und Hunderte von Grabmälern unter dem dichten Schatten der Laubgewölbe beherbergt. Die Straße führt unter dem Baumdunkel aufwärts. Hier gelangt man zum berühmteſten, und jedenfalls ſchönſten aller tauſend und tauſend der hieſigen Grabmonumente — zu dem von Abelard und Heloiſa, zu den Ueberreſten der beiden ſpecifiſchen Repräſentanten unglücklicher Liebe, welche der Romantik aller Jahrhunderte durch ihr tragiſches Geſchick einen unerſchöpflichen Rohſtoff zur Bearbeitung in allen möglichen poetiſchen Formen überliefert haben.

Ein Grabmal, deſſen ſich kein Königspaar eines großen Reiches zu ſchämen brauchte — ja ein Grabmal ſeinem Bau nach ſchöner als eine Maſſe von Fürſtengräbern — umſchließt jetzt die Aſche von Abelard und Heloiſa. Auf einer mächtigen Tumba ruhen aus

Stein mit gefalteten Händen beide nebeneinander. Ein mauriſcher Baldachin, der auf 14 Säulen und 4 Pfeilern ruht und in vier mit Fenſtern und Thürmchen geſchmückte Giebel ausläuft — erhebt ſich kapellenartig über der Tumba. Die Geſichter ſind nicht — wie das ſo häufig bei alten Grabmälern vorkommt, verſtümmelt, und bewahren noch den edlen Ausdruck, den der Meiſter in dieſelben hineingelegt. Mit friſchen Blumen und Immortellenkränzen wird jetzt noch dieſes Grab geſchmückt. Das Grabmal iſt ein Trauergerüſt aus Stein — in dem jedenfalls mehr poetiſcher Geiſt und poetiſche Auffaſſung waltet — als in tauſend auf Papier geſchmierten Gedichten und Romanzen, zu dem dieſe beiden hieſigen Todten Veranlaſſung gaben. Blumen ſind ringsum gepflanzt. Uebrigens iſt das ganze Monument aus zwei alten Monumenten vom Paraklet und von der Abtei St. Denis durch Alexander Lenoir im Anfang des Jahrhundertes zuſammengeſtellt.

Selten noch iſt ein Menſch wegen ſeines Geiſtes und Wiſſens während ſeiner Lebenszeit auf eine ſo exorbitante Weiſe vergöttert worden, als der unglückliche Abelard. Schön, beredt, hochbegabt, in ſeiner Jugend berühmt an allen Hochſchulen Europa's — von Verehrern beſtändig mit Weihrauch umdampft —

was für ein mächtiger Eindruck auf seine ebenfalls hochbegabte Schülerin, die arme Heloise! Abt Fulco schrieb ihm einst (Abael. op. 218): „Dir schmeichelt der Ruhm dieser Welt von allen Seiten. Die Stadt Rom sandte dir ihre Schüler zu, dir in die Lehre, und Roma, die einst mit der Wissenschaft jeder Kunst die Hörer zu erfüllen pflegte, bewies, daß deine Weisheit größer sei als die ihrige, da sie dir die Schüler übergab. Kein Raum der Erde, keine Höhe der Berge, keine Tiefe der Thäler, kein Weg voll Gefahr und voll Räuber hielt die Menschen ab zu dir zu eilen. Die Schaaren der englischen Jünglinge schreckte weder das dazwischen gelegene Meer, noch der Sturm der Wellen, als sie deinen Namen hörten, trotzten sie jeder Gefahr, um bei dir zusammenzuströmen. Die ferne Bretagne ließ ihre Bewohner durch dich bilden, Anjou diente dir mit seiner ungebändigten Wildheit, Poitau, Vasgovien, Spanien, der deutsche Norden und Schwaben trachteten deinen Geist zu erkennen und ohne Ende zu loben und zu preisen, dazu alle Bewohner von Paris, ja von ganz Frankreich, ferne und nah, die nach deiner Lehre dürsteten, als ob alle Erkenntniß bei dir gefunden würde. Durch die Klarheit deines Geistes, die Anmuth des Wortes, die Leichtigkeit der freien Sprache, wie durch deinen

Scharfſinn in der Wiſſenſchaft angezogen, eilten ſie zur klarſten Quelle der Weltweisheit!"

Abelard ſtarb am 21. April 1142. Heloiſe den 17. Mai 1163. Unter dem Miniſterium Lucian Bonaparte kamen die Leichen nach Paris, 1816 wurden ſie hier auf Pere la Chaise beigeſetzt.

Was Abelard als Denker geleiſtet — das hat ſeinen Namen nur in die Geſchichte der Philoſophie gebracht — ſeinen Weltruf verdankt er Heloiſen — der gelehrteſten Frau ſeiner Zeit. — Beide ſtarben voll Reue und heiliger Gottergebenheit.

Die langweilige Heroide Pope's, ſämmtlichen deutſchen Studirenden durch die Bürger'ſche Ueberſetzung bekannt, worin Heloiſen in den Mund gelegt wird: „Hier im Schauer tiefer Todtenſtille, wo die Himmelstochter Andacht wohnt, und Melancholie in dunkler Hülle, trauernd mit geſenktem Haupte thront, was will hier entflammter Triebe Hader, in der Gott geweihten Jungfrau Bruſt" u. ſ. w. — dieſe Heroide iſt ein reiner Unſinn, ganz gegen die Geſchichte und ohne alle Berechtigung. Selbſt Carriere ſtellt dieſe Heroide trotz ihrer Formglätte und ihres präciſen Klanges in die Kategorie des Leihbibliothekenfutters für den vornehmen Pöbel, Herder hat ſchon nachgewieſen, wie in der Heloiſe Pope's gerade das Gegentheil deſſen

erſcheint, was ſie war, „und vielleicht das Widrigſte, was ein weibliches Geſchöpf ſein kann, eine lüſterne, heuchleriſche Buhlerin im Nonnenkleide, die Ahnfrau der mondſcheinigen Kloſterromane.“

Die armen, ſentimentalen Seelen, die, um ihren wehmüthigen Empfindungen einige Luft zu machen, hier mit thränenfeuchtem Auge Kränze niederlegen, haben gewiß keine Idee von der wirklichen Größe dieſes Weibes — die freilich erſt dann wahrhaft begonnen, als ſie die Kloſtergelübde ablegte.

Daß Abelard mit Heloiſen ehelich verbunden war — und daß beide dieſes Band löſten, indem beide in den Ordensſtand eintraten, iſt eine hiſtoriſche Thatſache, die aber der gewöhnlichen Romanleſewelt wenig bekannt wird.

Durch endloſe Reihen von Todtenkapellen, unter welchen Familiengrüfte ſich befinden, gelangt man zu einem Rondeau, welches halbmondartig in den Berg hinein ausgehöhlt iſt. In der Mitte dieſes Platzes erhebt ſich ein koloſſales, königliches Monument für den Staatsmann Caſimir Perier. Dichter und Schriftſteller gibt es hier natürlich die ſchwere — und die leichte Menge. Die Büſte des dicken Balzac fiel mir auf — man kennt ihn an ſeinem gehäbigen Geſicht aus den Porträts — noch ehe man ſeinen

Namen auf dem Stein geleſen. Da ruhen die hieher übertragenen Ueberreſte von Moliére und Lafontaine dem Fabeldichter in Einer Gruft — hier findet man Cuvier den Naturforſcher — deſſen Leib dieſelbe Natur, trotz der vielen Dienſte, welche er ihr erwieſen — chemiſch zerſetzte, da lieſeſt du Talma's Namen, des großen Charakterſpielers, des Roscius Frankreichs — hier unten im ſchmutzigen Kleiderkaſten liegt die letzte Garderobe, die der Tod ihm abgenommen, hier hat wieder eine Fürſtin Demidoff ſich mit einem Grabmal für 300,000 Franken einige Zeit über dem Wirbel der Vergeſſenheit zu erhalten, und einige Unzen Unſterblichkeit ſich zu kaufen geſucht.

Auf der Anhöhe iſt erſt das Todtenfeld für die Armen; da blüht ein dichter Wald von hölzernen Kreuzen, da geben Tauſende und Tauſende von wohlfeilen Kränzen Kunde von der Trauer um die theuern Hingegangenen, hier iſt die hölzerne Unſterblichkeit — unten im Thale die ſteinerne; von hier aus ſieht man das unermeßliche Paris — zu ausgedehnt, als daß die Augen es in Ein Bild faſſen könnten, da rauchen ſeine Schlotte, da beben herauf die Schallwellen der Stundenſchläge und des Glockengeläutes — und da drunten iſt der Tod wie ein fleißiger Fabriksinhaber beſchäftigt, tagtäglich ſeine Waare — jedes

Stück ſäuberlich in acht Bretter verpackt — auf den hieſigen Markt zu liefern, unter deſſen weitläufigen Steinbuden du wandelſt und auf dem eben deine Füße ſtehen.

Wenn man hier in den Gräberſtraßen wandelt, und Einem bald dort bald da ein künſtleriſcher oder wiſſenſchaftlicher Name neuerer Zeit — aus den goldenen Buchſtabenaugen des Grabſteines anglotzt — da kommt man wohl in Anbetracht der hier hundertfach in den mächtigen Furchen des großen Todtenfeldes ausgeſäeten Celebritäten zur Frage: „Was iſt Berühmtheit?“ In der That, hier iſt die Concurrenz zu groß und ſcheint völlig das Geſchäft zu verderben. Man geht am Ende gleichgiltig von einer Ruhmespyramide zur andern, wenn auch, wie am Steine des Marſchall Maſſena, die faſt einſchüchtern ſollenden Worte zu leſen ſind: Sta viator heroem calcas. (Wanderer, ſteh ſtill, du ſtehſt am Grabe eines Helden!)

La Morgue.

An der Seine am Quai du Marché-Neuf steht ein Gebäude aus Stein — von außen einer großen Marktbude ähnlich. Im Innern wird es in drei Theile geschieden. Der mittlere Theil ist für das Publikum bestimmt. Der andere Theil, die Scene, besteht aus zwölf eigenthümlichen Todtenbahren, sie stehen in zwei Reihen zu sechs hintereinander, und dieser traurige Todtensaal ist durch eine hohe Glaswand vom Publikum getrennt, um dieses nach Möglichkeit von dem penetranten Gestank der Verwesung abzusperren — während demselben doch durch die Glaswand das Betrachten der Leichen ermöglicht ist. Hier werden nur die Leichen jener Verstorbenen ausgestellt, die entweder in der Seine verunglückten oder sonst irgendwo eines plötzlichen oder gewaltsamen Todes starben — und deren Person der Behörde nicht bekannt ist. Der Zweck dieser Ausstellung besteht darin: auszumitteln, was die Verstorbenen gewesen sind, welcher Familie, welchem Stande s. ...n. Die Todten liegen völlig nackt da und werden — nur

nothdürftig mit einem eisernen Schilde über den Unterleib bedeckt — und ihre furchtbaren Gesichter, oft mit geöffneten Augen, starren Einen entsetzlich an. Im Hintergrunde hängt an Nägeln das Gewand derselben — welches oft Monate lang hängen bleibt, wenn die dreitägige Ausstellung der Leiche nicht zur Kenntniß der Person geführt hat; — so daß die Möglichkeit — durch das Gewand noch Aufschlüsse zu erlangen — gegeben erscheint. Der dritte Theil des Gebäudes enthält Gemächer für den Leichenwächter und das Bureau. Die meisten Leute, welche den Weg über die belebte Michaelsbrücke (pont Saint-Michel) führt, besuchen das Trauer- und Schauerhaus, und so drängt sich das Volk wie in einem Bienenstock den ganzen Tag über aus und ein. Die Morgue allein ist schon eine Veranlassung für die Pariser Romanschreiber: ihre Machwerke mit den schärfsten Gewürzen zu bepfeffern; denn Nerven, welche sich an derlei Anblicke gewöhnt haben, können schon auch, was Schauerromantik anbelangt, einen tüchtigen Puff ertragen; ja sie verlangen sogar gerade vermöge der Abstumpfung — derlei Püffe; je blutiger und verruchter die Gräuelscenen sind, desto hungriger wird der Roman verspeist. — Die „Milch der frommen Denkungsart," wie es in Schiller's Tell heißt, ist von

dem Speiſezettel der Pariſer Lectüre verſchwunden. In Wien hat man Jahre lang durch Blutromane der gräßlichſten Art das Volk an Schauer und Verbrechen gewöhnt — und die Feuilletons gewiſſer Volkszeitungen waren die leichenduftige Morgue — es iſt darin kein Tag ohne Selbſtmörder und Gemordete, kein Tag ohne Leichengeruch abgegangen — in der That das beſte Mittel, um für kommende Eventualitäten Hyänen zu fabriciren.

Bei dieſer Gelegenheit dürfte es am Platze ſein, einige Betrachtungen über die neuen Leichenſäle in München anzuſtellen. Es iſt in der Metropole Baierns Gebrauch, ſämmtliche Leichen in zwei eigenen Sälen des Gottesackers aufzubahren. Wie ich mir ſagen ließ, darf für keine Leiche von dieſem Gebrauch Umgang genommen werden.

In dieſen Leichenſälen, in denen die Todten in offenen Särgen aneinandergereiht daliegen, iſt der Einblick auch nur durch Glaswände geſtattet. Daß nun jede Familie ihre Todten dort offen aller Welt zur Schau ausſtellen muß — erſcheint meiner unmaßgeblichen Anſchauung geradewegs als ein Eingriff ins Heiligthum der Familie. Mag Vorſicht gegen Scheintod, oder was immer noch ſonſt für ein Grund die Urſache der Münchener Verfügung ſein — ich meine

kaum, daß dieſer Eingriff dadurch gerechtfertigt erſcheint. Es iſt auch ein höchſt unangenehmer Gedanke für den Lebenden, wenn er denkt: er müſſe im Tode, wenn ſein Leib ohnmächtig daliegt, von aller Welt — die erſtorbenen Züge ſeines Antlitzes angaffen laſſen. Zudem hat dieſes maſſenhafte Daliegen in mit Blumen geſchmückten Särgen, aus denen oben die gelben Todtengeſichter herausſchauen — noch etwas Grauenhafteres als die Morgue in Paris — die mit dem Vorzimmer einer anatomiſchen Schule einige Aehnlichkeit hat. Hier tritt durch den Gegenſatz der duftigen Blüthen und Blumen der ſtarre Tod nur um ſo draſtiſcher hervor.

Bilder aus London.

Von Paris um 7 Uhr Morgens weg, Abends um 10 Uhr in London. Von Paris bis Calais eine langweilige Fahrt auf einer fruchtbaren Ebene. Viele merkwürdige Monumente kann man im Vorbeifahren nur mit der ſtillen Sehnſucht begrüßen, ſo die prächtige Kathedrale von Amiens, das Stadthaus von Arras. Dafür wird man durch Hunderte von Windmühlen entſchädigt, beſonders um Arras ſind dieſelben überaus dicht angeſäet — man kann bisweilen auf Einen Blick 20 bis 30 beobachten. Die Herren Müller mit ihren Zipfelmützen ſtanden bei manchen Mühlen heraußen und erfreuten ſich herzinniglich über das ſchnelle ſauſende Herumdrehen der Flügel. Der Reiſende, der den ohnedieß zumeiſt unruhigen Kanal paſſiren muß, wird durch dieſe Müllerluſt minder angeſprochen. Die ganze Cajüte wurde von der Seekrankheit ſehr in Anſpruch genommen. Ein paar kränkliche Damen mußten, weil ohnmächtig, zu Dover aufs Verdeck geſchleppt werden, — eine davon erklärte man für todt. Der Anblick von Dover fällt Einem wie eine ſteinerne, viele Zentner ſchwere Melancholie auf Herz. Hotels gibt es für den Platz genug, ſie

ſind ſämmtlich am Ufer des Hafens. Hier fängt ſchon die Theewirthſchaft an. Kalter Rinds-, Kalbs- und Schweinebraten ſteht zur Diſpoſition, und der Theekeſſel ſingt ſein melancholiſches Lied; der obligate Teppich iſt über den Salon gebreitet — im Kamin glüht die Steinkohle; Langeweile und Comfort theilen ſich hier brüderlich in die Herrſchaft. Der Regen ſchlägt an die Fenſter, die Schiffe im Hafen ſchwanken, und die Maſten werden nicht müde, ſich gegenſeitig durch regelmäßige Verbeugungen zu becomplimentiren.

Um 6 Uhr geht der Train nach London. Auffallend iſt die unendliche Ruhe, mit welcher hier die Ausſteige- und Einſteigegeſchäfte auf den Stationen abgewickelt werden. Vier Stunden dehnen ſich zu einer halben Ewigkeit aus. Endlich um 10 Uhr Abends tauchen rechts Tauſende von Gaſſternen auf, es geht vorüber an Bahnbauten und Magazinen, die kein Ende nehmen wollen. Gegen den Bahnhof der Londonbrücke zu laufen 32 Schienen nebeneinander. Hier eine große Menſchenmaſſe, eine Menge von Fiakern unter dem Dach des Bahnhofes — und wieder erſtaunliche Ruhe. Ich frage einen Cabman, ob er America Square wiſſe — er ſagt mit Ruhe Nein. — Ich erwiederte es ſei in Minories. Er ſteigt ruhig von ſeinem Kutſchbocke, geht einige Wagen vorwärts — ruft mich,

und bedeutet mir: Der da weiß es, ich ſolle nur einſteigen. Ich ſitze in einem Käſtchen, voran eine Doppelthür (aber mit Ausſicht), hoch hinter mir der Coatchman und es geht weiter. Regen — in dem Straßenkoth ſpiegeln ſich die Gasflammen — und ebenſo aus den eigenthümlich nach innen gehöhlten Fenſtertafeln der dunklen Häuſer. Nach ungefähr einer Viertelſtunde hält der Mann und ich befinde mich im warmen Speiſezimmer eines deutſchen Hotels. Der deutſche Steward bedient ſehr gut. Er räth zum Getränke zuerſt ein kleines Fläſchchen ſtarkes Ale, dann Portwein, und gibt dabei die beherzigenswerthe Mahnung: daß die hieſigen klimatiſchen Verhältniſſe es anrathen, ſich gegen das Waſſer in die feindſeligſte Poſition zu ſtellen und im Kampfe gegen dieſes verderbliche Element mit Gewiſſenhaftigkeit und Pflichttreue auszuharren.

Der Engländer meint nämlich, es ſei in dieſen elementariſchen Kämpfen ohne Beihilfe der verſchiedenen Feuergeiſter vom ſtarken Grog angefangen bis zum pale ale herunter — nichts anzufangen, und dieſe ſeine Anſicht findet den klarſten Beweis in den Tauſenden von Ginshopes (Schnappsläden), die allabendlich vom Publikum männlichen und weiblichen Geſchlechtes derart reichlich beſucht ſind, daß man, ſo man

bei der offenen Thür hineinſchaut, in manchem Laden Kopf an Kopf gedrängt beobachten kann.

Endlich bin ich in meinem Zimmer; die hier allenthalben über das ganze Gemach geſpannten Teppiche ſind ebenfalls eine nothwendige Strategie gegen die Kälte und Näſſe Londons. Der Sturm rüttelt die Thüren und Fenſter, und fährt mitunter ſauſend durch den Kamin hinauf. Morgens gegen ſechs Uhr höre ich wiederholt das Klappern und Sauſen verſchiedener Trains, und es hat den Anſchein, als ob dieſe ober mir dahinſauſten. Alle 15 Minuten wiederholt ſich der Spektakel. Ich entſinne mich, daß ich zwei Stock hoch wohne, und bin der Anſicht: es möge dieß Geraſſel — das von oben her zu kommen ſcheint, auf irgend einer akuſtiſchen Täuſchung beruhen. Ich ſtehe auf, öffne die Balken, und ſehe zuerſt gründlich nach unten — und finde, daß ich wirklich im zweiten Stocke wohne; währenddem ſauſt es wieder von der Ferne her, und ich ſehe links nach oben und finde, wie richtig einige Ellen neben und einige Klafter ober mir ein Train vorbeifährt. Jetzt fällt es mir ein, wie ich doch ſchon gehört habe, daß die Stadteiſenbahn in London über die Häuſer gehe. Es war ſchon heller Tag und die Gaslaternen auf dem Platz brannten noch ſämmtlich. Ich erkundigte mich ſpä-

ter, warum man mit dem Gas hier so verschwenderisch sei. Ich erhielt zur Antwort: das sei Ersparniß und nicht Verschwendung. Auf die Frage „Wie so," sagte man mir: Jeder Gaslaternanzünder (und Auslöscher) hat einen sehr großen Distrikt zu besorgen. Die Lampen, zu deren Auslöschung er zuletzt kommt, brennen demnach noch in den hellen Tag hinein. Die Leute aber sind hier theuerer als das Gas — und eine große Anzahl von Laternanzündern würde höher zu stehen kommen als der Werth des consumirten Leuchtstoffes. London hat mehr als 600,000 Gasflammen auf den Straßen nnd Plätzen. Hätte nun ein Anzünder 500 Flammen zu besorgen, so müßte er mit dem Anzünden, Auslöschen und Putzen der Laternen, täglich die Leiter 1500mal hinauf, und 1500mal herabsteigen, und es wären dazu für London 1200 Laternanzünder nöthig.

Es hatte zum Regnen aufgehört, auch der Nebel war unbedeutend. Um des Sonntags Willen herrschte die vollkommenste Londoner Sabbathruhe. Um 7 Uhr war im Gasthof noch alles in den Federn bis auf eine Magd, die das ebenerdige Speisezimmer scheuerte. Ich fragte sie deutsch um die nächste katholische Kirche. Sie erwiederte englisch: daß sie eine Engländerin sei, und nicht deutsch verstehe. Auf dieselbe Frage, englisch gestellt, sprudelte sie, um sich nur

recht abſonderlich gefällig zu zeigen, die Explication des Weges ſehr ſchnell heraus, und zeigte mit der Hand bald rechts bald links, — ſo daß ich nur der Hauptpunkte ihres Vortrages mich verſichern konnte. Die Magd war Katholikin, die nächſte Kirche hieß Moorfield chapel, ſie lobte die Geiſtlichen daſelbſt als ſehr brave Herren; ich dankte und ging fort. In einiger Entfernung von der Hausthüre fuhr aber ein Cabman. Ich ſagte ihm Moorfield chapel und ſtieg ein. In einigen Minuten war ich an Ort und Stelle. Die Magd hatte mir beim Fortgehen nachgeſehen, ob ich auch den rechten Weg einſchlage. Am andern Morgen ſagte ſie mir klagend: „Sie habe geſehen, daß ich einen Wagen genommen, das ſei höchſt überflüſſig geweſen“ — der guten Seele war offenbar leid um die überaus ſchöne, deutliche, ja unfehlbare Erkärung. Während die anglikaniſchen Kirchen um 7 Uhr noch alle geſchloſſen ſind, war dieſe katholiſche ſchon gefüllt. Auch die Sakriſtei auf engliſche Manier eingerichtet. Licht von oben. Geſpannter Teppich über den ganzen Fußboden, Kamin. Der Rektor der Kirche artig und zuvorkommend. Man wird hier unwillkürlich von eigenen Gedanken bewegt. In dieſem Lande, in dieſer Stadt war es bei Todesſtrafe verboten, die heilige Meſſe zu feiern, Sa-

kramente zu ſpenden — Hunderte katholiſcher Prieſter ſtarben dafür den grauſamſten Märtyrertod. London hat jetzt 60 katholiſche Kirchen und Kapellen.

Ein erſter Morgen an einem Ort wie London, in dem man ſeit ſeiner Jugend Hunderte und Hunderte von Stunden im Geiſte zugebracht — von der Leſung Shakeſpeare's und ſeiner Zeitgenoſſen bis herunter auf Walter Scott, Bulwer, Marryat, Boz, — wo man an der Hand der Hiſtoriker und Romantiker, der dramatiſchen und novelliſtiſchen Literatur ſo oft herumgewandelt iſt, — ein erſter Morgen dieſer Art iſt ein unerſchöpflicher Brunnen von Erwartungen. Man ſoll nun mit eigenen Augen alle jene denkwürdigen Plätze und Gebäude ſehen, die in irgend einer Geſtalt ſich in unſerer Phantaſie förmlich eingeniſtet haben.

St. Pauls mit ſeinem melancholiſchen Kirchhof kam mir wie entgegen, ich erwartete mir vom Eindruck dieſer Kirche nicht viel, und fand ſelbſt dieſe Erwartung noch getäuſcht. Der Kuppelbau imponirt nur durch die Maſſenhaftigkeit von Außen und durch den Raum von Innen. Was iſt dieſe Pauls-Kirche gegen St. Peter in Rom, gegen den Dom in Florenz? Die Breite des Schiffraums zwiſchen Portal und Kuppel beträgt in St. Paul 37 und in St. Peter 80

Schritte. Denke man ſich nun nach dieſem Maß alle anderen Höhen- und Längenverhältniſſe, ſo wird man begreifen, daß St. Paul um mehr als die Hälfte kleiner iſt als St. Peter. Nehme man hiezu die Pracht der Moſaiken, der Goldornamentik der Grabmäler in St. Peter und das kahle abgeſchabte leere Weſen der Paulskirche, ſo kann man ſagen, St. Paul iſt ein höchſt ärmliches Modell der Peterskirche zu Rom. An der ganzen Kirche iſt nur die Kuppel von Außen und von der Ferne, z. B. von London Bridge oder von Surrey über der Themſe aus geſehen, von großartiger Wirkung und kann als ein Meiſterſtück kühner impoſanter Architektur gelten. — Die Fronte mit den zwei Thürmen an der Seite iſt im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen erbärmlich abgeſchmackt.

Mit Recht ſagt Bard: Une semaine a Londres: „Zwiſchen dieſem kahlen, traurigen, verödeten Tempel (St. Paul) und jenem, wo alle Künſte in Harmonie ihre Meiſterwerke entfaltet haben und der dazu von der Herrlichkeit des Kultus belebt wird (St. Peter), kann man weder eine Analogie finden, noch einen Vergleich anſtellen.“

Wie fad. ſind dieſe plumpen Marmorgruppen von Denkmälern aus weißem Marmor — mit dem

weißgetünchten Hintergrund des kahlen Mauerwerkes! Treffend sagt über diese Denkmäler Giacomo Margotti in seinem Buch „Rom und London“: „Der volle Umfang des Schadens, welchen die Bilderstürmer den Kirchen zugefügt haben, wurde von den Engländern eingesehen, sie versuchten ihn einigermaßen gut zu machen, indem sie die Paulskirche mit einem Kranz von politischen Denkmälern schmückten. Auf allen diesen Grabmälern ist das Heidenthum vorherrschend. Jenes von William Posonby (gefallen 10. Juni 1815 bei Waterloo) stellt die Siegesgöttin dar, wie sie den Helden krönt. Zwei Medaillons für James Edward Mosse und Edward Rions, die bei Kopenhagen gefallen, werden von der Siegesgöttin und der Fama gehalten. So finden sich bei le Marchand, bei Nelson, bei Lord Cornwallis, bei Capitain Cook und Duff lauter römische Götzenbilder. Und dann klagen die anglikanischen Bischöfe und Schriftsteller darüber, daß das Volk heidnisch geworden sei. Wie kann dies anders möglich sein, da Londons Kathedrale durch und durch eine Schule des Heidenthums ist?“

An Wochentagen ist der Eintritt gestattet, jedoch muß man für das Anschauen der verschiedenen Theile der Kirche gewisse Taxen entrichten, und ist der Tarif an den Thüren zu lesen. The Whispering Galerie

ſteht zu ſechs Pence verzeichnet. Sie bildet den Kranz der innern Kuppelbaſis — wenn man an einer Stelle der Südſeite, wo der Kuppelbogen ſich zu wölben anfängt, etwas liſpelt, ſo kann man dieß auf einer andern Stelle der Nordſeite hören — die leiſe geſprochenen Worte ſollen alſo über den ganzen Gewölbebogen getragen werden. Ein alter dicker Gentleman iſt als Whisperer angeſtellt. Ich ging über die Gallerie, von der aus man die Kirche unter ſich hat — an die bezeichnete Stelle — deutete dem dicken Herrn, er ſolle wiſpeln — aber ich hörte das Wiſpeln nicht einmal, geſchweige denn, daß ich ihn verſtanden hätte.

Nachdem dieſer Architektur- oder erbauliche Spaß in den Hallen der Piazza de Mercanti in Mailand wirklich überraſchend iſt, weil man dort jedes noch ſo leiſe in einem Winkel geſprochene Wort in dem andern Winkel der weiten Diagonale vollkommen hört, trotz nahem Wagengeraſſel und anderem Lärm — kehrte ich um, mit dem Gedanken, daß hier ſelbſt ein halber Schilling ein unerhörter Preis ſei — und wollte durch die Thüre, bei welcher der Wiſperer ſtand, eben hinaus, als drei engliſche Damen hereintraten, ebenfalls in der Abſicht, ſich etwas vorwiſpern zu laſſen. In der Meinung, der Gentleman werde

nun, weil so viele da seien, seine Sache etwas besser machen, kehrte ich mit dieser Gesellschaft wieder zur bezeichneten Stelle zurück. Ich sah den Gentleman in der Ferne die beiden Hände vor den Mund halten, in der rechten Wispererstellung, so daß man vermuthen konnte, jetzt werde etwas losgehen. Ich hörte wiederum nichts; auch die Damen sagten lachend, daß man nichts höre.

Diese und ich gingen nun wieder zur Thüre zurück und ich sagte dem dicken Herrn: die ganze Whispering Galerie sei eitel Humbug. Er entschuldigte sich, und spielte hierbei eine köstliche Figur, wie man solche in Boz Dickens oft gezeichnet findet. In der Kirche unten wurde eben restaurirt und an Stühlen gehämmert und genagelt. Das mußte ihm aushelfen. Er zog den weißen Kopf noch mehr in das ohnehin kurze Genick, streckte beide Hände über den Kopf wie ein Frosch, der, um schönes Wetter anzuzeigen, eben im Begriff ist, auf eine höhere Stufe seines Stiegleins zu klettern, und sagte bedauernd: To much work in the church, to much work! (Es ist ein zu großer Lärm in der Kirche.)

Ich sah an verschiedenen Tagen nur immer den Wisperer getreulich oben auf seiner Galerie. Im Post office London directory stehen bei dieser Paulskirche

72 Beamte verzeichnet. Darunter der Biſchof von London, ein Dechant, 4 Canons (Domherren), 1 Precentor, 1 Chormeiſter, 1 Kaplan, 1 Cuſtos (Treasurer), 12 minor Canons, 7 Kapläne des Biſchofs von London ꝛc. ꝛc. Sie ſind alle nach Abſtufung glänzend bepfründet, aber ihre größte Arbeit im Weinberg des Herrn dürfte, wie ein Gentleman bemerkte, darin beſtehen: daß ſie ihre Quittungen ſchreiben (writing her quittances).

Der arme Wiſperer ſteht nicht im City Directory, er lebt nur von den eingehenden Sixpences; er, der die höchſte Stelle einnimmt, der immer da iſt und für alle wiſpert. Armer Teufel!

Nun ſtieg ich höher auf die Außengallerie, die über den Colonaden herumläuft — und ſah London, das koloſſale Kohlenmagazin, ringsum zu Füßen liegen. Ein eben ſo großartiger als troſtloſer Anblick, ein wahres Häuſermeer, unabſehbar im echten Sinn des Wortes — ringsum ſchwimmen in der Ferne Häuſer und Wolken zuſammen!

Jetzt wieder zur Sonntagspartie. — Wenn man ſo um St. Pauls herumgeht, freut es Einen, viele altbekannte Namen auf den Straßenecken zu finden — bei manchen Gebäuden zu errathen, was ſie ſeien. Ein kohlſchwarzer, maſſiver, äußerſt ſchrecklich ausſehender

Bau ſtellte ſich als das mehr bekannte als beliebte Gefängniß Newgate dar. Ein wahres Trauerhaus. Der ganz ſchwarze Anſtrich ſoll wahrſcheinlich die ſtrenge unerbittliche Gerechtigkeit Altenglands ſymboliſiren; es iſt in der nächſten Nähe von St. Pauls Kirchhof. Neben St. Paul Pater noster row, ein aus engliſchen Büchern wohlbekanntes Gäßlein — hier haben viele Buchhändler ihre Läden. Wer in London an Sonntagen Vormittags ein Frühſtück braucht, dem geht es ſchlecht. Caſſerooms and Dinnigrooms, alles feſt zugeknöpft. Nur gegenüber dem Post Office befindet ſich ein Kaffeeladen, der das Privilegium beſitzt — an Sonntagen Vormittags geöffnet ſein zu dürfen. Der Londoner Kaffee iſt übrigens die furchtbarſte Waffe, um einen Fremden, der von der Nationalmode des Theetrinkens abweichen wollte — zu demſelbigen Thee gründlich zu bekehren.

Zwiſchen Pater noster row und Newgate street gingen innerhalb eines langen Gartengitters Hunderte von Scholaren ſpaziren. Es war das Christ-College, eines der großen Ueberbleibſel aus der alten katholiſchen Zeit — und von der Hochkirche, wie manches andere Gute, nicht aufgegeben.

Die Knaben und Jünglinge waren alle uniform gekleidet, blaue talarähnliche Röcke, um die Hüften

einen Gürtel aus schwarzem Glanzleder, schwefelgelbe Strümpfe und Schnallenschuhe — jeder unter dem Arm das Comon Prayerbook — also alle auf den Kirchengang bereitet. Die jungen Leute sahen frisch und blühend und wohlgenährt aus. Von wegen ihrer blauen Talare nennt man diese jungen Herren in England gewöhnlich die Blauröcke und ihre Schule die Blaurockschule (Blue coats-School). Es ist Statut — daß diese Schüler (welche die vollste Verpflegung im College genießen) ohne Kopfbedeckung auf der Straße gehen müssen; und wirklich sieht man sie auch barhaupt in Londons Straßen wandeln, zwei und zwei zumeist. So ist es in diesem College der Brauch seit Jahrhunderten und so wird zähe daran festgehalten. In katholischen Ländern hat man ungeschickter und unverständiger Weise diese Colleges (Convikte) ganz gegen den Sinn und Willen der frommen Stifter gesprengt, und gibt den Leuten das entfallende Geld auf die Hand, mit dem Wunsch, sie sollen sich selber erziehen.

In manchen katholischen Ländern ist es mir schon vorgekommen, als ob die liberalisirenden Staatskünstler alles Gute, was protestantische Länder beibehalten haben, ausmerzten, und alles Schlechte, was sie dort finden, einführten.

Die Londoner Straßenprediger, welche ihrem Apostelamt an Sonntagsnachmittagen obliegen, sind jedenfalls eine eigenthümliche Erscheinung. In einer einzigen Straße (Ratcliff Highway hinter den London Dooks) waren an einem Sonntags-Nachmittag nicht weniger als drei verschiedene Sekten thätig. Ein Prediger gehörte der Hochkirche an, er trug den Talar und die Mosestafeln. Seine Zuhörer waren: Ein Arbeiter im ärmlichsten herabgelumpten Gewand, und zwei zerrissene Jungen, welche, die Hände über den Rücken gelegt, eine Miene machten, deren unzweifelhafter Ausdruck war: „Nun, was werden wir denn da wieder Neues hören!" Der Mann sprach mit einem großen Eifer und ich bin überzeugt, daß er es sehr gut meinte. Der glänzende, ofenröhrenartig hohe Cylinder, welchen er während der Verkündigung des Wortes auf dem Kopfe behielt, nahm sich in seinem feinen ungetrübten Seidenglanz neben den fett- und schmutzglänzenden Schirmhauben seines Publikums sehr vortheilhaft und überaus hervorragend aus.

An der Ecke von St. George Street arbeiteten drei Wesleyan'sche Methodisten, indem sie sich im Reden ablösten. Sie waren mit feinen schwarzen Röcken bekleidet — um den Hals weiße Binden und tadellose Vatermörder, auf dem Haupte den unvermeidlichen Cy-

linder. Publikum: Ein alter ärmlich gekleideter Mann, drei Buben zwiſchen 3 und 5 Jahren, die ruhig an einem Straßengraben ſitzen, derartig zerlumpt — und die ärmlichen Gewänder in einer Weiſe zerriſſen, daß es ſich nicht beſchreiben läßt — ihnen gegenüber drei Mädchen von 13 bis 16 Jahren, die ſich vertraulich einander mit dem Kopf auf die Schultern lehnen, und inmitten ein Methodiſtenprediger — hinter ihm zwei in Reſerve, um die gerührten Seelen zum Eintragen in den Katalog der Sekte unter vier Augen zu bearbeiten.

Der Prediger hielt einen Vortrag über Vergänglichkeit des Irdiſchen. Als Refrain kehrte häufig der Spruch wieder: „Man that is born of a women hath but a short time to live, and is full of misery.“ Nachdem er fertig war, und mich als den einzig gut Gekleideten in ſeinem Auditorium beobachtet hatte, zog er mich, während ſein Genoſſe einen neuen Vortrag begann, in ein enges Gäßlein, ich ließ mirs gefallen und wartete, was denn da herauskommen werde. Zuerſt fragte er mich, wie mir der Sermon gefallen. Ich erwiederte: „Gut, denn was er vorgebracht, halte auch ich alles für wahr. Daß der Menſch nicht ſeine Hoffnung auf das irdiſche Leben ſetzen ſolle, iſt ein Fundament des Predigtamtes.“ Nun ver-

langte aber der Mann, ich ſolle ein Wesleyaniſcher Methodiſt werden, er ſei bereit, mich in die Gemeinde aufzunehmen. Ich bemerkte ihm: daß, wenn ich mit ihm über die Vergänglichkeit des irdiſchen Lebens gleicher Anſicht ſei, und anerkenne, daß er darüber gut geſprochen, ſo ſei ich noch weit entfernt, deshalb ein Methodiſt werden zu wollen, und ſchloß ruhig: J am a Catholik and will remain so. Als ich dieß ausgeſprochen, ließ er mit einer derartigen Ueberzeugung von der Erfolgloſigkeit weiterer Schritte — ſo ſchnell von ſeinem Bemühen ab, daß ich daraus den Schluß faßte: es müſſe der Verſuch, Katholiken in die Sekte der Methodiſten zu bekommen, — von den Apoſteln der letzteren ſelbſt in der Regel von vorneherein als eine verlorene Mühe betrachtet werden.

Das Publikum, welches ſich um die Straßenprediger verſammelt, iſt außerordentlich klein. Im Juli 1861 iſt dieſes Straßenpredigen einem Maſter Grey in Lincoln Field zu arg geworden. Er machte dem Polizeiamt von Bond-Street die Zumuthung, es möge dem höchſt läſtigen Straßenpredigen einmal ein Ende machen, denn dieſes bereite den Bewohnern dieſes Stadttheiles die größten Qualen. Er gab an, daß an Wochentagen der Platz den ganzen

Abend, an Sonntagen aber vom frühen Morgen bis in die Nacht von jenen Herren förmlich belagert sei, welche winseln, schreien, singen und auch durch Stentorstimmen, die von dem Lärm eines zerlumpten Haufens noch unterstützt werden, so erschüttert sei, daß man gar keine ernstliche Beschäftigung vornehmen könne. Der Police officer Herr Carrie erwiederte: „Leider spreche das Gesetz nur von Bänkelsängern und Orgelspielern, von Predigern sei nichts erwähnt, die Polizei könne dem Pöbel verwehren, die öffentlichen Plätze unpassirbar zu machen, gegen das Predigen selbst könne er nichts thun."

Es hat einmal Jemand den Satz aufgestellt: In England fange die Religion nur bei jenen Leuten an, welche mindestens 200 Pfund Revenuen haben, für die Armen gebe es keine Kirchenstühle. In der That findet man in den Kirchen sowohl als beim Abendgottesdienst nur sehr anständig gekleidetes Publikum, so daß der Anglikanismus oder die sogenannte Hochkirche sich nur mit den Wohlhabenden zu befassen scheint. Nachdem die Bänke und Gänge in der Kirche nur für wohlhabendes, respektables und feingekleidetes Publikum da sind — und die Armen daran keinen Theil haben, ist man auf den anglikanisch christlichen Gedanken gekommen, Kirchen für

die Armen zu bauen, und die Frage über dieſe Ragged Churches (Bettelkirchen) gibt den Blättern ſchon ein paar Jahre Stoff zu Artikeln.

Jedenfalls aber *exiſtirt* unter den Leuten poſitives Chriſtenthum und religiöſer Ernſt. Die anglikaniſchen Kirchen ſind ſehr voll, das Benehmen der Anweſenden iſt ſo devot, daß man im katholiſchen Wien ſich die ſtrenge Zucht während des Gottesdienſtens zum Muſter nehmen könnte. Ein Benehmen, wie es ſich in Wien während des Hochamtes in verſchiedenen Kirchen *unchriſtliche* Muſikfreunde erlauben, würde hier augenblickliche gewaltſame Hinausgeleitung beim Tempel zur Folge haben. In Weſtminſter wird es nicht einmal geduldet, wenn Jemand auch nur in aller Ruhe ſich zu einem Grabmal hinſtellen und dasſelbe beobachten wollte. Es ſoll hier eine kleine Betrachtung über die Hochkirche folgen.

Woher der für das materialiſtiſche London immer noch auffallend ſtarke Kirchenbeſuch, woher das anſtändige Benehmen in der Kirche, woher das aufmerkſame Zuhören bei der Predigt oder der Auslegung der heiligen Schrift, und woher das andächtige Nachbeten der Kirchengebete? Man mag alle proteſtantiſchen Städte in ganz Deutſchland beſuchen — *nirgends* wird man die angedeutenden Zuſtände ſo

entschieden ausgeprägt finden, wie bei den Gliedern der anglikanischen Kirche in London. Selbst bei Abendgottesdiensten sind die Kirchen voll von anständig gekleideten Leuten. Das muß doch eine Ursache haben, die außer dem Wesen des allenthalben auf der Bahn des Unglaubens fortgeschrittenen, dem positiven Christenthum mehr und mehr entfremdeten Protestantismus liegt. Es mögen hierüber einige Bemerkungen am Platze sein.

Es strömt auch durch die Ruinen der Lehre, welche vom Lehrbegriffe der wahren katholischen Kirche sich in der anglikanischen erhalten hat, ein eigenthümlicher belebender Gnadenquell, und dieser Quell strömt fort in den wundervollen, vom echten kirchlichen Geiste getragenen Gebeten des Prayerbook, welche ihrem wesentlichen, ja zumeist ihrem wörtlichen Inhalte nach aus der Liturgie der katholischen Kirche in der Sekte des Anglikanismus sich erhalten haben. Die Meisten wissen ja nicht einmal, daß sie von der katholischen Kirche faktisch getrennt sind, ja sie halten die anglikanische Kirche für die wahre katholische.

In der Westminsterkirche ist jeden Vormittag ein Gottesdienst, welcher als ein Ueberbleibsel der Horen in der katholischen betrachtet werden kann. Die Canonici und Präbendare mit einigen Sängern, die

Dignitäre in Rocheten befinden ſich auf den erhöhten Chorſtühlen. Unten im Mittelſchiffe das Volk. An Wochentagen wird nun dieſer Gottesdienſt ſehr dünn beſucht, kaum von 30 Perſonen.

Es werden Pſalmen gebetet; dann der letzte Theil der Allerheiligen-Litanei mit den Reſponſorien: „Wir bitten dich, erhöre uns, o Herr!“ und: „Verſchone uns, o Herr!“ dann folgen die Gebete für die Königin und die königliche Familie, und zum Schluß betet der Dean (Dechant) das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß vor und das Volk betet nach.

Es macht auf jeden Katholiken gewiß einen eigenthümlichen erſchütternden Eindruck, wenn er hier vorbeten und nachbeten hört: And J believe one Catholick and Apostolick Church“ (Und ich glaube an eine katholiſche und apoſtoliſche Kirche.) An gewiſſen Feſttagen wird vom Geiſtlichen und Volk ſtehend das Athanaſianiſche Glaubensbekenntniß gebetet, und dieß beginnt: Whosoever will be saved: before all things it is necessary that he hold the Catholick Faith. (Jeder, der ſelig werden will, muß vor allen Dingen nothwendig den katholiſchen Glauben halten.) Dieſer Akt des Bekenntniſſes iſt die principielle Lüge der anglikaniſchen Kirche — das Volk aber betet bona fide nach, und ſteht wenigſtens auf poſitiv gläubigem

christlichem Boden. Das Gebet der Kirche aber ist die Wurzel, aus der auch auf jene ein Segen übergeht — die unbewußt außer der wahren Kirche stehen. Wenn die vom Sturm geknickte Pinie mit allen Wurzelfasern aus dem Steinboden gerissen ist, und nur noch mit Einer im Erdreiche hängt — so strömen ihr daraus Lebenssäfte zu, daß sie noch Jahrelang in vielen Zweigen grünen mag.

Auch in der thätigen Nächstenliebe und der Armenpflege geschieht in England vieles, was Anerkennung verdient. Es ist staunenswert, in London die Menge von großartigen Spitälern und Instituten zu sehen, deren Inschrift „Voluntary contribution" (durch freiwillige Beiträge), für den regen Sinn: dem armen Mitbruder zu helfen, ein glänzendes Zeugniß gibt.

Der Cultusform nach ist die Hochkirche eigentlich eine Vorleseanstalt; — nach Vorschrift wird bei den Morgen- und Abendgottesdiensten im Verlaufe eines Jahres das alte Testament einmal, und das neue dreimal herabgelesen. Dieses Lesen ist derartig langweilig, daß es schon eine Menge von Leuten aus der Hochkirche herausgetrieben und den Dissentern zugeführt hat. Die Lesung muß vorschriftmäßig, und nach hergebrachter Uebung monoton sein.

Der Geiſtliche der Hochkirche gehört als ſolcher ſchon der Ariſtokratie an — er muß ſich daher eher kalt und abgemeſſen, mit einem Wort gentlemanlike betragen, und es wäre ein Verſtoß gegen die gute Lebensart, wenn er in irgend einen Eifer geriethe. Selbſt die Verkündigung des göttlichen Wortes muß jenes Gepräge der vollendeten Langweile beſitzen, welche ſich die höhere Geſellſchaft als ein beſonderes Merkmal angeeignet hat. Nicht mit Unrecht ſagt Löher: „Arbeit oder Langeweile, das wäre in England auch der ſeeligen Götter Los.“ — Gneiſt ſchildert den anglikaniſchen Clerus: „Es iſt richtig, daß der ſtaatskirchliche Geiſtliche im Grafſchafts- und Gemeindeleben in der Regel ein Gentleman iſt; richtig, daß der engliſche Bettler Niemand lieber anſpricht, als den Herrn mit dem ſchwarzen Frack und dem weißen Halstuch, richtig, daß die Staatskirche, obwohl die größte Grundbeſitzerin im Lande, keine einzige Petition gegen Aufhebung der Kornzölle eingebracht hat — eine Probe, welche die Geiſtlichkeit des Continents ſchwerlich beſtanden hätte. Wo aber bleibt der geiſtliche Beruf mit ſeinem Sinn und Herzen für das tägliche Leben der untern Volksklaſſen?“

Wie durchgebildet das Staatskirchenthum iſt — zeigt ſich in der Litanei, die nach Gutdünken mit

verſchiedenen zeitgemäßen Verſikeln verſehen wird, alſo willkürlichen Abänderungen unterliegt. Für die Könige und Fürſten hat die katholiſche Kirche eigene Gebete, die Litanei aller Heiligen umfaßt in ihrer Fürbitte alle chriſtlichen Könige und Fürſten und bittet um deren Einigkeit. In der gegenwärtigen Litanei des Anglikanismus mußte außer der Königin Viktoria ſogar für ihren Herrn Gemahl, dem Prinzen Albert, und dem Kronprinzen ein anſtändiger Vers angefertiget werden. Er lautet: That it may please thee to bless and preserve the prince Consort Albert, Prince of Wales, and all the royal Family — Wee beseech the to hear us good Lord! (Es möge dir gefallen zu ſegnen und zu erhalten den Prinzgemahl Albert, den Prinzen von Wales, und die ganze königliche Familie. Wir bitten dich, erhöre uns, o guter Herr!)

Im Ganzen ſind im Prayerbook, welches auch den Ritus enthält, die poſitiv chriſtlichen Elemente aus der Einen katholiſchen Kirche mit herübergenommen, ſtabil geblieben, und dieſem Umſtande iſt zuzuſchreiben — daß trotz der rationaliſtiſchen Richtung, welche in England, beſonders ſeit dem vorigen Jahrhundert, ziemlich ſtark vertreten iſt, der Verkehr mit dem Logos im Erkennen der poſitiven Grundwahrheiten des Chriſtenthums in Tauſenden und Tauſenden ſich erhalten hat.

Reverend Dillon Purcell, katholiſcher Pfarrer der Deutſchen in London, erzählte mir Folgendes:

Vor einigen Jahren wies der berühmte Convertit P. Faber, Superior des Oratory zu Bromton (London), auf die Grabſtätte Eduard des Bekenners in Weſtminſter hin, und forderte ſein Auditorium auf, daſelbſt am Feſte dieſes Heiligen zu beten für die Bekehrung Englands. Darauf fanden ſich nun viele Katholiken in der Chapell of Eduard the Confessor ein, und viele beteten während der Octave knieend am Grabe des heiligen Königs.

Das gab nun großen Spektakel, die Guides, welche die Fremden in der Kirche herumführen, wollten die Betenden wegjagen von ihrem „Götzendienſt" — es fanden ſich ihrer aber immer mehr ein.

Der gelehrte Dean (Dechant) von Weſtminſter ließ nun einen Anſchlag machen, welchen er mit eigener Fertigung verſah — und in dieſem Anſchlag wurde ſtreng verboten, die beſagte Kapelle während der Octave Eduard des Bekenners für alle künftigen Jahre geſchloſſen zu halten. In der That eine große Furcht vor dem Gebet am Grabe des heiligen Schutzpatrons von England.

Um die Millionen Bewohner Englands, die kaum das Vater unſer herzuſagen wiſſen, kümmert

ſich der fromme Mann nicht — in der Abſperrung der Kapelle Eduard des Bekenners vor den katholiſchen Betern — ſieht er Englands und der anglikaniſchen Kirche Heil!

Der Themſe-Tunnel (Thames-Tunnel)

iſt nicht, wie man es auf dem Continent häufig meint, nur eine Art Paradewerk, welches der engliſche Spleen als eine Abſonderlichkeit durchſetzen wollte. London Bridge iſt die letzte Brücke in London gegen das Meer zu. Von der Londoner Brücke ſtromabwärts ſind die ungeheuren Magazine und Stapelplätze, die inmitten 1861 ein Raub einer großen Feuersbrunſt geworden, da ſind die großen Schiffswerften: St. Katharines Docks und London Docks an den Themſeufern. Bis zur Londoner Brücke hinauf müſſen alſo die größten Meerſegler fahren können — und eine Brücke über die Themſe von London Bridge ſtromabwärts wäre ein Hinderniß im nothwendigen Verkehr, das bei der Handelsſtadt nicht geduldet werden kann. Dieſer Umſtand erweckte nun den Gedanken, für Fußgänger eine Paſſage unter der Themſe zu Stande zu bringen. Das Werk iſt bekanntlich koloſſal, es gehört zu den erſten Weltwundern der nützlichen Baukunſt. Mehr als eine

engliſche Meile auf der Themſe, von London Bridge gegen das Meer zu, iſt nun dieſer Tunnel durchgegraben. Netto 100 Stufen führen abwärts, und dann ſieht man den gasbeleuchteten gewölbten Gang (neben dem durch offene Bogen verbunden ein anderer parallel läuft, der aber gegenwärtig durch Bretterwände in den Verbindungsbogen geſchloſſen iſt, weil Einer für den Verkehr hinreicht). Der Durchgang unter der Themſe hat eine Länge von 523 weiten Schritten. Mehr um der Curioſität als des Bedürfniſſes wegen ſind zwei Reſtaurationen inmitte des Tunnels errichtet. Daß — wenn man den Gang durchwandelt, der nothwendig ſich aufdringende Gedanke: „Wenn's da unten einmal durchbricht und das Waſſer herabkommt," nicht zu den angenehmen Beſorgniſſen gehört, verſteht ſich von ſelbſt. Wenn man anderwärts wieder denkt: „Die größten Dreimaſter und Dampfer mit ungeheuren Laſten fahren ober deinem Haupte," ſo bewundert man die Ausdauer und das Genie des Baumeiſters Brunnell, der bereits geſtorben, und deſſen eiſerner Kopf, der durch kein Hinderniß ſich zurückhalten ließ — ſelber mit einem unermüdlichen Bohrer verglichen werden kann — der ſo lange fortarbeitet, bis er auf der Kehrſeite des zu durchbohrenden Gegenſtandes wieder ans Tageslicht hinauskommt.

Greenwich-Hospital.

Das berühmte Hospital, eigentlich Invalidenhaus für alte dienstunfähige Seeleute, ist an Sonntagen ein sehr besuchter Belustigungsort für das Londoner Volk. Man fährt von der Londonbrücke auf der Themse mittelst Dampfer einige englische Meilen in einer halben Stunde stromabwärts, und gelangt am rechten Ufer zum Hospital, welches noch ganz das Gepräge seiner ehemaligen Bestimmung, eines königlichen Lustschlosses, an sich trägt. Hier sieht man nun diese alten Herren mit wetterbraunen Gesichtern, mit Hüten à la Friedrich der Große, mit dunkelblauen Röcken und Beinkleidern, jeder einen tüchtigen Stock in der Hand, theils noch kräftig schreiten, meist aber mühselig einherhumpeln. London würde gar nicht den Namen einer Handelsstadt verdienen, wenn hier nicht Alles und Alles taxirt wäre. Will man in die Kirche dieser Seemänner — welche nun von den stürmischen Lebensfahrten im sicheren Hafen zu Greenwich ausruhen können — hineingehen, so begehrt ein Seemann die Taxe, will man den Schlachtensaal, um und um mit

berühmten Seegefechten in Oelgemälden, lauter Schlachten und Gefechte, in denen die Engländer selbstverständlich ihre Gegner mit der neptunischen dreigezurkten Gabel der Meeresherrschaft gründlich verarbeitet haben — betrachten — so wird auch hier wieder von einem Seemann die Taxe erfochten. Wer vom Continent herüberkommt, dem wird die eigenthümliche — hier sehr übliche Mode auffallen, nach welcher in Kirchen die Orgelpfeifen aus Zinn — vergoldet werden.

Im Saal der Seeschlachtengemälde sieht man auf verschiedenen Tischen unter Glas die verschiedensten alten Fräcke daliegen, mitunter auch gelbe Westen dabei — Kleidungsstücke, welche verschiedene englische Seehelden bei verschiedenen Schlachten getragen haben.

So hat sich der Reliquienkultus trotz allem Geschimpfe seit dreihundert Jahren — selbst bei den aufgeklärten und höchst praktischen Engländern nicht hinaustreiben lassen. In einem dieser Glasschreine liegt Nelson's blauer Frack und vergilbtes Gilet, welche der Seeheld am Leibe trug, als er bei Trafalgar tödtlich verwundet wurde. Am Gilet sind noch Blutspuren zu sehen. Den Admiralsfrack zieren noch vier auf denselben hinaufgenähte, gestickte Ordenssterne — die entweder noch vom Pulverdampf geschwärzt, oder durch die Zeit um ihren Goldglanz gekommen. Auf

einer kolossalen Leinwandschwarte haben hier die Engländer ihre Seeschlachten sogar mit der heidnischen Unsterblichkeit bestempelt, es ist Nelson's Apotheose mit der Ueberschrift auf dem mächtigen Goldrahmen: „The immortality of Nelson."

Selbst das Heldenthum — wenn es nicht als eine Pflichterfüllung um Gotteswillen betrachtet wird, also von einem Impuls ausgeht, der sich nicht in der Lebenshoffart begründet — ist etwas überaus mühseliges. Was hat der Todte für seine Aufopferung, selbst wenn sein Name nach seinem Tode genannt wird? Soll es vielleicht den verschiedenen Meeressoldaten eine Aufmunterung sein, wenn sie in Anbetracht dieser hiesigen Fräcke sich denken: „Wenn ich auch in einer Seeschlacht falle oder verstümmelt werde, so kann es doch vielleicht möglich sein, daß der Frack des Admirals, welcher uns befehligt — noch nach einem Jahrhundert hier in Greenwich hospital unter einem Glaskasten zur allgemeinen Bewunderung ausgestellt wird." Wohl müßte natürlich der Gedanke nachhumpeln: Freilich mit dem Frack, den ich trage, in dem ich verwundet oder getödtet werde, wird man nicht so viel Aufhebens machen, denn wenn Großbritannien die Fräcke aller im Kriegsdienst gefallenen Helden aufbewahren wollte, so hätten die alten See-

männer in Greenwich keinen Platz mehr — und der Invalidenpalast müßte zu einer riesigen Trödelbude von altem Gewand werden, und es dürften kaum 100 königliche Beamte hinreichen, um durch fleißiges Ausklopfen der Tausende von Fräcken Schaben, Motten und sonstiges Ungeziefer von denselben fern zu halten. Wären eben so viele Fräcke in Glas und Rahmen, so würde auch gewiß kein Besucher von Greenwich hospital sich die Mühe geben, sämmtliche Fräcke einzeln zu betrachten, und um die Biographie und die Heldenthaten jeder ihrer einstigen Besitzer sich zu bekümmern! Fallstaff's Logik, die jedenfalls auch etwas Strenges und Unerbittliches an sich hat, käme also hier zum Schluß: „Ich will lieber lebendig in meinem Frack stecken bleiben, und diesen Frack so lang als möglich selbst bewundern, als mich todtschießen — und dann meinen Frack von Andern bewundern lassen."

Die gute Verpflegung der alten Seeinvaliden verdient allgemeine Beachtung. Eben war in großen Sälen des Erdgeschoßes die Abendmahlzeit bereitet. Ein großes Stück ziemlich weißes Brot, ein sehr bedeutendes Quadrat Butter lag auf jedem Teller — und eine höchst ansehnliche Schaale für den Thee stand in Hunderten von Exemplaren in Bereitschaft. Von weit und breit sah man die blauen Herren

nach Hause steigen. Von der Großartigkeit dieser Verpflegung und Theewirthschaft kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich mehrere Theekesseln, jeder zwei Ellen im Durchmesser und 4 bis 5 Ellen Höhe denkt — in welchen der Thee mit Schaufeln hineingeworfen wird.

Es muß überhaupt die sehr praktische und reale Art, mit welcher die englischen Generale und Admirale ihre Soldaten behandeln, anerkannt werden, die Soldaten bekommen vor Allem gut und genug zu essen und zu trinken. Darum konnte jener englische General auch sehr praktisch vor einer Schlacht mit den Portugiesen — seine Soldaten fragen: „Habt ihr eure Portionen Rostbeef und Porter bekommen?“ — „Ja, Herr.“ — „Nun, da werdet ihr wohl dieses Lumpenvolk, das Pomeranzenschalen frißt und Wasser säuft, zum Teufel jagen!“ In der That, die gute Verpflegung macht die Engländer sicher zu bessern Soldaten, als der Anblick der alten, schabenzerfressenen Fracke und safrangelben Westen ihrer Feldherren, und als die Vergötterungsbilder ihrer Seehelden — denn dieß Zeug ist im nüchternen Magen nicht gut anzuschauen. Zuerst Fleisch und Bier genug, sagt der englische Soldat, und dann erst — die Ehre Altenglands und Rule Britania!

Der Greenwich Park macht einen ziemlich öden Eindruck, und mag nur genügsame Londoner befriedigen. Die Gassen um das Hospital herum sind geeignet, durch ihre Inschriften Heldenmuth zu erzielen. Da heißt z. B. die eine Nelson-, die andere Trafalgarstraße, und an der Themse ist sogar eine Weinkneipe, die den stolzen Titel Trafalgar-Tavern führt.

Wenn das Ankündigungswesen schon in Paris eine derartige Höhe erreicht hat, daß ganze große, klafterlange Inschriften an Säulen oder an Rückwänden von Häusern angeklebt werden, so stehen in dieser Kunst, Aufsehen zu erregen, die Londoner nicht im Hintergrund. So ist z. B. ein Schneider auf den sinnreichen Einfall gekommen, hart am Themseufer, wo sämmtliche Schiffe, die nach London kommen, vorüber müssen, ein kolossales, mit weißer Leinwand überzogenes Gerüst hinstellen zu lassen; auf der Leinwand steht nun in riesigen schwarzen Buchstaben folgende Nothfrage geschrieben: Where is your Tailor? (Wo ist Ihr Schneider?) Unter dieser inhaltsschweren Frage steht die Adresse desselbigen Schneiders; alles im höchsten Grade einfach, imposant und gewichtig, wie es beim Lapidarstyl von jeher üblich gewesen.

Besonders auffallend sind die wandernden Ankündigungen. Hierzu werden gewöhnlich alte Gentlemen

gebraucht — welche ſich in einem langen Lebenslauf die Füße derart abgerannt haben, und die ihren Jahren nach dem eiligen Weſen ſo abhold ſind, daß ſie naturgemäß langſam einhergehen, um ja jeden an ihnen Vorübergehenden, ob dieſer nun von vorn oder von hinten kommt, Zeit zu gönnen, daß er die Plakate auf großen Pappenſtyltafeln leſen könne, von denen eine auf der Bruſt vom Hals bis zu den Füßen, und die andere vom Nacken bis zu den Füßen — ganz nach Art der Dalmatiken herabhängt. Einer dieſer Herren, der zu beſonderer Aufmerkſamkeit verlockte, war eine jener draſtiſchen Londoner Figuren, welche Boz ſo meiſterhaft zu ſchildern weiß. Er hinkte auf einem Fuß derartig — daß die Ecken ſeiner Tafeln auf der einen Seite bis auf die Erde ſtießen, ſonſt erwies ſich ſein ganzes Weſen unendlich feierlich; der Inſchrift nach war er das wandernde Haus eines Parfümeriehändlers. Plötzlich blieb er, wie von einem ſinnreichen Einfall, der Frucht reifen Nachdenkens ergriffen, vor einem Ginshop ſtehen, aus dem ein Fuſelqualm wie in ſchweren Wolken herausquoll. Er kämpfte den Kampf der Pflicht mit dem Gelüſte nach Schnaps — der letztere ſiegte. Entſchloſſen nahm er die Ankündigungstafeln, welche wie antike Grabſteine an Schnüren über ſeine Schultern hin-

gen, herunter, — gab ſie unter den linken Arm, mit dem er ſie feſthielt — und ſchob ſich in die Boutike hinein. Dieſe Ginſtationen, die abſolut nicht abgebracht werden können, — ſind die ſtille Verzweiflung der Kaufleute, welche dieſe Hadſchis herumſenden; denn jede Viertelſtunde im Schnapsladen iſt ein Verluſt fürs Geſchäft — deſſen mit großen Lettern gedruckten Ruhm und Preis dem Straßenpublikum ſo lange entzogen bleibt, ſo lange der Alte in die Träume der deſtillirten Waldeinſamkeit, — die ſo reizend im grünen Wachholdergeiſt dargeſtellt iſt, ſich zu verſenken für gut befindet.

Armer Teufel! Es iſt freilich viel leichter, deinen offenen Wandel von der ergötzlichen Seite anzuſchauen — als in deinem Berufe zu leben, ſich ſo bitter wie du einige Pence zu verdienen, und auf die Lebenslampe nichts anderes nachgießen zu können, — als miſerablen laubfroſchgrünen Spiritus! Eine Flaſche Ale zu einem Schilling, Sekt oder Claret die Flaſche von 6 zu 8 Schillingen, das könnteſt du wohl viel leichter conſumiren, als die Ale-, Sherry- oder Bordeaux-Trinker ſich mit deinem Gin befreunden möchten! Wer ſich auf das Verſchlingen feiner Speiſen und Getränke etwas einbildet, iſt ein Tölpel, wer aber den armen Teufel, der es ihm nicht gleich thun kann,

verachtet ſtatt ihn zu bedauern, wenn er ihm ſchon nicht helfen will oder kann — der iſt nicht bedauernswerth, ſondern mehr als verächtlich. Das Elend führt zum Branntwein, und dieſer zum Verderben. Wie es mit dem Trinken in London ausſieht, mag aus dem ſtatiſtiſchen Ausweis der wegen Trunkenheit polizeilich Eingezogenen im Jahre 1833 zu erſehen ſein; es waren 18.268 männlichen und 11.611 weiblichen Geſchlechtes; alſo 29.879 vom Polizei-Bureau beſtätigte offizielle Räuſche; wer mag jene Tauſende Herren und Damen zählen, welche die Polizei zu keiner Amtshandlung zu zwingen für zweckmäßiger gehalten haben, und die ſich noch ſo viel Verſtand zurückbehielten — die Polizeigewalt nicht mit lautem Krakehl und offenem Straßenſcandal zu ihrer Pflichterfüllung anzuſpornen.

O London, du Abgrund von Miſere, du Bettlertragödie, in welcher an 400,000 Menſchen mit Almoſen erhalten werden, welche durch die Armenſteuer zwangsweiſe eingehen!

Die Thiergärten. (Zoological-gardens.)

Ein eigenthümlicher Weg. Auf der faſt inmitten Londons befindlichen Bahnſtation in Fenchurch-street klettert man auf eine ungefähr drei Stockwerk hohe Stiege, nimmt ſich dort ein Ticket (Fahrkarte) und umreiſt London nach Oſt, Süd, Nord und Weſt. Die Bahn geht auf hohen Bogen, — auf Einem ſah ich die Nummer 600. Von verſchiedenen anderen Bahnen iſt dieſe wieder durchſchnitten. Bis zur Station Primrosehill, in der Nähe des Thiergartens, gibt es ungefähr 6 Stationen. Gefahren wird von Viertelſtunde zu Viertelſtunde. Eine ſehr erhabene Fahrt. Unter ſich zu beiden Seiten Dächer, Rauchfänge, ebenbürtig mit der Bahn Kirchen und Kirchthürme. Hier bekommt man einen Begriff von der Größe Londons. Bald ſieht man unter ſich belebte Straßen und Plätze, bald wieder öde Haiden, bald grünende Wieſen, bald mit Mauern eingeſchloſſene Gärten, bald ſieht es aus als käme man an großen Dorfſchaften, an verſchiedenen Städten vorüber, — und das alles iſt London. Warum man das eine Stadt heißt? Aus altem Her-

kommen. Das ist keine Stadt mehr, das ist ein ganzes Land, das ist für sich ein Königreich. Hat ja doch London nochmal so viel Einwohner als das reich bevölkerte Königreich Württemberg. Ein Londoner (Henry Mayhew) nennt die Stadt im Titel seines Buches hierüber: The great world of London (die groß-Welt London). Es zählt aber auch auf einem Flächenraum von 40 Quadratmeilen über 330.000 Gebäude. Ein baierischer Statistiker veröffentlichte unlängst eine vergleichende Statistik Londons — welche geeignet ist, jene deutschen Philister, die sich auf ihre Vaterländer etwas einbilden möchten, in gelinde Desperation zu versetzen. London hat mehr als die Hälfte der Einwohner von ganz Baiern, — es hat soviel Einwohner als das Churfürstenthum und die Grafschaft Hessen, die sechszehn Herzog- und Fürstenthümer und die vier freien Städte zusammen, somit so viel Einwohner als diese 22 deutschen Staaten insgesammt. Ein deutsches Königreich mit der Einwohnerzahl Londons käme im Range als vierter deutscher Staat gleich nach Oesterreich, Preußen und Baiern, und würde im Verhältniß zu Baiern ein Heer von 50—60,000 Mann stellen können. Die Stadt London ist fast dreimal bevölkerter als das Königreich Griechenland und um einige 100,000 Seelen volkreicher als Dänemark

mit allen ſeinen Beiländern, doppelt volkreicher als das Königreich Norwegen. Bezüglich Baiern verglichen, hat London gerade ſo viel Einwohner als die Kreiſe Oberbaiern, Niederbaiern, Oberpfalz, Oberfranken, Schwaben und Neuburg.

Auf den verſchiedenen Stationen wird die kürzeſt mögliche Zeit gehalten. Eilig klettern die Leute ein und aus, — man hört kein unnützes Wort ſprechen, kein Geſchrei und kein Getreibe der Conducteure — Geſchäft ſteht auf jeder Stirne und die ſtumme Geſchwindigkeit, mit der das Alles abgethan wird, gibt eine beſtändige Illuſtration zum echt engliſchen Sprichwort: Time is money (Zeit iſt Geld). Der Zug hält auf Primrosehill; man lernt hier ſchnell in die Landesgebräuche ſich fügen. Die Eile der engliſchen Mitmenſchen wirkt belehrend und zwingend. Ueber eine thurmhohe hölzerne Stiege poltern die Leute von der hohen Bahn auf das Erdreich hinunter. Ich frage um den Weg zu meinem Ziel. Ein Gentleman deutet mir die Richtung an, ich verfolge ſie. Hier befindet man ſich wieder in einer todten Partie Londons. Einzeln ſtehende Häuſer — eingeplankte Bauplätze — ſelten begegnet man einem Menſchen. Nachdem ich eine Zeitlang gegangen, und in den verſchlungenen Wegen die angedeutete Richtung mir abhanden gekommen, frage ich einen

Mann um Auskunft. — Er entwickelte mit engliſcher Ruhe ſogleich jene Kleppendiſtel-Gefälligkeit, die Beſuchern Italiens wohl bekannt iſt. Auch dort laſſen dich jene Herren, die ſich einmal durchaus in den Kopf geſetzt haben, ſich dir als Wegweiſer gefällig zu erzeigen, um keinen Preis mehr aus — außer, um ein Trinkgeld. Der Mann war entſchloſſen mir ſeine Zeit zu opfern; freilich galt auch ihm als oberſter Grundſatz: Time is money. Seine Antwort: Er wolle mich ſelber ſo weit führen, daß ich nicht mehr fehl gehen könne. — Hätte ich dem Mann geſagt: „Das iſt nicht nöthig, ich danke Ihnen ſehr für Ihre Güte," ſo wäre das ſicher in ſeinen Augen nicht gentlemanlike geweſen, denn ich hätte dann durch die Blume geredet wie er. Er ſagte zu mir: Ich werde Sie begleiten, d. h. praktiſch: Ich bin entſchloſſen mir ein Sixpenceſtück zu verdienen. Hätte ich geantwortet: Ich danke, das iſt überflüſſig; ſo hätte das wiederum durch die Blume geheißen: Ich bin entſchloſſen nichts herzugeben. Der Mann war ein armer Teufel, was man auch in der engliſchen Sprache mit poor devil bezeichnet. Als wir ſo eine Zeitlang ſelbander hinſchritten, bemerkte ich, wie es immer öder und einſamer wurde, — man lieſt und hört über London ſo viel, daß es Einem nicht verargt werden

darf, wenn man in ähnlichen Lagen von einem unheimlichen Gefühl beschlichen wird. Ich war entschlossen, meines Begleiters mich zu entledigen. Durch einen langen eingeplankten Seitenweg bemerkte ich auf einer anscheinend etwas belebten Straße einige Fuhrleute — ich gab dem Führer seinen Lohn, und schritt auf die offene Straße zu.

Endlich gelangte ich zum Regents Park. Ein bedeutender Fleck Erde, man könnte eine ansehnliche Stadt auf selbigen hinstellen. Ein blonder Bach umfließt die Einzäunung in derartig lehmigen Ufern, daß man nicht recht weiß, ob das Ufer nur der verdichtete Bach, oder ob der Bach das verdünnte Ufer ist.

Beim Eintritte in den Park sitzt ein Gentleman in einer mit verschiedenen sinnreich ausgedachten Mechanismen eingerichteten Bude. Jede Person muß einen Schilling Eintritt zahlen. Das Drehkreuz, welches jede Person passiren muß, ist zugleich die Controle für die Unternehmer der Thiergärten.

Es steht unterirdisch mit jenen Zifferblättern (d. h. mit den Zeigern derselben) in Verbindung, die zur linken des Cassiers in seiner Bude zu sehen sind. Ein Zifferblatt zeigt die Hunderte, das andere die Tausende der Besuchenden an, — und was die Zeiger besagen, das muß in der gleichen Anzahl von Schillingen allabendlich in der Casse sein.

Der Caſſier ſagt: „Wenn Sie die eine Partie des Gartens geſehen haben, müſſen Sie den kleinen Tunnel hier in der Nähe paſſiren — und Sie kommen zur andern Partie.“

Wie großartig iſt dieſer Thiergarten. Wahrlich feenhafte Paläſte für Beſtien, — ausgeſtreut in einem mächtigen blühenden Park, der Triumph der Thierwelt! Wie behandelt man gefangene Menſchen und wie gefangene Thiere! Freilich dieſe Thiere ſind nicht zu ihrer Strafe da verſammelt worden. Die Löwen und die Tieger, die Affen und die Bären, die Schlangen und die Krokodille, die Eidechſen und die Kröten, die Papageien und die Rhinozeroſſe, die Büffel und Kameele haben ihre eigenen Paläſte — die Adler und Geier, die Störche und Hühner und alle möglichen Gattungen des Vogelgeſchlechtes haben ihre ſehr anſtändigen Käfige, die Waſſerthiere und Amphibien ihre Baſſins — ſelbſt eine amerikaniſche Ratte — ſammt dem Schweife ein und eine halbe Elle Länge — beſitzt ihr eigenes Haus mit einem anſtändigen Vorgarten, und hat Holzſtücke, in denen ſich dieſe liebenswürdigſte Erſcheinung der Thierwelt im Hineinbeißen übt — um die rattenhafte Biſſigkeit und Bosheit an dieſem fühlloſen Gegenſtand gehörig austoben zu können.

Die Exemplare dieser sämmtlichen Thiere zeichnen sich durch ihre Größe und Schönheit aus. Man darf hieher nicht den Maßstab bringen, welcher in herumziehenden Menagerien an die Hand gegeben wird, hier gibt es keine ausgehungerten und halbkrepirten Bestien; hier ist die Eleganz der Thierwelt vertreten, selbst der Zottelbär — ein Kerl von einer Größe, die man für nicht möglich hält, wenn man sie nicht mit eigenen Augen gemessen — scheint sich wie ein guter Gesellschafter zu benehmen, und sämmtliche Bewohner dieses Thiergartens gewähren den Anschein, als wüßten sie, daß sie die Ehre haben, in der Luft der Gentlemen zu leben, und daß es ihre Pflicht sei, die angemessene Haltung des wohlgefütterten Engländers dem fremden Besichtiger gegenüber zu behaupten.

Nur die Affen allein scheinen vom ernsten Geist, den der Südostwind aus der City herüberträgt, nichts profitirt zu haben. Einem dicken Pavian schien es eine besondere Freude zu machen, wenn er einen kleinen, boshaften und bissigen Affen, der sich durch sein Zähnefletschen besonders auszeichnete — seinen richterlichen Schutz angedeihen lassen konnte.

Dem Meeres-Aquarium ist ein eigenes, für dasselbe gebautes ebenerdiges freistehendes Haus gewidmet. Die oblongen Glasgefäße sind so aufgestellt,

daß ſie die Fenſter des Saales bilden, in dem man herumgeht — um die für ein Aquarium tauglichen Meerbewohner (durch das von außen hereinfallende Tageslicht beleuchtet) zu betrachten. Da ſind die prächtigſten Aktinien in allen Farben von Gelb zu Schwarzroth, ſie klammern ſich an den Stein an, auf dem ſie wohnen, ſie bewegen ihre hundert Röhren willkürlich, wodurch ſie das organiſche Thierleben bekunden. Da träumen alle Gattungen Seeſterne. Da tanzen die Seepferdchen. Der Palemon seratus, dieſer wunderliche Waſſerheuſchreck, jedoch durchſichtig wie Glas, in ſchönen Exemplaren lang wie ein Mittelfinger ſpaziert ſchwimmend über das Steingerölle und läßt ſeine ebenfalls durchſichtigen Eingeweide ſehen — man fürchtet — er breche ſich ſeine Glasfüße, wenn er an einen Stein ſtoßt. Hier ſitzt wieder ein Anachoreta (Bernhardinerkrebs genannt), eine eigenthümliche Krabbe in einem verlaſſenen Schneckenhaus — und arbeitet ohne Unterlaß mit ſeinen Füßen aus dem Haus heraus — als ob er etwas erhaſchen wollte, findet er eine ſchönere Molluskenwohnung, die ein ſeiniger Stammesgenoſſe ſchon bezogen, ſo beginnt er mit dieſem einen Streithandel und vertreibt, wenn er der Stärkere iſt — den anderen, um ſich an ſeine Stelle zu ſetzen.

So laſſen ſich dieſe kleinen Diogeneſſe der Thierwelt am Meeresgrunde in ihren Fäſſern auch keine Ruhe — auch hier wird die ſtille Betrachtung durch das Recht des Stärkeren geſtört. Beſonders bewunderungswürdig iſt jene Krabbe, die auf ihrem Rücken, der eigens dazu eingehöhlt iſt, ein Steinchen trägt, unter welchem ſie auf dem Meeresgrunde liegt und hinter welchem ſie ihre Füße zurückzieht — um von den andern feindlichen oder ihr vorbeiziehenden Herren Meeresbewohnern nicht geſehen und nicht angegriffen zu werden, ſie belaſtet ſich, um nicht beläſtigt zu werden; fällt ihr der Stein herunter, oder nimmt man ihr denſelben weg, ſo ſucht ſie ſo lange, bis ſie einen von gleicher Größe und Geſtalt findet und ſchiebt ſich denſelben wieder auf den Rücken, in das eigenthümliche viereckige Gehäuſe, welches eigens für einen ſolchen Stein beſtimmt iſt.

Gegenüber dieſer, von der engliſchen Nation mit einer großartigen Liberalität ausgeſtatteten Prachtausgabe einer lebendigen Naturgeſchichte tritt der Pariſer Jardin des Plantes bedeutend in den Hintergrund. Ich fragte einen der Thieraufſeher, wie ſtark das Perſonale ſämmtlicher hier Angeſtellten ſei — und meinte, es müſſen hier an 200 Menſchen genug zu thun haben — zu meinem Erſtaunen erfuhr ich — daß

Alles in Allem nur 50 Personen die Besorgung und Pflege dieser erstaunlichen Menge von Thieren anvertraut sei. Freilich ist diesen Leuten nicht viel Ruhe vergönnt. Sinecuren hat hier nur die gefangene und eingesperrte Thierwelt — während die freien dabei angestellten Engländer viehmäßig arbeiten und sich plagen müssen.

Selbst der Ausgang aus dem Thiergarten mag als ein Beweis des mechanischen, Menschenaufsicht ersparenden Genius der Engländer gelten. Man findet daselbst eine eiserne Vorrichtung, die dem aufgestellten Rade einer Schiffmühle ähnlich ist und vier Speichen hat. Der Hinausgehende stellt sich zwischen zwei dieser Speichen hinein. Das aufgestellte Rad bewegt sich aber nur nach einer Seite hin. Es kann also bei dieser Vorrichtung Jedermann hinausgehen, aber keiner hineingehen. Eine solche Maschine ist unerbittlich — sie läßt sich nicht bestechen, sie ist auch sehr fest von Eisen construirt, und leidet daher nicht an der Gebrechlichkeit und Weichheit des menschlichen Gemüthes. Das alles haben die feinen Gentlemen gut ausstudirt und wohl erwogen. Somit ist ein einziger Mensch hinreichend, um Kasse, Ein- und Ausgang zu besorgen und zu behüten.

Sollte diese besondere Sorgfalt für die Thiere, diese glänzende Ausstattung ihrer Wohnungen und Gär-

ten vielleicht die Sorgloſigkeit ausgleichen, mit welcher hier zu Lande das Menſchengebilde behandelt wird? Die School Union Lancashire richtete im Mai 1850 eine Adreſſe an das Parlament, welche mit dem ſchönen Geſtändniß begann: „Beinahe die Hälfte der Mitglieder dieſer großen Nation (der engliſchen) kann weder Leſen noch Schreiben, und von der andern Hälfte beſitzt ein großer Theil nur den dürftigſten Unterricht.“ — Daß in keinem Lande des Continents der Unterricht ſo vernachläſſigt iſt, wie in England, das haben im Unterhauſe Fox (26. Februar 1850), Macaulay (20. April 1847) und Hume (17. Juli 1846) ſtatiſtiſch nachgewieſen. Die Kriminaltabellen weiſen nach, daß 1847 von 62,000 in London verhafteten Perſonen 22,000 weder leſen noch ſchreiben konnten, 35,000 konnten nur mühſelig leſen und ſchreiben, 4000 leſen und ſchreiben geläufig! Aber was liegt daran? Der zoologiſche Garten in London hat die ſchönſten Beſtien der ganzen Welt verſammelt, und das iſt ein achtenswerther beſonderer Vorzug. Speciality nennt man es hier zu Lande.

Dazu ſchimpfen engliſche Blätter noch über die Finſterniß im Kirchenſtaate! Einem der koloſſalen Nielroſſe wurde jüngſt hier im beſagten zoologiſchen Garten kunſtreich ein ſchadhafter Zahn von jenen

zweien, die unter den Augen hervorragen, mittelst einer eigens konstruirten Zange vom ersten Thierarzt Londons ausgezogen. Die Zange wog 6 Pfund. Wie wäre es, wenn dieser Herr auch eine Zange anfertigen ließe, mit welcher der englische Schalk sich den Balken aus seinem eigenen Auge ziehen könnte, das so scharf die Splitter in dem Auge Anderer gewahr wird.

Der Krystallpalast.

Nachmittag geht in je 15 Minuten ein Train von der Londoner Station London Bridge nach Sydenham zum Krystallpalast. Es ist derselbe, welcher 1851 zum Zweck der großen Industrie-Ausstellung zu London im Hyde Park errichtet wurde. Fox und Henderson, die Erbauer desselben, waren auch die Eigenthümer. Von diesen kaufte 1852 eine Gesellschaft den Palast. Sie verwendete dazu, und zum Uebertragen nach dem einige Meilen von London gelegenen Sydenham (an der Brigthon-Bahn, in der Grafschaft Surry) eine Summe von fünf Millionen Silbergulden in österreichischer Conventionsmünze, d. i. 12 Millionen und 500,000 Franken.

Man passirt zwei Stationen: New Cross und Forest hill, gelangt in eine große Halle, klettert mehrere Stiegen hinan, und kommt in den gläsernen

Gang, der zum Kryſtallpalaſt führt. Dieſer Gang allein wäre für die Induſtrie-Ausſtellung einer der mittleren Reſidenzen Deutſchlands vollkommen genügend. Der Eintritt in den Kryſtallpalaſt iſt der Eintritt in eine neue, ungeahnte Welt. Von dieſen Dimenſionen, welche Muſikſäle, indiſche Tempel, eine Reihe von mittelalterlichen Bauten in ihrer urſprünglichen Größe und im Steinmaterial, welche Dampfmaſchinen und Fabriken, Hunderte von Kaufläden, welche Kunſtſammlungen in Gemälden und in Plaſtik — indianiſche Dörfer mit der dazu gehörigen lebenden Pflanzenwelt, welche Gegenſtände der Induſtrie unzählbar und unabſehbar, theilweiſe in vier Stockwerken übereinander — enthalten, — von allen dieſen Dingen kann man ſich erſt einen Begriff machen, wenn man ſie geſehen hat.

Im Jahre 1852 wurde der Bau in Sydenham begonnen. 6400 Arbeiter waren ununterbrochen dabei beſchäftiget. Architekten und Bildhauer wurden unter einem nach Irland und Griechenland, nach Italien und Deutſchland, Frankreich und Spanien geſendet, um von den berühmteſten Kunſtwerken, wenn dieſe auch noch ſo maſſenhaft, theils Copien, theils Modelle zu nehmen. Die Länge des Palaſtes beträgt 1608 engliſche Fuß. Der Palaſt ſelbſt bedeckt einen Flächenraum von 603.072

Quadratfuß. Zwei Glasthürme, jeder von 206 Fuß Höhe, bilden die Flügel. Auf den Höhen derselben befinden sich kolossale Kupferkessel, diese werden durch Dampfmaschinen-Pumpen von 320 Pferdekraft mit Wasser gefüllt, welches für die Cascaden im Glaspalast, und für die zwölf Springbrunnen der prächtigen Gartenterrasse unter der Anhöhe des Palastes verwendet wird. Der Bau besteht aus Glas und Eisen, und das Fundament aus Ziegeln und Kalk. — Dieser abgeschlossene Raum, der größte der Welt dieser Art, ist von einem Lichtmeer durchwogt — denn die Wände und das Dach (und die Wände sind fünf Stock hoch, ehe noch das riesige Tonnengewölbe aus Eisen und Glas seinen Anfang nimmt) sind durchsichtig, der Lichtstrom findet Eingang von allen Seiten. Der Palast hat eine eigene Buchhandlung — und eine eigene Literatur, die sich mit seiner Geschichte und seinem Inhalte befaßt. Für Hunger und Durst sorgen Diningrooms aller Gattungen; der Arbeiter und Handwerker findet sein Rostbeef und der kritische Feinschmecker wird durch schwarzbefrackte Gentlemen in Speisesäle, mit kostbaren Teppichen belegt, eingeladen — elegant hergerichtete Tische mit allem Comfort schreien fast noch lauter, als die Kunstdenkmale vergangener Jahrhunderte den Pilger an: „Die Kochkunst ist nicht die

geringste unter den Künsten — ihr Bereich ist die Gegenwart — sie ist reicher als die ganze Architektur — der nur das Mineralreich zu Gebote steht; ihr Gebiet ist das Pflanzen- und Thierreich; bald im sinnreichsten Wechsel, bald in der geschmackvollsten Mischung."

In der That, das ist keine kleinliche Industrieausstellung, kein moderner Trödelmarkt, es ist eine der großartigsten Kunstsammlungen, ein steinernes Lehrbuch der Architektur und Kunst aller Jahrhunderte und aller Länder.

Da gibt es ägyptische und assyrische Säle mit Nachbildungen ganzer Tempel, Paläste und Skulpturen. In einigen Sälen präsentirt sich Griechenland mit der Facade des Parthenon, mit einem griechischen Tempel, mit Säulengängen und mit Hunderten von Statuen und Büsten altgriechischer Notabilitäten, sämmtlich Originalien nachgebildet, wie diese in den besten Sammlungen Italiens, Frankreichs, Englands und Deutschlands sich finden. In den römischen Sälen ist wieder römische Architektur vertreten. Hunderte von Büsten und Statuen präsentiren die römische Kunst. Ueber Alles prachtvoll ist die Nachbildung der Alhambra in Granada in wirklicher Größe, in reellem Material mit dem berühmten Löwenhof und der Halle der Abencerragen, deren Nebenhallen mit

Stalakiten-Wölbungen bedeckt sind. Die Kuppel des hohen Mittelraumes, ein Wunder von Kunst. Auf einer Gallerie im Viereck erheben sich schlanke Säulen — auf diesen steht wieder eine nach außen durch Fensterbogen offene Gallerie im Poligon, und erst über dieser geht das Gewölbe bienenzellenartig zum Schluß der Kuppel empor. Die schwierigsten Uebergänge, die reichste Ornamentik auch in Gold und Farben, und über Alles eine das Auge erfreuende Einheit und Harmonie.

Im Löwenhof das schöne alabasterne Bassin mit den 12 sitzenden Löwen von schwarzem Marmor, die das Wasserbecken auf ihren Rücken tragen — das Bassin vom Wasser genährt — der Löwenhof, mit jener lebendigen Pflanzenwelt geschmückt, wie das Klima von Granada sie erzeugt und wie sie dort noch zu finden mit Rosen und Oleandersträuchen. Die Säulen mit lebendigen Farben gemalt und in Gold strotzend. Selbst die Mosaik des Fußbodens genau nachgeahmt.

Klosterhöfe im gothischen Styl mit den prächtigen Spitzbogenfenstern mit den kunstreichsten Grabmälern von Königen, Fürsten und Aebten, die Säulen, Rippen und Flächen im vollsten Farbenschmuck und in bezaubernder Vergoldung — Alles in der wahren natürlichen Größe und in der ursprünglichen

Pracht des Bauſtyls, dann wieder das Uebermaß der Verzierung des reichen Renaiſſanceſtyls — jeder Bau für ſich abgeſchloſſen, daß man in der Mitte desſelben, ohne von irgend einem andern Eindruck geſtört zu werden, ſich in das Jahrhundert, in dem der betreffende Styl in Blüthe ſtand, hinein verſetzen kann.

Außer dieſen Bauwerken in ihrer natürlichen Größe und Schönheit findet man Hunderte von Modellen aus den Abteien von Guisborough und Weſtminſter, aus der Kathedrale von Worceſter, Salisbury, Hereford, Lichtfield, Armagh, Canterbury.

In den byzantiniſchen und römiſchen Sälen iſt eine ſolche Reihe von architektoniſchen Monumenten aufgeſtellt, daß man eine Baugeſchichte von faſt zweitauſend Jahren, wie eine genügende Menge von praktiſchen Anſchauungen durchſtudiren kann.

Inmitte des Palaſtes das große Baſſin aus mehreren gegoſſenen Glasbecken — die koloſſalſten Glasgüſſe aus Einem Stück, die je angefertigt worden; ein Saal für kleinere Concerte mit einer Orgel und einem Raum für ein paar tauſend Zuhörer, dann die große Muſikterraſſe mit Sitzen für 10,000 Perſonen, gekrönt durch eine Orgel mit 80 Regiſtern. Selbe wird oft in Nachmittagsſtunden geſpielt und durchtönt die Räume des Glaspalaſtes mit feierlichen Klängen, als ſollte

ſie Induſtrie und Kunſt wie einen erhabenen Gottesdienſt verherrlichen. Parterreſäle ſind mit ſauſenden und brauſenden Wollſpinn- und anderen Maſchinen gefüllt, ſie werden durch Dampf getrieben, und geben immerdar ein lautes, ſchnurrendes und klingendes Zeugniß für Englands Kunſtfertigkeit im Bau aller möglichen Maſchinen, welches Zeugniß die Hoffnung auf das Zuſtandekommen einer Menge bisher für unmöglich gehaltener zugleich in ſich ſchließt. Fabriks- und Ackerbaumaſchinen, alle Gattungen Mühlen — zerlegbare Häuſer, allgemein bekannte und allgemein unbekannte für den Nichtfachmann räthſelhafte Gegenſtände ſind an den Wänden poſtirt, wie in einem Pantheon von Induſtrie- und Maſchinengottheiten.

Als ich in der Sammlung von modernen Erzeugniſſen der Bildhauerkunſt wandelte und Statuetten von Staatsmännern in überflüſſig aufgeblaſenen Stellungen ſah, fiel mir eine Scene ein, die ich einmal zu Wien beim renommirten, vor einigen Jahren geſtorbenen Bildhauer X. erlebte.

Ich kam in ſein Atelier und fand auf dem langen Brette einer Wandſtellage einige Dutzend Gypsfiguren des Miniſters —k in Reih und Glied nebeneinander ſtehen. Das Gypsbild war in einer echt miniſteriell bureaukratiſchen Stellung aufgefaßt, die

rechte Hand zur Hälfte unter den Knopflöchern des Frackes an der Bruſt verſteckt, der linke Fuß vorwärts geſtellt.

Es war ſchon überaus lächerlich, über 30 ſolche kleine, wohlbeleibte Herren Miniſter, alle in der gleichen Stellung, alle in ehrfurchtgebietenden Staatsfräcken, wie Soldaten, die eben zum Marſchiren anfangen — auf dem Brette zu ſehen.

Eben an demſelben Tage aber brachte die Wiener-Zeitung einen Miniſterwechſel — und das Original der Gypsmännlein hatte aufgehört Miniſter zu ſein.

Ich theilte dieſe Neuigkeit dem Künſtler mit. Der Mann war immer heiter und zu komiſchen Exceſſen aufgelegt. Kaum hatte er auf die Frage: „Was? iſt es wahr?“ von mir die vollſte Beſtätigung gehört, als er ausrief: „Da ſoll das Donnerwetter dreinſchlagen, jetzt hab ich dieſe —k's alle umſonſt machen laſſen. Der —k iſt ein guter, ein ſehr guter Mann, ich habe ihn gern, aber dieſe kleinen —k's ſoll der T— holen! Mit dieſen Worten nahm X— einige von dem Brette herunter und warf ſie toll beim Fenſter hinaus, einige zertrümmerte er auf dem Fußboden ſeines Ateliers. — Ich mußte laut auflachen, ſah ich doch nie die Gebrechlichkeit menſch-

licher Größe ſo handgreiflich und ſchlagend dargeſtellt. Als ich tröſtend meinte: „Nun vielleicht kauft den —k doch noch hie und da einer!“ — entgegnete X—: „Was? gar keine Rede. Im Gegentheil, wo er noch hie und da in einer Kanzlei geſtanden, haben ſie ihn heut ſicher ſchon eben ſo hinausgefeuert wie ich! Nur ſo lang einer was iſt, ſo lang iſt er was, und wenn er nichts mehr iſt, ſo iſt er nichts mehr.“

Ich konnte auf dieſe, aus den Faktoren des wirklichen Lebens genommene Logik nichts erwiedern. Einige Zeit darnach rief X. ſeine alte Dienerin und befahl ihr, auf die Gypsſcherben am Boden zeigend: „Waberl, kehren Sie da das Miniſterium ein Biſſel zuſammen und tragen Sie die Scherben hinaus.“

Dieſe Erinnerung an die geſtörte Unſterblichkeit einer bureaukratiſchen Größe ſtimmte mich zur Heiterkeit. Zu Nutz und Frommen aufgeblaſener Größen mag die Begebenheit hier einen Platz finden: in Anbetracht der ſtaatsmänniſchen Marmor- und Gypsgrößen des Glaspalaſtes wandelte mich Mitleid an mit ihrem unausbleiblichen Loſe.

Hat man ſich hier einen Tag lang herumgetrieben — ſo iſt Betäubung und Abſpannung eine natürliche Folge. Gegen Abend beginnen im Garten vor dem Palaſt Muſikbanden ihre harmoniſchen Krakehle,

und der Engländer, welcher voll Nationalstolz auf seines Landes Macht und Reichthum im Glaspalast herumgestiegen, bekommt der Vollendung seiner Gemüthsstimmung noch das I-pünktchen aufgesetzt — wenn unten im Garten das stolze Lied Rule Britannia aus den Blechinstrumenten rasselt und er oben auf einem der Balkone über grünende Haiden — seinen Blick auf das ferne Häusermeer Londons gleiten läßt, der mächtigen Königin der Städte, welche die Nebelkrone selten von ihrem Haupte legt.

Was man so sagt, zu einer poetischen Stimmung wird man durch den Anblick Londons so leicht nicht gebracht, man mag es schon von verschiedenen Seiten anschauen. Der vorherrschende, überall durchblickende Krämergeist drückt alle Begeisterung nieder. Wenn man z. B. auf Florenz niederschaut von einem Hügel des Bergkranzes oder von Giottos wundervollem Campanile des Doms — und es fallen Einem die Verse Dante's ein (L' inferno XXVI 1—3):

Godi, Fiorenza, poi che se' si grande,
Che per mare e per terra batti l'ali,
E per lo Jnferno il tuo nome si spande.

(Freue Florenz dich ob deiner Größe,
Du schwingst die Flügel über Land und Meer,
Und bis zur Hölle ist dein Ruf gedrungen.)

ſo treten einer halbwegs poetiſchen Natur die Thränen in die Augen. Mit dem vollſten Recht könnte man dieſe Verſe, welche Dante vor fünf Jahrhunderten auf Florenz gemacht, jetzt auf London anwenden — aber zur Poeſie ſtimmen ſie hier nicht. Freilich iſt das ganze Florenz eine Kunſtblüthe und London ein Waarenmagazin.

Wer ſich recht einſam fühlen will, der darf nur allein nach London gehen, und daſelbſt entweder wenig Bekannte haben, oder — keinen aufſuchen. Das halb puritaniſche, halb kaufmänniſche Gepräge, die ſchwarzgelben Häuſer und der aſchgraue Himmel, das dumpfe Menſchengewoge, das ſich in der Regel nur auf die allernothwendigſten Verſtändigungslaute der Sprache beſchränkt, der Kohlengeruch, der zuletzt gute Nacht und zuerſt guten Morgen ſagt — der dich unerbittlich überall hin verfolgt, die Bitterkeit der Armuth, welche im vollſten ernſten Bewußtſein auf die verzweifelten Bleitafeln der Geſichter inſchriftartig eingegraben ſcheint, der Gedanke: daß du hier unter drei Millionen Menſchen wandelſt, die es, wenn du allenfalls erſchlagen würdeſt — gerade ſo viel kümmert, als wäre mit der Klatſche eine Fliege an die Wand gepappt worden, das alles macht einen unſäglich traurigen, herabſtimmenden Eindruck. Ja man fühlt ſich im höchſten

Grade unheimlich berührt, wenn man bei eintretender Dunkelheit in minder belebte Straßen kommt — und von bettelnden Weibern mit heiserer Stimme völlig umschwärmt wird, sie erzählen in kurzen drastischen Sätzen von ihrem maßlosen Elend, von welchem zudem die schmutzigen Fetzen ihres Gewandes den besten Aushängeschild abgeben. Es ist eine traurige Stimmung, wenn man von der Waterloo- oder der Blakfriarsbrücke hinabsieht auf die eilende Themse mit ihren Booten und Dampfern, deren Laternen sie zu dahinschießenden Wassersalamandern machen, und wenn die obenhängende Mondesampel in den schmutzigen bleiernen Wellen sich spiegelt, in den Wellen, die täglich Opfer der Armuth, der Verzweiflung, des Elendes in ihren kalten Armen aufnehmen, um sie lebend nimmer loszulassen.

Wie lange mögen diese unversöhnlichen Gegensätze noch zusammenhalten, diese glänzenden Equipagen, diese stolzen Reiter, diese Damen auf ihren weißen Zeltern mit huldigendem Gefolge, so zwar, daß selbst die Frauenrosse die Köpfe höher heben — als müßten ihnen die andern Rosse Achtung und Dienstbarkeit bezeugen; diese noblen Besucher des Hyde Park und die mit Lumpen behangenen bleichen, abgezehrten Gespenster, diese ausgeprägte, verzweifelte Armuth, die

es Heute oder Morgen zu gewärtigen hat, daß ſie im buchſtäblichen Sinne des Wortes an Hunger zu Grunde geht!

Wie ganz anders ſieht der Lazzarone aus, unter Neapels blauem, ſonnigem Himmel. Wohl umhüllen auch ſeine Glieder mehr Fetzen als Gewand, aber ſein Gang iſt elaſtiſch — ſein Schritt iſt ſicher, er blickt lächelnd in die Welt hinaus. Brot, Polenta und Maroni erhalten die Lebensmaſchine im fröhlichen Gang, kann er einige Tropfen Wein nachgießen, ſo gewinnt er an Heiterkeit, er fühlt ſich nicht elend, er ſieht mit dem Bewußtſein, daß er einer weltberühmten Stadt angehört, mit ſeinen ſcharfen Adleraugen hinaus in's weite Meer, und dieſer ſein Blick zeigt da gerade ſo viel Hoffart und ſichere Haltung, als wäre er ein reicher Kaufmann, und wären die weißen Segel, die wie Puncte zwiſchen Capri und Iſchia auf den Höhenlinien des Bocca grande in den Golf einbiegen — Oſtindienfahrer, die ihm gehören, und die mit koſtbaren Waaren befrachtet heimkommen und deren flatternde Wimpel ſchon aufgezogen ſind, um ihren ſtolzen Herrn von weitem zu begrüßen! Ja in Neapel hat ſelbſt die Armuth eine Poeſie — die ganze Stadt liegt da in einer goldenen Wiege wie ein begünſtigtes Königskind und zu ihren Häupten ſteht der

Vesuv mit seinem rauchenden Docht als Nachtlampe. In Neapel freut sich der Himmel über die Erde, er lächelt in heiterm Blau über dem ewigen Hesperidenhain, in London geht der Himmel in Trauer, und nur in wenig Sommertagen zieht er den Nebelschleier zurück, um den Rauch aus tausend Schlotten als einen stinkenden Cultus der Industrie geradlinig zu sich emporsteigen zu lassen.

Dafür hat freilich der Londoner als Waffe gegen die Ungunst seiner Natur den Comfort erfunden, und diesen in der sinnreichsten erstaunlichsten Weise ausgebildet; — aber freilich dieser Comfort steht eben nur wieder dem Reichen oder Wohlhabenden zu Gebote.

Um Kunde von der gerühmten Liebe Altenglands zur Behaglichkeit zu erlangen, darf man nicht erst auf die Landgüter der reichen Herren gehen. Sie findet sich zum Theile auch schon in den ersteren Diningrooms ausgeprägt.

Während der Pariser in seinen renommirten Speisehäusern das Hauptgewicht auf die Darstellung des Schauplatzes legt — und in schimmernden Spiegeln, in Goldplafonds, in Farben, in Sammtsesseln sich erfreut, liebt der Engländer das solide, wahrhaft bequeme Wesen.

Der Nebel rieselt nieder, der Straßenkoth wird zu jener zähen, schwarzen, kleberigen Masse,

welche auch dieſen Gegenſtand der chemiſchen Syntheſe zu einem ausſchließenden Londoner Patent erhöht, — die Feuchtigkeit durchdringt dein Gewand, es iſt eine oder ein paar Stunden nach Mittagszeit, und du fühlſt ein Bedürfniß, dich von innen heraus und von außen herein erwärmen zu laſſen, du wandelſt eben in Fleet street in der nächſten Nähe von Temple bar, einem Thorbogen, der als ein Wahrzeichen Londons dir aus mannigfacher Schilderung engliſcher Autoren bekannt ſein wird. Frägſt du nun in dieſer Gegend den kundigen Londoner um Rath, wie deinen Nöthen abzuhelfen, ſo wird er dich, wenn er anders gut aufgelegt iſt, mit einigen Worten, die ſo froſtig ſind wie das Wetter, zu Herrn Fredrik Sawyer weiſen, deſſen Speiſeräume den eben ſo erhabenen als einfachen Titel: „The London“ auf ihrem Schilde zeigen. Eine ſchmale mit Teppichen belegte Stiege führt dich in das erſte Geſchoß, du trittſt in die Säle ein.

Die Wände ſchauen dich mit ihren einfachen, gelbgrauen, faſt farbloſen Papiertapeten nichtsſagend an; in den Kaminen glüht die Kohle — die prächtigen und dichten Fußteppiche, die den ganzen Boden umſpannen, ſagen den kalt gewordenen Füßen außerordentlich zu. Die Auswahl von Speiſen iſt nicht groß. Manche Speiſegattungen exiſtiren nur in einer, manche

in zwei Variationen. Ochſenſchlepp- oder Schildkröten-ſuppe kommt häufig vor. Dieſe Gegenſtände ſind keineswegs lauter — ſondern derartig dichte Subſtanzen, daß ſie vollkommen erfunden ſcheinen, um gegen die Einflüſſe des kühlen Wetters Front zu machen. Sind ſie dem ſpeiſenden Gentleman nicht genug vom Feuer der Gewürze durchſtrömt, ſo kann dieſem Gentleman geholfen werden. Die Caraffe, in deren Mitte Eſſig und Oel ſteht, iſt von ſechs kleineren Fläſchchen umringt, als wären dieſe Fläſchchen die Jungen des inmitte ſtehenden ehrwürdigen großen Paares, von dem der Eſſig mit ſeinem ſaueren Geſicht den Ernſt des Mannes, das Olivenöl die Milde und den Frieden der Frau präſentirt. Die Kinder weichen durchwegs vom ſanften Charakter der Mutter ab. Du lernſt ſie als boshafte, teufelmäßige Knirpſe kennen, es ſind das jene pikanten, gepfefferten und ſtark durchwürzten Saucen, welche von den an dieſe Feuer- und Flammenſtoffe gewohnten Engländern ſehr geſucht werden. Nun möchteſt du doch für Acclimatiſation auch etwas thun, es gelüſtet dich mit einem oder dem andern dieſer Kleinen einen Scherz zu machen. Du ergreifſt ein Fläſchchen — es enthält: the very and genuine Worcestershire-sauce, und gießeſt davon über irgend ein Fleiſchgericht, du willſt davon koſten, aber mit

Entſetzen fährſt du zurück. Es kommen dir die Taſchenſpieler in Erinnerung, die du in deiner Kindheit Feuer freſſen ſaheſt mit fröhlichem Geſicht — ſo meinſt auch du: du ſeieſt eben im Begriff geweſen, eine lodernde Flamme zu verſchlingen. Das Roaſtbeef ſpielt eine Hauptrolle. Eine Doppelthür thut ſich auf, ein kleiner runder Tiſch mit einer Art ſilbernem Keſſel, und auf dieſem ein hoher ſilberner Deckel wird auf drei Acajouholzfüßen mit drei Broncerädern bei der Thüre hereingeſchoben. Der Hereinſchieber trägt die weiße Kochkleidung — ſelbſt die blanke Zipfelmütze fehlt ihm nicht. Er fährt ſchweigend von Tiſch zu Tiſch, nimmt den Silberdeckel von dem ſeinen, und ein mächtiges Stück Roaſtbeef ſendet ſeinen Dampf empor — mit einem langen ſcharfen Meſſer ſchneidet er die Schnitten herunter, legt ſelbe auf den Teller, welchen der Aufwärter ihm vorhält, und denſelben dann mit ſeinem Inhalt vor den Speiſenden hinſtellt. Mit dieſem Tiſchkeſſelwagen macht der Koch ſeine Tiſch- und Zimmerreiſe durch — ſein Geſicht ſtrahlt Ernſt und Würde, ganz wie es dieſer Hoheprieſter der Kochkunſt für die wichtige Handlung des engliſchen Roaſtbeefkultus für würdig erachtet. Die weiße Schlafhaube kommt natürlich als ein Abzeichen ſeines Amtes nicht von ſeinem Haupte herab. Das Table ale oder Stout ale ſteht vor dir in einer blanken, ſilbernen,

inwendig vergoldeten Kanne mit Deckel. Du haſt die Speiſen, welche du verlangſt, am Ende bei der Rechnung nicht anzugeben. Ein eigener Comptoiriſt ſitzt an einem Schreibtiſchlein, er führt genaue Verzehrungspolizei und wie du an deinem Mahle arbeiteſt, ſo arbeitet er an deiner Rechnung (Bill). Wenn du fertig biſt, wird dir dieſe Bill auf einem zierlichen Blatt Papier vorgelegt, worauf du gleich auf der erſten Zeile die Bemerkung machſt, wie dieß Speiſehaus an Sonntagen erſt um vier Uhr geöffnet wird, denn da heißt es: „Open on Sundays from 4 till 9.“ Vom Tabakrauch wirſt du in dieſen Gemächern nicht beläſtiget; doch iſt für die Herren Raucher geſorgt, ein ſehr ſchöner gut ventilirter Rauchſalon mit dem edlen Schachzabel, mit Brettſpielen und allem nöthigen Comfort thut ſich im dritten Stockwerke auf; und in der That, der Herr Proprietor Maſter Sawyer kann mit der vollſten, innigſten Ueberzeugung davon ſagen: „A very handsome well ventilated smooking Salon on the 3d. floor, fitted up with Chees, Draughts and every necessary comfort.“ — Der Mann ſollte als Motto über die Thür von 191 in Fleetstreet ſchreiben: „Ich und mein Haus, wir loben uns ſelbſt.“

Uebrigens braucht man gerade kein Feinſchmecker zu ſein, wenn man in London ein feines Speiſehaus beſucht; denn es iſt Niemand verwehrt auch nur Ein oder

zwei Gerüchte zu nehmen, und derartig für Erhaltung ſeines Lebens zu ſorgen, ohne hiebei einerſeits der Geſundheit zu ſchaden und andererſeits dem Luxus zu huldigen. Der feine Leſer wird es ſogleich heraushaben, daß der Schreiber dieſes die — feindſeligen Tintenvertilgern naheliegende Klage auf Luxus — von ſich abzuwehren gedenkt, und ſo iſt es auch.

Wenn man ſo einſam an einem Tiſche ſitzt — und mit der Sorgfalt für ſeinen Leib zu Ende iſt — will hinwiederum der Geiſt auch ſein Recht, man gibt ſeinen Gedanken Audienz und iſt geneigt Beobachtungen im heiteren Styl zu machen.

So iſt nun Schreiber dieſes einmal — als er nach dem Speiſen gehäbig im „The London“ ſaß, auf den Gedanken gekommen, eine Paſtoral abzufaſſen — welche das Benehmen des Geiſtlichen gegenüber der Welt zum Ziele haben ſollte, und die auch beſondere Rückſicht auf das Benehmen der Welt gegenüber dem Geiſtlichen nehmen müßte.

Gelegenheit hiezu bot ein Clergyman der Hochkirche, dem eben zum Schluß des Mahles ein ungeheuerer Laib Cheshire-Käſe vorgeſetzt wurde. Es bleibt der Diskretion, oder vielmehr dem Bedürfniß des Gaſtes überlaſſen, ſich ſeinen Antheil heraus zu ſchneiden. Ich blätterte eben im Comon Prayerbook, das ich mir

kurz zuvor in einem Buchladen in der Nähe von St. Pauls angeſchafft. Ich hatte bei dieſer Gelegenheit eine Scene erlebt — die meine Begriffe über perſönliche Freiheit und Unverletzlichkeit im Lande der magna charta um einige Linien auf dem Barometer meiner Hochachtung und Ehrfurcht herabfallen ließ. Der Herr Lehrjunge brachte aus dem Winkel des Ladens zweimal nicht die rechte, nämlich die von mir verlangte kleinſte Ausgabe hervor; dieſer Irrthum erregte dermaßen den Zorn des Principals, daß dieſer ohne Jury, ohne Klage, ohne Prozeß und ohne den Ausſpruch der gepuderten Perrücken abzuwarten, dem freien Sohn Altenglands geradewegs den Schopf beutelte. Obwohl ich über dieſes patriarchaliſche Verfahren außerordentlich erſchrocken war, wagte ich es doch nicht, gegen die vielleicht ſogar landesübliche Zurechtweiſung die mindeſte Einſprache zu thun, — denn, dachte ich mir, hat dieſer zornige Mann in die magna charta einmal ein Loch geriſſen, wer weiß wie weit dieſes geht. Wenn ſo etwas im Herzen Londons an Engländern geſchieht, — was hat denn ein Fremder zu erwarten?

Zudem äußerte der junge Mann durchaus keine Unzufriedenheit, war aber *er der Rechtsform* nach mit dieſem ſummariſchen Verfahren einverſtanden, ſo konnte doch ich darüber mich nicht beſchweren. Der

Jüngling heftete ſeine Augen mit jener Ruhe auf mich, mit welcher Sophokles ſeine Elektra in der 10. Scene zu Oreſtes ſagen läßt: „Warum blickſt Du mich doch, o Fremdling, ſo theilnehmend an und ſeufzeſt? Und gleichwohl tritt jetzt nur ein kleiner Theil meines Jammers vor deine Augen.“ Ich dünkte mich durch dieſen claſſiſchen Zug auf einmal trotz der Erinnerung an Sophokles nicht nach Griechenland, ſondern in irgend eine kleine deutſche Provinzialſtadt verſetzt. Vielleicht war aber der Jüngling der Sohn des Alten. Das würde die Sache etwas ändern. In England verkaufen und vermiethen Väter ihre Söhne und haben über dieſelben überhaupt mehr Gewalt, als in irgend einem andern Lande mit vorwiegend chriſtlichen Bewohnern. Brutus hat, wie Plutarch erzählt, ſeine eigenen Söhne nicht als Conſul, ſondern als Vater ohne gerichtliche Form verurtheilt, und ſo mag vielleicht auch dieſer junge Brutus bloß in ſeinem Kindesverhältniß mit völliger Uebergehung aller perſönlichen Freiheit der magna charta — zu ſeinen Schopfbeutlern gekommen ſein.

Um von dieſer Epiſode zurückzukommen: Ich blätterte alſo eben im Prayerbook — und ſah das mächtige Stück Käſe, welches der Clergyman bis in das Herz des Laibes hinein herausarbeitete; ich dachte

mir dabei: Müßte ich das verzehren, es wäre der letzte Abſchnitt mein Lebens!

Mein Hinblick auf den Herrn mit ſchneeweißem Halstuch und tadelloſen Vatermördern, hinderte ihn natürlich nicht in ſeiner Arbeit. Sonderbar! Eben las ich die Pſalmenſtelle (Dominus regit me) in Reime gebracht:

In presence of my spiteful foes
He does my table spread,
He crowns my cup with cheerful wine
With oil anoints my head.

(„Du haſt bereitet meinen Tiſch vor meinem Angeſicht meinen Feinden zum Trotz, Du haſt geſalbet mit Oel mein Haupt, und mein berauſchender Becher, wie herrlich iſt er!") Was war natürlicher — als bei Leſung dieſes Verſes meines vis-à-vis aus der Hochkirche zu gedenken, obwohl ich nichts weniger als ſein Feind, ſondern im Gegentheil ſein Bewunderer war. Es liegt einmal in der Natur der Sache: daß gegen den Clerus immer die ſchärfſte Kritik und die ſchärfſte Beobachtung geübt wird. Zumeiſt geſchieht die Kritik hinterm Rücken und daher kömmt es, daß Geiſtliche, die in der Einſamkeit des Landes dahin leben, ſo ſelten zur Erkenntniß übler Gewohnheiten gelangen. Der Clergyman legte ſeine ſilberne Doſe auf den Tiſch.

Wahrſcheinlich iſt er das von ſeinem Studiertiſch aus gewohnt. Im Uebrigen benahm er ſich ganz eines Gentleman würdig.

Nun iſt das Tabakſchnupfen weder eine Sünde noch eine Schande, es iſt eben eine Gewohnheit, und für den, der ſich daran gewohnt hat, eine Art Bedürfniß. Wenn nun ein Geiſtlicher in Geſellſchaft kommt, und die Doſe und — vielleicht auch ſogar das Schnupftuch wie zwei Achtung gebietende Vorpoſten vor ſich auf den Tiſch hinſtellt, ſo iſt das ſehr bequem für ihn, aber eben ſo unbequem für die Andern. Man macht allerlei Gloſſen über Verbauerung und Mangel an Lebensart — aber dem Betreffenden ſagt es Niemand, er weiß nichts davon. An den Geiſtlichen legt man eben nicht nur in der Sitte, ſondern auch in den Lebensformen den Maßſtab der Vollendung an, um ſo trauriger iſt es dann freilich, wenn in dem Einen oder in dem Andern, oder gar in Beiden die Erfüllung gegenüber der Anforderung — unter das gewöhnliche Niveau herabfällt, nachdem ſie demſelben mindeſtens gleich, wo nicht höher ſtehen ſollte.

In dieſen und ähnlichen Gedanken erging ich mich. — Es herrſcht hier eine faſt feierliche Ruhe, wie ſie der Würde des Ortes angemeſſen iſt. Es wird

wenig und sehr gedämpft gesprochen. Stumm hält man dem Gast sein Sündenregister vor, und stumm wird die Bezahlung angenommen.

Es hat den Anschein, als ob, wie diese ganze Nation auf ihren Gesammtreichthum stolz ist, und das Bewußtsein dieses Reichthums gern zur Schau trägt, — auch der Einzelne auf seine Habe derartig stolz wäre, daß er vermeint, er müsse eine absonderliche Würde und Ruhe zur Schau tragen, wie eine solche bei andern Nationen nicht gefunden wird.

Ueber dieses Bewußtsein des Reichthums erzählt Margotti folgende ergötzliche Geschichte: „Ich war in London Zeuge einer Antwort, welche ein vor Kurzem in die katholische Kirche zurückgekehrter Engländer einem Landsmanne gab, der aber ein höchst eifriger Vorfechter des Anglikanismus war. Der Anglikaner warf dem Katholiken vor, wie die katholischen Völker minder reich wären, als die protestantischen, aus diesem Umstande suchte er einen Beweis für die Vortrefflichkeit des Anglikanismus herzuleiten; der Katholik erwiederte auf diese eigenthümlichen Beweise ruhig: „Vor Ihrem Richterstuhle, mein Theuerster, würde der reiche Prasser des Paradieses würdig erklärt, der arme Lazarus hingegen zur Hölle verurtheilt, lesen Sie aber im Evange-

lium nach, und Sie werden finden, wie unser Herrgott gerade entgegengesetzt urtheilt.“ —

Auch an einem vergnüglichen Zusammentreffen mit einem der keckesten Mitglieder aus der Gesellschaft der pickpockets sollte es mir nicht fehlen. Neben dem Adelphitheater ist eine Gallerie mit Kaufläden, welche durch eine enge Thüre über ungefähr 6 Stufen auf die belebte Straße Strand hinaus mündet. Es war 7 Uhr Abends vorüber und die Gaslaternen schon alle angezündet, als ich eben im Begriff, über diese Stiege hinabzugehen, einen höchst verdächtigen Kerl vor mir sehe, der in einer großen Ruhe mit seiner rechten Hand von außen die linke Seite meines Rockes an jener Stelle untersucht, wo man für gewöhnlich die Brieftasche trägt. Es war ihm nicht genug, gefühlt zu haben, daß eine solche wirklich am bezeichneten Orte sich befinde, er tappte mit einer großen Unverschämtheit derartig daran herum, als wäre es ihm eine wichtige Angelegenheit, auch die Dimensionen, die Länge und Breite derselben zu erforschen. Das alles geschah mit einer enormen Schnelligkeit, wie sie Leuten eigen zu sein pflegt, die in ihrer Pflichterfüllung einen besondern Eifer und eine ausgezeichnete Berufstreue an den Tag legen wollen.

Im selben Moment, als ich den Kerl anrief: „Was er wolle,“ war ich auch schon daran, in der

allgemein verständlichen Universalsprache ihm mein Erstaunen über seine Visitation zu erklären, d. h. ich wollte ihn bei den Schultern packen, und mir durch eine Expedition desselben den Weg über die Stiege frei machen, — als er gewandt wie ein Aal sich schnell bückend durchschlüpfte, und durch die Gallerie davon lief.

Ueber die Intention von derlei Untersuchungen war ich nicht im Zweifel. Ein Untersuchter — wird sogleich von einem andern Mitgliede der Compagnie verfolgt, bis er in einer einsamen Gasse sich befindet — dann kommt einer oder ein paar Herren von hinten, halten ihn an den Armen, ein Dritter schneidet den Rock von außen durch, nimmt die Brieftasche, die Hinteren geben dem Gegenstand der Operation einen Stoß, daß er niederstürzt, und sämmtliche Operateure laufen davon.

Somit trug ich die angenehme Gewißheit in mir, daß ich für heute bereits ein Gegenstand sorgfältiger Beobachtung sei.

Der London-Examiner machte 10. Juni 1857 das rührende Geständniß: „Wahrhaftig man läuft weit weniger Gefahr die große Wüste zu durchreisen, als zur Nachtzeit irgend ein abgelegenes Viertel von London." In der That wenn einem so was um 7 Uhr

im Strand paſſiren kann, — was ſoll man da erſt zur Nachtzeit in abgelegenen Vierteln erwarten! Der Londoner Standard ſtellte ebenfalls im Juni 1857 der guten Stadt folgendes Ehrendiplom aus: „London kann ſich rühmen dießſeits der Alpen diejenige Stadt zu ſein, welche ihren Bewohnern die geringſte Sicherheit darbietet. Unſere Polizei, ſo ſehr man ſie lobt und ſo zahlreich ſie iſt, — kann doch jene Londoner Bürger nicht beſchützen, die nach Sonnenuntergang ihr Haus verlaſſen. Die Diebe ſtehen unter einander im beſtändigen Verkehr. Sie überwachen die Polizei, unterrichten ſich gegenſeitig über die Abſichten derſelben, und wiſſen ihre Abweſenheit zur Ausführung ihrer Verbrechen ſich zu Nutzen zu machen.“

Das Rieſenblatt „Times“ macht am 31. Dezember 1856 über die Londoner Zuſtände folgende ſchwungreiche Sylveſterpredigt: „Was haben die Perſer, die Chineſen oder andere äußere Feinde für uns zu bedeuten, gegenüber dieſes jeden Tag mehr anwachſenden Heeres von Dieben, welches gegenwärtig im Beſitz unſeres Landes iſt.“

Ich erinnerte mich eben jetzt an dieſe und andere eben ſo aufrichtige Geſtändniſſe, welche ich einige Wochen früher in Margotti's Buch über London ge-

leſen hatte. Da beſchloß ich nun den Herren ihren ohnedieß mühevollen Beruf noch mehr zu erſchweren, und ihnen arge Langweile zu machen. Es fiel mir ein, daß in nächſter Nähe — wo die Durchforſchung meiner Herzgegend ſtattgefunden — ober einem Laden der hochfliegende und ſtolz klingende Name auf dem Schild geſchrieben ſteht: W. Upton Salisbury Dining - rooms. — Die Speiſeſäle von Salisbury waren ſomit zur feſten Burg auserſehen, in der es eben ſo leicht als angenehm ſein ſollte, dem Feinde trotz zu bieten. Die Speiſehäuſer für die Mittelklaſſe verdienen ihrer Originalität und ihres ſpecifiſch engliſchen Charakters wegen eine kleine Schilderung. Die Tiſche ſtehen mit einer Breite an der Wand, und ſind der Länge nach durch Bretterwände (einen Londoner Hut über Mannshöhe) von einander geſchieden. Für den Diener iſt zum Speiſenbringen nur die eine ſchmale Breitſeite des Tiſches offen. An einem ſolchen Tiſch, oder vielmehr in einem ſolchen engen verbretterten Kämmerlein haben auf jeder Seite vier Perſonen zum Sitzen Platz, die Bretterwände aber, die auf beiden Seiten bis an den Boden reichen, gewähren eine vollſtändige Aſſekuranz gegen Angriffe der hintern Rocktaſchen, ſie ſind gleichſam ein auf denſelben angebrachter Deckel, oder,

um den Schutz des Eigenthums gegen die Feinde desselben poetisch aufzufassen: ein Schild, mit dem sich jeder Gast in dem Moment bewaffnet, als er sich auf einer der gepolsterten Bänke des Dining-room niedersetzt. Die hier speisenden Gentlemen wollen eben außer Speise und Trank auch das angenehme Gefühl der Eigenthumssicherheit genießen. Im Hinblick auf Bewerkstelligung jenes besagten Gefühls, und in Erwägung des englischen Absonderungsgeistes überhaupt — scheint diese geistreiche Erfindung auch ins Leben gerufen worden zu sein. Die so abgeschlossenen Räume werden boxes genannt. Box hat aber vielerlei Bedeutungen, es heißt: Eine Loge, eine Schachtel, eine Küste, eine Büchse. Jede Box ist also ein für sich abgeschlossenes kleines Kabinet, nur auf der einen Breitseite für die Bedienung geöffnet. Jede dieser kleinen Gesellschaften, welche sich in einer Box versammeln, kann ungestört conversiren und die Einrichtung zeigt jedenfalls auch von dem praktischen Sinn der Engländer.

Ein derartig befestigtes Speisekastell dünkte mir eben jetzt außerordentlich zweckmäßig, hatte ich doch einige Augenblicke zuvor die ergreifende Lehre empfangen, wie nöthig es ist, sich bisweilen hinter ein Bollwerk zu verschanzen, und auf die Ein und

eine halbe Million Pfund Sterling (15 Millionen Silbergulden), welche die Londoner Polizei jährlich kostet, kein vermessentliches Vertrauen zu setzen. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Erfahrung: daß man in London auch anständig und verhältnißmäßig billig speisen könne. Mit Vergnügen hörte ich das Plätschern eines einbrechenden Regens, und nachdem ich vermuthen konnte, die Gelüste auf meine Brieftasche seien gehörig abgekühlt, und die Herren werden sich für diesen Abend ein besseres Geschäft gesucht haben, begab ich mich getrost in meine neue Wohnung in der Nähe von Covent garden.

Von der Ansicht, daß die Schilderung des Londoner Diebswesens doch gar zu romanenhaft und übertrieben sei, war ich gründlich zurückgekommen; um so mehr stieg meine Bewunderung über die kolossale Frechheit von Londoner Blättern, welche die Zustände der öffentlichen Sicherheit in Rom und Neapel (vor 1858) als heillos schilderten! — Selbst das Londoner Blatt „Daily Telegraph“ wies seine übrigen Herren Kollegen in einer Laune von Unparteilichkeit einmal zurecht (31. October 1856), indem es ihnen vorpredigt: „Die Bewohner Londons lesen zu Zeiten die Erzählung von irgend einem auf Roms Straßen verübten Morde, von Diebstählen und

Todtſchlägen in Athen, von Dolchſtichen inmitten Madrids, und da gibt es großes Entſetzen über derlei verkommene öffentliche Zuſtände und über die ſchlechte Regierung, die inmitten des 19. Jahrhunderts derlei Thaten geſchehen läßt. Ein ſolcher Bericht wird noch einmal geleſen, dann ſinkt dem erſtaunten Leſer das Journal aus der Hand, er preiſet ſeinen Glücksſtern, der ihn in England geboren werden ließ, wo die Polizei ſo unendlich lebendig und kräftig organiſirt iſt, daß man zu jeder Stunde des Tages unbeläſtigt die Straßen durchwandern und Nachts ruhig ſchlafen kann, ohne Gefahr zu laufen, daß man (zu Tags) ſeine Thür erbrochen findet, oder (zu Nachts) ermordet wird. Da nun dieß die allgemeine Anſchauung iſt, welche die Engländer von ihrer Sicherheit hegen, ſo mögen hier die Verbrechen aufgezählt werden, die in wenigen Tagen in London allein begangen worden ſind."

Nach dieſer erbaulichen Einleitung erzählt der Daily Telegraph eine lange Reihe von, in wenig Tagen zu London verübten Verbrechen gegen Eigenthum und Leben.

Henry Matchew hat dem Studium der Verbrecher Londons ſein ganzes Leben gewidmet. In Anbetracht, daß es nun in London viele Diebe und ſonſtige Feinde des Eigenthums gibt, die aus der chriſt-

lichen und bürgerlichen Gesellschaft hervorgegangen sind, und mit derselben im Kriegszustande leben, erklärt Henry Matchew als Resultat seiner gewissenhaften Forschung: „Daß diese Diebe und Spitzbuben von Haus aus durchaus nicht so schlecht seien, und zu dem, was sie sind, erst durch die Juden von Petticoatlane gemacht würden, die ihnen die gestohlenen Sachen abkaufen, und ihnen Gelegenheit geben, das Gestohlene sofort zu verwerthen." (Berliner Revue. 25. Bd. Seite 129.)

Daß es in London Diebsschulen gibt, in denen förmliche Vorträge mit praktischen Uebungen abgehalten werden, ist eine bekannte Geschichte. Boz hat selbe durch seine Romane in Deutschland hinlänglich bekannt gemacht.

Wer sollte aber nicht staunen, wenn er an Straßenecken in Plakaten und in Volkszeitungen angekündiget liest, daß ein Herr Lazar Roonay „die Kunst zu betteln in 6 Lectionen" ankündigt, und seine Annonce mit den denkwürdigen Worten eröffnet: „Jeder gesittete und mit gewöhnlichem Verstand begabte Mensch von anständigem Aeußern kann durch einen Curs von 6 Lectionen sich die Wissenschaft aneignen, auf Kosten des Publikums angenehm zu leben, und dabei die Quälereien der Polizei von sich

ferne zu halten" u. ſ. w. Derſelbe unternehmende Herr Profeſſor hat auch ein öffentliches Ausleihe-Inſtitut etablirt, in welchem Knaben und blaſſe Kinder tagweiſe als Mitleiderregungs-Maſchinen gegen ein Billiges vermiethet werden.

Das britiſche Muſeum.

„Denn der Stein ruft aus der Wand, und das Holz, welches zwiſchen den Fugen der Häuſer iſt, gibt Antwort." Habacuc II. 11.

Eine Sammlung, wie die genannte, kann nur eine mächtige und eine reiche Nation haben, der zudem eine Seemacht zu Gebote ſteht, und in deren Hauptſtadt die größten Segler einfahren und ihre koloſſalen Gewichtmaſſen ablagern können.

Der Naturforſcher mag ſich hier in den mächtigen Räumen Wochenlang erfreuen in der großartigen Gallery of natural history, die in fünf Abtheilungen zerfällt: 1. the botanical museum (mit einer Maſſe getrockneter Palmbäume, allen möglichen Holzgattungen im Querdurchſchnitt u. ſ. w.); 2. the mamalia gallerie; 3. the eastern zoological gallery; 4. the northern zool. gal.; 5. the northern or mineral gallery. Derlei Dinge kann man freilich in weitaus kleineren Maßſtäben auch anderswo ſehen. England, als Königin der See, zeigt ſich vorzüglich

groß in den prachtvollen Korallenwäldern, die hieher gebracht werden, wie in den schönsten Exemplaren der Konchilien, in der Sammlung der merkwürdigsten Vogelneſter, Schildkröten, Aſteroiden, der größten Foſſilien u. dgl.

Der Freund römiſchen und griechiſchen Alterthumes kann hier Statuen und Steindenkmale finden, die den Sammlungen des Vatikans und des Museum Bourbonicum in Neapel an die Seite geſtellt zu werden verdienen. Das großartigſte in dieſer klaſſiſchen Richtung ſind die Elgins-Säle. Lord Elgin, engliſcher Geſandter in Konſtantinopel im Anfange dieſes Jahrhunderts, benützte ſeine Stellung, um — was damals noch leicht ging, da die Nachfrage nach Antiken ſelten und der Geſchmack dafür in der ganz verblödeten Zeitrichtung der Aufklärungsperiode bei den andern Völkern ganz im Hintergrund ſtand — eine Menge von höchſt werthvollen Gegenſtänden in Griechenland theils durch Geld, theils durch andere Mittel, wie ſie ihm ſeine Stellung bot — zu annexiren. Das Parlament kaufte 1804 ſeine Sammlung für 35,000 Pfund Sterling. Die Basreliefs vom Parthenon in Athen, jetzt unter dem Namen Elgins-Tafeln in der Welt bekannt, wurden von Phidias, oder doch unter ſeiner Leitung 450 vor Chriſtus ange-

fertigt*). In den Elgins-Sälen liegen zudem noch andere kolossale Steindenkmale — von der Akropolis in Athen hieher gebracht — Basreliefs und Statuen. Ebenso enthält der Phigalian-Saloon Marmore, in der Nähe von Phigalia in Arkadien aufgefunden, 1814 in Zante von Engländern gekauft und hierhergebracht.

Der egyptische Saal (Egyptian Saloon) enthält eine Menge von Monumenten, aufgefunden im heutigen Carnak und Luxor von 1495 und 1340 vor Christus, aus der Zeit von Thothmes III. und Rameſis II., dann von Memnon III., Horus Amyrtäus (Nar-nech-t-tebi).

Der größte Steinſchatz, den das britiſche Muſeum in ſeine Mauern ſchließt, iſt der große Nimroud-Saal (Nimroud Central-Saloon); ſeinem Inhalt gilt unſer Motto aus Habakuk: „Denn der Stein ſchreit aus der Wand, und das Holz, ſo zwiſchen den Fugen der Häuſer iſt, antwortet."

Ja dieſe aſſyriſchen Säle in London ſind eine laute Steinpredigt mitten in das blöde rationaliſtiſche

*) Die erſten und ſchönſten Gypsabgüſſe dieſer Elgins-Tafeln ſind im Vatican. Ueber das hohe Intereſſe derſelben findet ſich Einiges in: „Kennſt du das Land?" „Heitere Fahrten durch Italien von S. Brunner." Wien. Braumüller. 1847. S. 210.

Geschrei unserer Tage hinein. Das sind kolossale Zeugnisse für die Schrift — an denen die härtesten Skeptikerköpfe zur Ruine werden. Und wie sind diese Marmore erhalten? Hat es doch den Anschein, als ob sie kaum vor einigen Jahren unter der Hand des Bildhauers hervorgegangen wären! Wie merkwürdig erscheint hier die menschliche Gestalt — im ganzen, vollen und schärfsten Gepräge des orientalischen Typus, wie liegt in allen Figuren und Gruppen eine Eigenthümlichkeit der Auffassung, die auf eine ganze Künstler-Schule schließen läßt — in welcher gewisse Formen und Darstellungen gelehrt und nach und nach stereotyp geworden sind. Als die Marmore 1847 und 1850 an der Stelle, wo das Chale (Genesis X., 11. 12.) der heiligen Schrift stand, durch Layard ausgegraben wurden, zeigten sich noch an vielen die deutlichen Spuren von reichem Farbenschmuck, welcher aber nach und nach durch den Einfluß der atmosphärischen Luft verschwand. Am linken Ufer des Tigris, 25 englische Meilen südlich von Mosul, fand man den Nimroud-Palast, und seinen Wänden wurden die Monumente entnommen und hieher gebracht. Was diese Monumente schon nach ihrer Wucht für eine Bedeutung haben, möge aus der Skizze von nur einigen zu ersehen sein.

Ein Stier, faſt zwei Klafter hoch, mit einem Mannskopf, zierlich gelocktem Haar und Bart, eine Stirnbinde, über dem Rücken mächtige Flügel *).

Ein Löwe, ebenfalls mit Flügeln und Mannskopf, beide wurden an Portalen zu Nimroud gefunden und geben durch die feine Arbeit Zeugniß, auf welcher Höhe die Bildhauerkunſt bei den Aſſyrern geſtanden iſt.

Die Statue von Sardanapal I., im Hohenprieſtergewand, Tiglat Pileſar II. (Theglath phalasnasar in der Vulgata). Eine Menge Basreliefs von Schlachtenbildern, ein koloſſales Manneshaupt mit Hörnern und Ohren eines Stieres und mit dem vielfach geringelten Bart. Ein Obelisk aus ſchwarzem Marmor, aus der Zeit des Sohnes von Sardanapal dem Großen, vor Chriſtus 932 Jahre. Die Basreliefs ſtellen Tribut- und Opferbringende dar — unter dieſen König Jehu, aus dem Stamme Omri und Hazael, der gleichzeitige König Syriens (erwieſen feſtgeſtellt durch die engliſchen Gelehrten Henry Rawlinſon und Dr. Hinks).

*) Die ungeheure Arbeit, welche es koſtete, um dieſe koloſſalen Gegenſtände auszugraben und weiter zu befördern, ſchildert Layard, der berühmte Forſcher und Unternehmer dieſer Expedition, in ſeinen Berichten weitläufig. — Die Ausgrabung und Reiſe obigen Stiers füllt in Layard's Buch ein ganzes großes Kapitel aus.

Zwei Statuen, darstellend den Gott Nebo auf Befehl Phulus (Pul) II. (770 vor Christus) und seiner Frau Sammuramit angefertigt, welche das Original der griechischen und römischen Semiramis gewesen sein dürfte. Vor der Konyuniik-Gallerie steht ein kolossaler Löwe, prachtvoll gearbeitet; dieser und ein Gefährte wurden an der Pforte eines Tempels gefunden. Die Gegenstände dieser Galerie wurden aus Konyuniik, dem einstigen Palaste Sennacharibs (721 vor Christus), bewohnt von seinem Enkel Sardanapal III., — durch Layard in den Jahren 1849 und 1850 aufgefunden und später nach London gebracht.

Dieser Saal enthält nicht weniger als sechzig Gegenstände — Marmor und Sandstein — von der größten historischen Wichtigkeit, darunter eine Schlacht und ein Triumphzug von Sardanapal III.

Die folgende Nimroud Side Gallerie (ein schmälerer Gang neben dem Hauptsaal) enthält 41 Basreliefs von 930 bis 902 vor Christus, also alle aus der Periode von Sardanapal dem Großen, dem ältesten Beherrscher Syriens, von dem bis auf den heutigen Tag Monumente aufgefunden sind. Man weiß nicht, soll man mehr die Höhe der Kunst für jene Zeit bewundern, oder vor dem hohen Alter dieser merkwürdigen Bilder in scheuer Ehrfurcht da-

ſtehen! Löwenjagden mit ſchön gemeißelten Thieren, eine Fahrt des Königs Sardanapal über einen Strom mit ſeinen Kriegern, Belagerungen mit beweglichen Thürmen, Fortführung von Gefangenen, Triumphzüge, Uebergabe einer Stadt und eine Empfangnahme der Gefangenen und der Kriegsbeute durch Sardanapal I. In der That, die lebendigſten Illuſtrationen zu Iſaias X., 6: „Wider ein treuloſes Volk (die Juden) will ich ihn ſenden, und gegen das Volk meines Zornes ihm Befehl ertheilen, daß er ſich Raut nehme und Beute nehme und es zertreten laſſe wie den Koth der Straßen.“

Wenn man in demſelben Saale Sardanapal zierlich in ſeinem Gewande ausgemeißelt — mit dem königlichen Abzeichen angethan und umgeben von den Thiergeſtalten, den Emblemen ſeines und der Aſſyrer Götzendienſtes, ſieht — ſo findet ſich desſelben Kapitels X., Vers 10 und 11 beſtätiget: „Wie meine Hand gefunden die Königreiche ihrer Götzen (regna idoli), ſo findet ſie auch die Götzen von Jeruſalem und Samaria. Sollte ich nicht, wie ich gethan an Samaria und ſeinen Götzen, auch thun an Jeruſalem und ſeinen Bildern? Aber es wird geſchehen, wenn der Herr vollbracht hat alle ſeine Werke auf dem Berge Sion und zu Jeruſalem, dann will ich heimſuchen die

Frucht des Hochmuthes des Königs von Assyrien und die Pracht seiner hochblickenden Augen."

Im Assyrian Basement-Room findet man über hundert der merkwürdigsten Marmore, viele Monumente von Senacharib, assyrische Wachen, Bogenschützen, Priester, Musiker, Krieger, sardanapalische Löwenjagden, eine Menge Szenen aus dem Leben Sardanapal III., u. s. w.

Im Assyrian transept jene merkwürdige kolossale Gestalt eines geflügelten Löwen mit dem Menschenantlitz, das schönste unter den ältesten Stein-Monumenten, welches wir am Tageslicht haben und kennen; die Muskulatur des Löwen mit Geschick und Fleiß tadellos im Stein wiedergegeben, und das Ganze der aus der Erde nach Jahrtausenden ausgegrabene Kommentar zu Daniel VII. 4., wo der Prophet die vier Welt-Monarchien sinnbildet, und dieselben eben nach diesen jetzt aufgefundenen Darstellungen malt, da er das assyrisch-chaldäische Reich bezeichnet: „Das erste war wie eine Löwin und hatte Adlerflügel, ich sah zu, bis ihm die Flügel ausgerissen wurden" u. s. w.

Wer sollte nicht innerlich bewegt sein, wenn er mitten in diesen gewaltigen Steinbeweisen der heiligen Bücher wandelt! Für die Mühen, den Aufwand und den Forscherfleiß, welche diese Gegenstände hier in

der britiſchen Metropole Jedem, der Antheil daran nimmt, zugänglich machten, iſt den Engländern die ganze gebildete Welt dankverpflichtet. In der That, hier nimmt man mit Freuden den glänzenden Beweis von der Macht des britiſchen Volkes entgegen: hier kommt man auch unwillkürlich zum Gedanken: dieſes Volk, d. h. der gebildete Theil desſelben, kann mit der ſo oft wiederkehrenden ſchmachvollen Politik ſeiner Miniſter nicht einverſtanden ſein.

Das britiſche Muſeum allein lohnt hinlänglich eine Reiſe nach London; was man hier ſieht — das kann man auf keinem Platz der weiten Erde wieder ſehen.

Von Intereſſe iſt ein ins Naive und Humoriſtiſche hinüberſpielendes Geſpräch, welches der gelehrte Forſcher Layard bei Gelegenheit der Ausgrabung des geflügelten Stiers von Nimroud mit einem Araberſcheikh, dem Gebietiger am Ausgrabungsort, gepflogen.

Nachdem der berühmte Stein aufgefunden und ausgegraben war, wußte der Scheikh des Staunens über dieſe findigen Europäer kein Ende.

Layard erzählt: „Sobald der Enthuſiasmus des Araberſcheikhs ſich erſt abgekühlt hatte, machte er moraliſchen Betrachtungen Platz. „„Wunderbar! Wunderbar! Es gibt ſicher nur einen Gott und Mohammed

iſt ſein Prophet!““ rief er nach einer langen Pauſe aus. „„Im Namen des Allerhöchſten, o Bey! ſage mir, was Du mit dieſen Steinen machen willſt. So viele Tauſende von Beuteln für ſolche Dinge auszugeben: Iſt es möglich, daß, wie Du ſagſt, Dein Volk Weisheit aus ihnen lernt, oder iſt es, wie Sr. Ehrwürden der Kadi erklärt, ſie kämen in den Palaſt der Königin, welche dieſe Götzenbilder. mit den übrigen Ungläubigen anbetet? Denn was Weisheit betrifft, ſo werden dieſe Figuren Euch nicht lehren, beſſere Meſſer, Scheeren und bunte Zeuge zu machen, und in der Hervorbringung dieſer Dinge zeigen ja die Engländer ihre Weisheit. Aber Gott iſt groß! Gott iſt groß! Hier ſind die Steine, welche ſeit der Zeit des heiligen Noah — Friede ſei mit ihm! hier begraben geweſen ſind. Vielleicht waren ſie ſchon vor der Sündfluth unter der Erde. Jahrelang habe ich in dieſem Lande gelebt. Mein Vater und meines Vaters Vater haben vor mir ihre Zelte hier aufgeſchlagen, ſie haben aber nie etwas von dieſen Figuren gehört. Seit zwölf Jahrhunderten haben ſich die wahren Gläubigen (und Gott ſei gelobt, ſie allein beſitzen die wahre Weisheit) in dieſem Lande niedergelaſſen und Keiner von ihnen hat je von einem unterirdiſchen Palaſte gehört, und auch die nicht, die

vor ihnen kamen. Und ſiehe! da kommt ein Franke aus einem viele Tagreiſen entfernten Lande und geht gerade auf dieſen Platz hin und nimmt einen Stock (hierbei erläuterte er die Beſchreibung mit der Spitze ſeiner Lanze) und macht eine Linie dahin und eine Linie dorthin. Hier, ſagt er, iſt der Palaſt und dort, ſagt er, iſt das Thor, und zeigt uns, was unſer Lebelang unter unſeren Füßen gelegen hat, ohne daß wir Etwas davon wußten. Wunderbar! Wunderbar! Haſt Du dieß durch Bücher erlernt, durch Zauberei oder durch Eure Propheten? Rede, o Bey! ſage mir das Geheimniß der Weisheit.""

„Die Verwunderung des Abd-er-Rahman war gewiß nicht ohne Urſache und ſeine Reflexionen waren natürlich genug. Ich war, während ich neben ihm ritt, in ein Nachdenken verſunken geweſen, das dem ſeinen nicht unähnlich war und aus dem er mich geweckt hatte. Sobald ſich eine neue Skulptur darſtellte, hatte ich ſolche Gedanken Tag für Tag gehabt. Ein Fremder brachte die ſeit länger als zwanzig Jahrhunderten begrabenen Monumente an das Tageslicht und bewies — den um ſie herum Wohnenden — daß Vieles von der Civiliſation und Weisheit, deren wir uns jetzt rühmen, unter ihren Voreltern exiſtirte, als „unſere Vorgänger noch ungeboren

waren," und dieß war in gewiſſer Hinſicht eine Anerkennung der Schuld des Occidents an den Orient. Es iſt in der That keine Urſache zur Verwunderung, daß ſehr entfernte und im Vergleich neue Nationen die einzigen Nachrichten über ein Volk aufbewahrt haben müſſen, das einſt die halbe Erdkugel beherrſchte, und daß dieſe den Nachkommen des Volkes und Denen, die ſeine Stelle eingenommen haben, zeigen müſſen, wo deſſen Städte und Monumente einſt ſtanden. Dieß war mehr als genug, Abd-er-Rahman's Erſtaunen rege zu machen und ich benutzte die Gelegenheit, ihm einen kurzen Vortrag über die Vortheile der Civiliſation und der Kenntniſſe zu geben. Ich will mich aber gerade nicht dafür verbürgen, daß meine Bemühungen ſoviel Erfolg hatten, als die Derjenigen, welche ſo viel Rühmens von den Miſſionen im Oriente machen. Alles, was ich bewirken konnte, war, dem Araberſcheikh eine übertriebene Idee von der Weisheit und Macht der Franken zu geben, was für mich inſofern nützlich war, daß durch ihn dieſe einen großen Eindruck bewirkend über das ganze Land verbreitet wurde und dieß wieder eine nicht weniger wirkſame Garantie für die Sicherheit meines Eigenthums und meiner Perſon abgab."

Der Tower.

Von Mauern und Gräben eingeschlossen ragen die Zinnen und Thürmlein dieser mächtigen Zwingburg zum Himmel empor. Auf die schwarze Geschichte dieser Burg, — so schwarz wie die Mauern derselben und so düster wie ihre Höfe und ihre eisenvergitterten Zwinger — haben die Engländer keine besondere Ursache stolz zu sein. Das Gebäude ist am Ende des 12. und Anfangs des 13. Jahrhunderts gebaut worden, es steht mit einer Seite nach der Themse hin, und sollte als eine Festung Londons gegen herannahende Feinde dienen, welche den Fluß heraufkommen wollten. Ein Herr Bailey, dem es darum zu thun war, dem Tower einen besonderes altaristokratischen Anstrich zu verschaffen, stellte im vorigen Jahrhunderte die Behauptung auf: Derselbe sei schon zur Zeit Constantin des Großen erbaut worden. — Seit König Stefan haben hier mehrere Könige residirt.

Der Tower wird in einem fort besucht, — ein halb Dutzend Invaliden sind beständig auf den Beinen,

jeder hat eine Fremdentruppe zu führen. Die Fremden ſammeln ſich in einer eigenen vor der Burg erbauten Hütte, die auf dem Tower Hill liegt, ſo wird die Anhöhe genannt, auf der einmal der Richtplatz war, und wo die Köpfe dutzendweiſe abgeſchlagen wurden. Hier zahlt man ſeine Eintrittstaxe, bekömmt die Karte und wird dann einem Führer übergeben. Dieſe Führer ſind mittelalterlich gekleidet, ein blaues Wamms, an den Schößen ausgezackt wie die Schießſcharten alter Feſtungen, ſo daß die Wämmſer wie nach unten geſtürzte Thürmlein ausſehen, — ein ſchwarzes Baret mit bunten Bändern, einen Ledergürtel um die Mitte. — Jener, dem ich zugetheilt wurde, ſprach ein ſo unverſtändliches und verzwicktes Engliſch, daß es den Anſchein hatte, als ſollten die Geheimniſſe des Towers ja nicht zu viel unter die Fremden kommen. Seine Figur erinnerte lebhaft an Falſtaff, auch wandelte er mit viel Tapferkeit unter kleinen Kanonen, unter Schwertern, Hellebarden und unterſchiedlichem Kriegsgeſchoß.

Zuerſt wird man in die alte Waffenkammer geſchleppt, darin iſt die Geſchichte der engliſchen Herrſcher in ihren Rüſtungen und Trachten aufgeſtellt. Eine beſonders abgöttiſche Verehrung hat man der frommen Königin Beß zugedacht. Eine Reiter-

ſtatue der Eliſabeth ſteht in einem Saale in einer eigenen Niſche. Pferd, Geſicht und Hände ſind aus Holz, nach gewöhnlicher Zeughaus- und Waffenkammermanier, ſtatt eines Panzers trägt Eliſabeth eines ihrer wirklichen einſtigen Kleider, es iſt mit Perlen und Goldfäden geſchmückt, — alles aber ſtaubig und die Farben abgeſtanden. Der Ausdruck des Geſichtes geſpenſtiſch und unheimlich. Die Gewänder hängen loſe an der grauenerregenden königlichen Puppe, welche durch Ironie oder Zufall in einer höchſt merkwürdigen, ihrem Charakter und ihrem Regiment zuſagenden Umgebung ſich befindet. Gerade in dieſem Eliſabethſaal ſind die verſchiedenſten Torturwerkzeuge und Marterinſtrumente aufgeſtellt, welche einſt der hochnothpeinliche Scharfſinn zur Befeſtigung der Gewaltherrſchaft erfunden hat, und die verglaſten Augen der Königin ſehen geradewegs auf verſchiedene eiſerne Pflöcke und Henkerbeile nieder, die auf manchem Schaffot — mit dem Blut der edelſten Männer Englands gefärbt worden ſind. Ja der Blutroſt hat ſich mit einer ſo hiſtoriſchen Hartnäckigkeit in manche dieſer Rule Britannia-Inſtrumente hineingefreſſen, daß ihn die Wärter und Aufſeher der Waffenkammer gar nicht mehr herauspoliren können. In der That eine würdige Umgebung der jungfräulichen Königin!

Es ist dieses historische Waffen- und Rüstungengerümpel in engen, finstern, nichts weniger als prachtvollen Zimmern aufgestellt. Dann wird man in einen eigenen Thurm geführt und dort einer Frau übergeben, welche die verschiedenen Kronen und Taufbecken englischer Könige herzeigt. Mag sein, daß diese Dame in Rücksicht auf die Taufgegenstände, die ihrer Obhut anvertraut sind, — auch — Pathengeschenken nicht abgeneigt ist. Diese goldenen und sehr werthvollen Prätiosen hat man in einem ringsum mit Kalk beweißten Thurmraum zur Schau aufgestellt, und zwar befinden sich dieselben in einem runden Käfig aus dicken und dicht aneinander gereihten Eisenstäben, um welche man herumgehen kann. Es sind mir diese dicken Eisenstangen wie eben so viele schwarze und große Fracturbuchstaben vorgekommen — welche für sämmtliche Diebe, Räuber und sonstige Galgenvögel der vereinigten Königreiche die eindringliche Lehre enthalten: „Meine lieben Jungen, gebt Euch keine Mühe — an diesen Rubinen, Smaragden, Topasen, Saphiren und Goldklumpen werdet Ihr Euch so geschwind keinen Zahn ausbeißen." Es schien mir das großartigste Mißtrauensvotum für Ihrer Majestät Unterthanen ausgestellt.

Die bitterste Stimmung in dem großen schwarzen mit weitläufigen Höfen versehenen Gebäude erregt der

ſogenannte Beauchamp-Tower. Ein uralter Bau mit kleinen Fenſterlucken, zwei thurmartigen Erhöhungen und einigen in Unordnung über einander ſtehenden gothiſchen Fenſtern. Es war dieſer Beauchamp-Tower das berüchtigte Staatsgefängniß, welches die ſogenannten politiſchen Verbrecher im 16. und 17. Jahrhunderte eingeſchloſſen hat.

Durch eine kleine mit dicken Eiſenplatten beſchlagene Thüre kommt man über eine ſchmale Stiege aufwärts in jenes merkwürdige ſaalähnliche Zimmer (mit nur Einem ſchmalen Doppelfenſter) — deſſen Wände noch heut zu Tage, — ohne daß ſie reden können, von maßloſem Unglück durch ihre Inſchriften — erzählen.

Es wurde hier nämlich vor einigen Jahren die Tünche mit Sorgfalt herabgekratzt, und da rollten ſich unter derſelben Tafeln traurigen Andenkens auf. Inſchriften und Basreliefs kamen zum Vorſchein, welche von unglücklichen Gefangenen, die jahrelang hier zwiſchen Leben und Tod ſchwebten, Kunde geben.

Es fanden ſich im Ganzen 91 Wand-Inſchriften, ein W. R. Dick hat ſelbe in einer eigenen Broſchüre A short sketch of the Beauchamp Tower in London herausgegeben. Es ſollen hier jene dieſer In-

ſchriften erwähnt werden, — die zunächſt einen religiöſen Inhalt haben, da dieſelben unſers Wiſſens in Deutſchland noch nicht bekannt worden ſind.

Ein Abt von Whalley in Lancaſhire ſchreibt im Jahre 1569: „Chriſtus iſt meine Hoffnung" und darunter ſeinen Namen. (My hope is in Christ Walter Paslew.)

Nahe daran Robert Dudley, der dritte Sohn des Herzogs von Northumberland. Er ſpielte eine wichtige Rolle, kam aus dem Gefängniß und endete ſein Leben auf ſeinem Schloſſe zu Kenilworth 1588.

Ein William Beveridge, 1562, ein hier ſeinen Tod erwartender katholiſcher Prieſter; — der Verfaſſer der Skizze über den Tower nennt die treue Standhaftigkeit des Martyrers (punished for his obstinacy in matters of religion): Widerſpänſtigkeit in Religionsangelegenheiten.

Ohne Namen findet man die Worte aus dem erſten Briefe von St. Peter: „Honour all men. Love the brotherhood. Fear God. Honour the king." Weiter unten die Worte: „Hoffe auf Gott."

Ein Arundel ſchreibt am 22. Juni 1587: „Je mehr Leiden für Chriſtus hier, deſto größer die Glorie in Chriſtus dort. Du haſt ihn mit Ehren und Ruhm gekrönt, o Herr! der Gerechte wird ewig

bestehen." — Der Vater, der Großvater und der Urgroßvater dieses Grafen waren auf dem Schaffot gestorben. Er schrieb dies an die Königin Elisabeth, wurde freigelassen, ging aber so geschwind als möglich aus der Mordhöhle Britanniens hinaus.

Der berühmte Name John Dudley — er unterlag seinem Leiden hier in diesem Kerker 1558.

Rv. Bainbridge; unter dem Namen eine kniende betende Gestalt. Er war ein Mitglied des Hauses der Gemeinen und hatte ein paar ungünstige Worte über Elisabeth gesprochen. Jahrelang konnte er hier über die gute Königin nachdenken.

Der Name Jesus und darunter Folgendes:

I. H. S.

„Wise man ought circumspectly to see what they do, et cet. Charles Balley."

Ein junger Mann aus Flandern; er kam mit Briefen von Verbannten nach England, wurde erwischt — und mußte hier büßen.

Ein Irländer schrieb: „O Herr, der Du im Himmel bist, gib Gnade und ewiges Leben dem Miagh, Deinem Diener im Gefängniß." Ueber sein Geschick konnte nichts eruirt werden.

Ein William Name schreibt aus der heiligen

Schrift: „Beſſer iſt das Haus der Trauer als das der Luſtbarkeit“ u. ſ. w. 22. April 1559.

Ein Thomas Clarke ſaß hier 1578. Er apoſtaſirte und bekam eine gute Pfründe zu St. Pauls Croß.

Ein Edmund Pole ſchreibt in ſonderbarem Latein 1562: „I. H. S. Dio Semin in lachrinis in exiltitiane meter.“ Das ſoll heißen: „Die in Thränen ſäen, werden in Freuden ärnten.“ Er war ein Enkel des unglücklichen Herzogs von Clarence, Bruders König Eduard IV.

Ein T. Salmon ſchreibt: „Nec temere, nec timore.“ Er wurde frei und ſchrieb dieß in folgenden Worten: „Close prisoner 8 monethes, 32 wekes, 224 days, 5376 hovres.“ Welcher Jubel — und doch zählt er noch genau die traurigen Stunden.

Ein Thomas Rooper ſchreibt 1570: „Aus der peinvollen Wanderſchaft wollen wir im Hafen der Freude einlaufen.“ Er war Katholik und Schwiegerſohn Thomas Moore's.

Lord Guildford Dudley, Gemal der unglücklichen Johanna Grey, ſaß auch lange hier; am 12. Februar 1554 wurde er enthauptet! Er ſchrieb nichts an die Wand als den Namen ſeines geliebten Weibes: „Jane.“

Ein Charles Balley ſchreibt: „Sei nur Eines Freund und Keines Feind. Die Furcht des Herrn iſt der Weisheit Anfang. Hoffe auf das Ende und habe Geduld. 1571 den 10. September.“

Ober einem Fenſter: „Wir ertragen Mühſal und Schmach, weil wir auf den lebendigen Gott vertrauen, welcher der Erlöſer aller Menſchen iſt, beſonders derer, die auf ihn vertrauen. 1581.“

Ein Thomas Abel, Rechtsgelehrter, Hofkaplan der Königin von Arragon, war ſtandhaft gegen die Eheſcheidung Heinrich VIII. — und leiſtete nicht den Suprematie-Eid; am 30. Juli 1540 wurde er hingerichtet. Er ſchrieb ſeinen Namen als Rebus. Oben Thomas, dann ein A und unter dem A zeichnete er eine Glocke (engliſch heißt die Glocke bell, oder früher bel).

Doktor Cooke 1540. Er war Prior von Doncaſter und ſtarb, den Suprematie-Eid verweigernd, 1540 den Martyrertodt. Er wurde zu Tyburn gehängt und dann geviertheilt.

Ein Ingram Percy ſchreibt: „Sei treu.“

Einer, Namens Page, ſchreibt: „In Gott iſt meine Hoffnung.“ Er war Rechtsgelehrter, ging als Katholik nach Frankreich, kehrte dann als Prieſter zurück — um den Katholiken zu dienen — und

wurde hier eingekerkert und hingerichtet. Zeichen des Kreuzes findet man wiederholt an den Wänden.

Es ist somit diese Halle ein ehrwürdiger, durch standhaftes Martyrium geheiligter Ort. Man fühlt sich in dem Raume, der so viele tausend und tausend Seufzer unglücklicher Schlachtopfer vernommen hat — durch den Gedanken getröstet, daß alle Schmerzen und Wehen vorübergehen, und daß es ein Gericht gibt, welches über den Menschengeist ein endgiltiges Urtheil spricht — welches fortwirkt, wenn alle Richterstühle der Welt längst eingebrochen und zerstäubt sind. Ein paar historische erwiesene Thatsachen, die aus guten Gründen von den poetischen Anfertigern der englischen Geschichtswerke übergangen werden, sollen hier zur Beherzigung mitgetheilt werden. Sie fallen nach der Zeit, aus welcher die Inschriften im Beauchamp Tower herrühren. Muthmaßlich wurden die Blutzeugen, von denen hier im Verlaufe die Rede ist, und von denen viele zu London gemartert wurden, — in andere schlechtere Kerker des Tower vor ihrem Tode geworfen. Während dem Regiment der Königin Elisabeth wurden nicht weniger als 124 katholische Geistliche und 63 Laien, darunter auch Frauen, auf die grausamste Weise hingerichtet. Der Hinrichtung ging gewöhnlich Folterung, — Aufschlitzung des Bauches, — Her-

ausreißung der Gedärme und des Herzens und Schleifung bis zum Galgen oder Schaffot voraus. Auch nach dem Tode der glorreichen Königin wurden noch 79 in dieſer Weiſe um ihres katholiſchen Bekenntniſſes Willen gemartert und hingerichtet. Die Tauſende, welche in Kerkern ſtarben, können nicht angegeben werden. Challoner gab inmitte des vorigen Jahrhunderts in zwei großen Oktav-Bänden die Geſchichte der Blutzeugen Englands heraus. Der erſte Band umfaßt die Blutgerichte von 1577—1603, der zweite von 1604—1684. — Dr. Junkman hat das im höchſten Grad belehrende Werk ins Deutſche überſetzt, es erſchien 1852 bei Schöningh in Paderborn unter dem Titel: „Dr. Challoners Denkwürdigkeiten der Miſſionspriester und anderer Katholiken, die in England wegen ihrer Religion den Tod erlitten haben.“ Junkman ſagt in der Vorrede: „Die Prozeſſe der engliſchen Blutzeugen erinnern lebhaft an die Märtyrerakten der erſten drei Jahrhunderte der Chriſtenheit, ſie erinnern ebenſo lebhaft und mahnend an alle Leiden, welche die Katholiken bei der Einführung wie bei der Befeſtigung des Proteſtantismus in allen Ländern haben erdulden müſſen, ſo daß man mit Recht ſagen kann, daß jeder Vorwurf, der proteſtantiſcherſeits über die blutige Unduldſamkeit der Katholiken

gemacht wird, genau betrachtet mit gleicher, wenn nicht mit doppelter Wucht auf die Reformation zurückfällt."

„Möge aber auch dieſe Betrachtung, welche ſich hier ſo nothwendig aufdringt, nicht zur Entfremdung, ſondern zur Einigung dienen, wo vor allen uns Deutſchen nichts mehr Noth thut zu einem ehrenvollen ſelbſtändigen Beſtehen unter der Nation, als Einigkeit. Möge dieſe Betrachtung nur dazu dienen, den Schleier zerreißen zu helfen, welcher jetzt ſo vielen edlen, hochherzigen und frommen Gemüthern die makelloſe Schönheit und Segensfülle der Kirche verbirgt."

Dieſes beſagte Werk ſoll man geleſen haben, wenn man den Tower mit beſonderem Intereſſe beſichtigen und die verſchleierte Geſchichte Englands durch conſtatirte Thatſachen entſchleiert kennen lernen will.

Westminster.

London ist an monumentalen Bauten überaus arm. Bei Gelegenheit einer Debatte über den Neubau des auswärtigen Amtes äußerte sich Lord Elcho in der Unterhaussitzung am 8. Juli 1861 über Londons Civilbauten wie folgt: „Die Londoner Straßen-Architektur ist ohnehin schon niederträchtig genug, das Parlament möge sich doch nicht dazu hergeben, sie noch erbärmlicher zu machen."

Die Westminsterkirche in London wird kaum je mehr übertroffen werden. Sie ist der merkwürdigste Bau Englands — ein steinernes Geschichtsbuch des Landes. Freilich hat die Architektur durch die Masse von Grabdenkmälern gelitten. Man hat vom Innern keine Uebersicht, denn von Pfeiler zu Pfeiler ziehen sich abschließende Wände, die unbarmherzig in den Bau eingefügt wurden, daß sie den Monumenten als

---

*) Diese Beschreibung von Westminster wurde vom Verfasser in einer Konversation des Doktorenkollegiums der philosophischen Fakultät zu Wien in Gegenwart von Doktoren der vier Fakultäten vorgetragen.

Hintergrund, als eine Art Friedhofsmauer, oder als eine Wand zum Anlehnen derſelben dienen. Wendet man den Blick nach oben, ſo wird man von der Schönheit des Baues überraſcht. Der Abſtand der Pfeiler iſt beinahe um die Hälfte geringer als die Breite des Mittelſchiffes — dadurch bilden die Gurten und Rippen oben eine Maſſe ſchiefer Winkel, und dieſe ein ſymmetriſches Steingeflecht, welches durch das ſchönſte Ausmaß richtiger Verhältniſſe das Auge erfreut. In den Domen zu Antwerpen und Florenz, dann in der halbausgebauten (und als ſolche ſchon 200 Schritte langen) Petroniuskirche zu Bologna iſt der Pfeilerabſtand mit dem Mittelſchiffe gleich, ſo daß ſich oben mit den Rippen durchkreuzte Quadrate bilden, ein Umſtand, der den Anblick großartiger und ernſter macht, aber nicht ſo warm anſpricht und ſo zauberiſch wirkt, wie die angedeutete Pfeilerſtellung bei deutſchen und engliſchen Kirchen.

Als Friedhofskirche (für berühmte oder reiche Florentiner) gewährt Sta. Croce zu Florenz einen freundlicheren Anblick als Weſtminſter. Reich mit Licht getränkt, dehnen ſich dort die marmornen Reihen der Gräberplaſtik an den Wänden der Seitenſchiffe bis zum Kreuz, deſſen viele mit Grabmälern zu beiden Seiten geſchmückte Kapellen gleichſam die Blüthen-

krone der Kirche darstellen. Der helle Farbenton, das Licht und der einfache Bau der großartigen Basilika, die überall einen Durchblick durch ihren Säulenwald gewährt, läßt die Hunderte von Monumenten für die Todten auch etwas gelten, während in Westminster der reiche, erhabene und ernste Architekturschmuck, wie auch das altergraue Gestein und das Grabesdunkel die modernen Denkmäler in ihrer dem Bau durchaus nicht entsprechenden Stylisirung im Gesammtanblick als niedriges, hellfärbiges Unkraut erscheinen läßt, das unten an den Wänden wuchernd aufgesprossen und sich von Pfeiler zu Pfeiler fortgeschlungen hat.

Schon 1790 sagt Thomas Penannt in seiner Beschreibung Londons, welcher er den einfachen Titel: „Of London“ vorsetzte, über die styl- und christenthumswidrigen Gräber allhier: „Die sorglos hingelehnten Bildnisse von Helden in langen, weiten Röcken und großen Perrücken folgen zunächst, und nach ihnen kommen Büsten und Statuen, die mit den Verdiensten ihrer Urbilder prahlen und von einem so zahlreichen Gefolge heidnischer Gottheiten begleitet sind, daß man eher in einem heidnischen Pantheon, als in einer christlichen Kirche zu sein vermeint.“

Der Grundstein zu Westminster wurde 610 vom König Sebert gelegt. 958 zerstörten die Dänen diese

Kirche. Eduard der Bekenner baute ſie prachtvoll wieder auf, ſpäter wurde an den Chor die Kapelle Heinrich VII., ein Wunder von prunkvoller überladener Gothik, hinzugefügt. Von Eduard dem Bekenner an bis zu Eduard II. ruhen hier Englands Könige und Fürſten. Beim Kloſterſturm unter Heinrich VIII. wurde der Bau vom fanatiſirten Pöbel arg beſchädigt; die gräulichſte Verwüſtung aber iſt den Puritanern zu danken, ſie zertrümmerten die herrlichen Glasmalereien, und noch heute geben viele abgeſchlagene Naſen und Hände an den Statuen der Grabmäler Zeugniß von jenem unheilvollen Geiſte — der ſich lieber durch Zerſtörung als durch Erbauung bemerkbar macht.

Die größte Gefahr drohte dem Bauwerk kurz nach der Reformation. Die völlige Zerſtörung der Weſtminſterkirche war ſchon beſchloſſen, und zwar durch Eduard Seymour Herzog von Sommerſet, Protektor von England nach Heinrich dem VIII., ſeinem Schwager. Der Engländer Penannt berichtet hierüber: „Währenddem der Protektor Sommerſet mit voller Gewalt regierte, drohte dieſem prachtvollen heiligen Bau gänzliche Zerſtörung. Er wollte ihn nämlich bis auf den Grund niederreißen laſſen — und das gewonnene Material zu ſeinem Palaſte verwenden,

den er damals in der Straße the Strand erbaute, und der jetzt noch unter dem Namen Sommerset house bekannt ist. Nur durch eine Vergütung von nicht weniger als 14 Landgütern ließ er sich von seinem Vorhaben abbringen.“ Penannt sagt hierüber: „Wir Sterbliche sollen in Anbetracht des Mißgeschickes von unserm Nächsten nicht leicht von der Rache des Himmels sprechen; aber in diesem Falle könnte man ohne Vermessenheit und Aberglauben annehmen, es habe der allmächtige Gott den Sturz dieses Mannes als eine Mahnung für ruchlose Menschen geschehen lassen. Er wurde auf dem Schaffote zu Towerhill enthauptet und nur deßwegen beklagt, weil sein Sturz durch einen Mann bewirkt wurde, der noch ruchloser und ehrgeiziger war — als sein Opfer.“

Penannt meint hier den Herzog von Northumberland, Grafen von Warwik. Sommerset wurde 1552 hingerichtet. Sommersethouse ist der schönste Palast an der Themse und im Strand, wohin er seine Fronten bildet. Der Hof gleicht dem kolossalen Hof einer Königsburg, — wie wir in Deutschland keine haben; und der Erbauer mußte sein Haupt auf den Block legen, und es mit dem Beil vom Rumpfe abhauen lassen. Wahrscheinlich war es derselbe Block und dasselbe Beil, welche heute noch im Tower zu sehen sind.

Im vorigen Jahrhundert wurde die Kirche durch Sir Christopher Wren reſtaurirt. Daß dem Manne ſein Werk nicht gelungen iſt, — lag in der Zeit, welche vom Verſtändniß gothiſcher Bauten am weiteſten verirrt geweſen; ſo ſchlecht die Reſtauration ausfiel, muß man aber doch geſtehen, daß in den Jahren Wrens — ſeine Arbeit im Vergleich mit denen ſeiner Zeitgenoſſen in ganz Europa — noch wahrhaft Bewunderung verdient.

Ein Grabmal, — auf welches jeder civiliſirte Nichtbrite von einiger literariſchen Bildung in Weſtminſter zuerſt losgeht, iſt jenes, das dem Großmeiſter der Poeſie aller Jahrhunderte angehört, der mit dem hohen Adlerſchwung ſeines Genius die Griechen und Römer überflügelt — und dem bisher kein Deutſcher und ſchon gar — kein Franzoſe in die Nähe gekommen, trotzdem, daß ihn Voltaire in der lächerlichſten Selbſtüberſchätzung und im totalſten Unverſtand einen Wilden von wenig Bedeutung genannt hat.

Dante und Shakeſpeare ſind doch bisher die Doppelſterne der höchſten Poeſie. Der eine greift in's Jenſeits hinüber, der andere webt das Menſchengeſchlecht in klaren großartigen Bildern, wie es in der Menſchenwelt auf Erden gewebt iſt — aus Vorſehung und Freiheit, den beiden Faktoren des Menſchen-

lebens. Der große Brite ist kein Dichter des Fatums oder der Prädestination, er ist weder Heide noch Kind der reformatorischen Weltanschauung, — die er auch nie in seinen Dramen verherrlicht hat, — so nahe dieses bei den damaligen Zeitumständen gelegen wäre.

Daß unter den Westminstermonumenten, deren Zahl über 400 geht, sich mindestens über 300 Namen befinden, die höchstens nur hie und da für einen speciellen Gelehrten über den Kanal herüber gedrungen sind, versteht sich von selbst. So ist es auch bei den meisten jener Florentiner, die in Sta. Croce begraben liegen, ihre Namen sind auch in Florenz schon verklungen. Der erste Zug der meisten Besucher von Westminster — mit Hintansetzung aller großen Herren, die hier schlafen, und von denen so viele hoch in Ehren und in der Fülle des Reichthums gelebt, — geht zu dem armen Dichter aus Stafford — der es nur zu den allermäßigsten Glücksumständen gebracht, und der seine Tage dem äußern Anschein nach als stiller Spießbürger zu Stafford am Avon in der Zurückgezogenheit vom offenen Markt des Lebens beschlossen hat.

Das Monument Shakespeare's wurde erst 1740 auf Subskription errichtet und zwar auf Veran-

laſſung vom Grafen Burlington, Dr. Mead, Mr. Pope und Mr. Martin. Die Zeichnung iſt von Kent, — ausgeführt iſt es von Shermaker. Ober dem Haupte des Dichters ſtehen in einer ſchwarzen Marmortafel mit goldenen Letiern die Worte:

Guilielmo Shakespeare
Anno post mortem CXXIV.
Amor publicus posuit.

Ach wie ſpät kommt oft die öffentliche Liebe und Werthſchätzung — über ein Jahrhundert ſchlummert ſie nach dem begonnenen Todesſchlaf des Geliebten!

Die Häupter Heinrich V., Richard III. und der Königin Eliſabeth bilden gleichſam die Piedeſtale eines Steintiſches, auf welchem drei Bücher liegen. Auf dieſe iſt der rechte Arm des Dichters gelehnt, mit der linken Hand hält er eine Schriftrolle und auf dieſer ſteht die berühmte Vergänglichkeitsſtelle aus dem „Sturm," wie dieſe im 4. Akt dieſes Stückes von Proſpero dem rechtmäßigen Herzog Mailands geſprochen wird:

The cloud-capt towers, the gorgeous palaces
The solemn temples, the great globe itself
Jea, all which it inherit, shall dissolve
And, like this insubstantial pageant faded
Leave not a rack behind.

Es ſtürzen wolkenhohe Thürme und Paläſte
Und hehre Tempel, ja der Erdball ſelbſt
Und was darauf iſt, das wird untergeh'n
Und wird verſchwinden ſpurlos, wie dieß leere
Schaugepräng erblaßt.

Hier in London, in Weſtminſter hat gerade dieſe Stelle den beſten Platz auf der ganzen Welt gefunden. Sie iſt ein Hohngelächter, das rings in die weiten Bogen hinaustönt — ein Hohngelächter, das von Hunderten der ſtolzen Monumente widerhallt — aber ſie auch in Scherben zuſammenbricht, ſie iſt der furchtbarſte Ausdruck irdiſcher Vergänglichkeit, wie dieſe nur ein chriſtlicher Dichter mit eben ſo großer Ruhe und Reſignation als auch mit Schärfe und Markirtheit ausſprechen kann.

Selbſt daß dieſe irdiſchen Herrlichkeiten, dieſe berühmten Männer, dieſe Helden und Schriftſteller, dieſe Staatsmänner und Philoſophen, dieſe großen Dichter und Schauſpieler ſich unter die Bogen dieſer heiligen Tempelhallen geflüchtet haben — ſelbſt dieſer Umſtand ſichert ihren Monumenten nur auf geringe Zeit das Fortbeſtehen, denn auch „the solemn temples“ ſind dem Untergang verfallen. Hier fällt einem unwillkürlich die Parallelſtelle aus Petrarca's Trionfo del Tempo ein:

Passan vostri trionfi e vostre pompe
Passan le signorie, passano i regni
Ogni cosa mortal tempo interrompe.

Gerade der Dichter, der nicht nur die erlauchte Verſammlung der Weſtminſterabtei, der auch alle anderen Poeten an der Größe des Genius und der Conception überragt, ſteht ſelbſt im ſogenannten Dichterwinkel gerade wieder in einem eigentlichen Winkel. Hundert Jahre, ehe Shakeſpeare dieſes Monument errichtet wurde (alſo ungefähr 1640), hat ſchon der große Milton in einem Gedicht ausgeſprochen: daß Shakeſpeare eigentlich gar kein Monument nöthig habe, „er, der theuere Sohn unvergeßlichen Gedächtniſſes, des Ruhmes großer Erbe, was brauchſt du ein ſchwaches Zeugniß für deinen Namen, du haſt zu der Welt Staunen und Verwunderung dir ſelbſt — ein ewig Monument gebaut."

(Dear son of memory, great heir of fame
What need'st thon such weak witness of thy name
Thou in our wonder and astonishment
Hast built thyself a live-long monument.)

Milton ſchließt das Gedicht mit dem emphatiſchen Ausſpruch: Um ein ſo gefeiertes Grab zu bekommen, wie das deine, dürften Könige — zu ſterben wünſchen:

And so sepulchred, in such pomp dost lie
That Kings for such a tomb would wish to die.

Daß abgesehen von den renommirten Königsleichen und von Isaak Newton, die Hunderte anderer ruhmgekrönter Leute, die hier in den langen Schiffen der Kirche herumliegen, oder ihre Monumente haben, gegen Shakespeare's Ruhm doch mehr oder minder nur Dii minorum gentium sind — wird Niemand in Abrede stellen.

Da findet man eine Büste Ben Johnsons, des Zeitgenossen Shakespeare's, den seine Schmeichler auf eine gleiche Linie mit Shakespeare, ja über diesen stellten — † 1627, da finden wir die Büste Samuel Buttlers † 1660, Verfasser des seiner Zeit berühmten Hudibras. Dieser Buttler war eigentlich ein armer Teufel und starb in Armuth und Noth. Das hatte er von seinem Witz, wußte er es nicht, daß dem Menschen eher die blödeste Schmeichelei zum Ueberfluß — hilft, als ihn der beste Witz vor dem Hungertod bewahrt. Seine Grabschrift schließt mit den Worten: Jetzt sollte er, der Alles (im Leben) entbehren mußte, auch noch eines Monumentes entbehren. John Barber, Bürger von London, trug Sorge, daß dieser Stein über ihn gesetzt worden 1712. — Ich meine kaum, daß dieser Grabstein mit Büste und zwei Masken

am Sockel, dem citizen of London John Barber auf 50 Pfund gekommen. Welch eine Bagatelle, um damit das Recht zu erlangen, am Rockſchooß einer Celebrität — ſich anhängen und ſo einige Jahrhunderte eine kleine Unſterblichkeit ſich kaufen zu dürfen. Trotz dieſer ſchlechten Auslegung verdient doch dieſer Bürger auch gelobt zu werden. Vielleicht hätte er dem Buttler zu ſeinen Lebzeiten auch etwas zum Eſſen gegeben. Die Welt iſt ſo ſchlecht als der ſchlechte Vater im Gleichniß des Evangeliums, der ſtatt dem Brot einen Stein hergibt.

Ferner eine Büſte Milton's, † 1674, mit dem überaus edel geformten Geſicht. — Da hält eine ſitzende Frauengeſtalt die Medaillonbüſte des melancholiſchen Friedhof-Lyrikers Thomas Gray, † 1771. Ferner die gekrönten Poeten: Thomas Shadwell, † 1692, William Maſon, † 1797, Matthew Prior, † 1721. Von dieſen dreien iſt nur der Name des letzteren nach Deutſchland gedrungen. Die originelle Grabſchrift iſt von ihm ſelber:

Ihr Edlen und Wappenherolde mit Eurem Verlaub,
Hier liegt, was einſt Matthew Prior war, ſein Staub;
Er ſtammte von Adam und Eva im geraden Lauf,
Reichen die Ahnen von Bourbon oder Naſſau höher hinauf?

Der Dichter ſcheint von den Gliedern dieſer Familien nicht die vermuthete Anerkennung gefunden,

und darum ſtatt eines üblichen Schmetterlings — obige Weſpe in ſeinen Grabſtein gemeißelt zu haben.

Nun erſcheinen Dutzende engliſcher Dichter, deren Namen nicht über den Kanal gekommen ſind, und wir gelangen zum Ahnen der engliſchen Dichtkunſt, zu Geoffrey Chaucer, † 1400. Ein gothiſches Grabmal in Form einer Altarmenſa deckt die Gebeine des Sängers. Von den neuern Dichtern ruhen hier Thomas Campbell, † 1844, und Robert Southey, † 1843, der witzige, aber auch mit der Beigabe der Melancholie behaftete: John Gay, geboren 1688, † 1732. Ich ſchenkte ſeinem Grab beſondere Attention. Die Originalausgabe ſeiner Fabeln: Fables by the late Mr. Gay London Crowder, veranſtaltet vom Herzog Queensbury 1736, war das erſte Buch in engliſcher Sprache, das ich in meiner Jugend beſeſſen. Darin iſt am Schluſſe auch Gay's Biographie. Von Haus aus, obwohl von einer guten Familie ſtammend — ein armer Teufel, brachte er einige Jahre als Lehrling bei einem Seidenhändler in London zu, aber das behagte ihm nicht, er war zu keinem Ziffermacher (counter-castor) geboren. Seine Beggars opera hatte einen Erfolg, der vordem auf der engliſchen Bühne nie dageweſen. Der Herzog und die Herzogin von Queensbury nahmen ihn zu ihrem Haus-

genoſſen auf — er lebte auf ihren Landſitzen mit der Familie und ſtarb in einem ihrer Schlöſſer. Als er tödtlich erkrankte, wurde der berühmte Dr. Arbuthnot conſultirt — dieſer ſprach den nackten Satz, daß ſeine Kunſt hier am Ende ſei, mit den tröſtlichen Worten aus: „es ſei dieß der akuteſte Fieberfall, der ihm je vorgekommen (that it was the most precipitate case he ewer knew). Noch auf ſeinem Todtenbette ſchrieb er an Pope — dieſer ſollte für den Fall, daß er (Gay) einen Grabſtein bekomme, die Inſchrift darauf ſetzen: „daß das Leben ein Scherz ſei" — wohl ein trauriger Scherz mit einem traurigen Ende, es war zu jener Zeit unter den Witzköpfen Englands an der Tagesordnung — im Todeskampfe irgend ein Bonmot loszulaſſen. Pope ſchrieb auch die Grabſchrift, worin ein Vers der beſte iſt für Pope und Gay, da der Erſtere vom Letzteren ſagt: Er ſei an Witz (Geiſt) ein Mann, an Einfalt ein Kind geweſen (In wit a man simplicity a child).

Der Herzog und die Herzogin Queensbury, „wie ſie den Dichter geliebt und geehrt im Leben, betrauerten ſie ihn im Tode und errichteten ihm dieſes Denkmal."

Seiner Leiche wurde die Ehre der höchſten Ariſtokratie zu Theil, man brachte ihn nach London und

er wurde bei Exeter change im Palaſt des Herzogs aufgebahrt, mit ſechs Pferden und drei nachfolgenden Trauerkutſchen nach Weſtminſter gebracht (und zwar um 8 Uhr Abends am 23. December, 12 Tage nach ſeinem Tode). Das Leichentuch trugen Graf Cheſterfield, Lord Viscount Cornbury, honourable Mſtr. Berkeley, General Dormer und Mr. Pope. Der Decan von Weſtminſter, zugleich Biſchof von Rocheſter, verrichtete die Liturgie. — Unweit des Grabmals iſt er gegenüber von Chaucer eingeſenkt. Warum haben wir dieſem Mann ſo viel Biographie gewidmet? Weil er ein überaus ſeltenes Exempel im Dichterleben darbietet. Man verſorgte ihn reichlich und ehrenhaft im Leben, die hohe Ariſtokratie behandelte ihn im Leben und beim Begräbniß als Ihresgleichen, und ſeine erlauchten Patrone rühmten ſich am Sockel des Grabſteins ſeiner Freundſchaft. Ein ſeltenes Dichterlos!

Auch der edle Verfaſſer des Vikars von Wakefield hat hier ſeinen Stein — Oliver Goldſmith ruht aber in Temple-Churchyard. Dr. Johnſon erzählt, er ſei einmal mit Goldſmith in der Weſtminſterabtei im Dichterwinkel herumgegangen, und habe zu Goldſmith geſagt: Forsitan et nostrum nomen miscebitur istis. Als beide ſpäter nach Templebar kamen, hielt Goldſmith an — zeigte auf die Büſten ringsum und liſpelte:

„Forsitan et nostrum nomen miscebitur istis.“ Beide hatten Recht. Goldsmith liegt in Temple bar — und sein Monument ist in Westminster.

Auch dem in Deutschland gebornen Tondichter Händel, † 1759, haben die Engländer — großmüthig — das Genie, welches unter ihnen gewirkt hat, anerkennend, hier ein auffallendes Denkmal errichtet.

Auch der Stylist und Sprachkünstler Addison, † 1719, hat hier sein weitschweifiges Denkmal sammt Statue, ein Bild vergangener Herrlichkeit. Im vorigen Jahrhundert sagte noch Dr. Johnson über ihn: „Wer sich einen eleganten und feinen Styl aneignen will, der müsse Tag und Nacht in Addison's Büchern lesen“; — es ist zu bezweifeln, ob die modernen Stylisten die bestaubten Bände des Spectators von ihren Gestellen herabnehmen; übrigens war Addison einer der edelsten Charaktere unter den Literaten Englands im vorigen Jahrhundert.

Wieder wandelst du an Gelehrten und Künstlern vorüber — welche längst vergessen sind. Wer kennt den Sir John Pringle, † 1782, Moralprofessor zu Edinbourgh, den Baumeister und Bildhauer Sir Robert Taylor, † 1786, den großen griechischen Philologen John Ernest Grabe, † 1714, den Alterthumsforscher William Camden, † 1623, den D. D. (Doctor

Divinity, d. h. Dr. Theol.) und Dechant von Westminster William Vincent, † 1815, den ebenfalls D. D. Robert South Prebendary of Westminster — der daliegt in langer, hagerer und magerer, auffallender Gestalt im Talar, ein kleines, rundes Käppchen auf dem Kopf und einen Todtenschädel in der dürren Hand. Und so gibt es hier mehrere hundert Notabilitäten, deren Namen noch an kein deutsches Ohr gekommen.

Auffallend ist das mächtige Monument des großen Mimen David Garrick, † 1779, des größten Shakespearespielers, der je gelebt. Er steht in ganzer Figur auf einem Steinsockel, Wamms, Beinkleider, Strümpfe bis an die Knie, über die Schulter einen kurzen spanischen Mantel, und hält mit beiden Händen einen Doppelvorhang auseinander. Unter dem Sockel und mit den Ellbogen an diesen gelehnt die Tragödie und Komödie. Von Männern der Hochkirche wurde über Setzung dieses Monumentes mancher Anstand genommen — und auch die Katholiken dabei in's Mitleid gezogen. Charles Lamb sagt hierüber: „Als ich mich in die Abtei (die Westminsterkirche wird in London kurzweg Abbey genannt) begab, wurde ich von Staunen ergriffen über die affektirte Stellung einer Figur, welche ich früher gesehen zu haben mich nicht erinnerte. Als ich mich über dieselbe näher erkundigt'

erfuhr ich, daß dieß der berühmte Mr. Garrick in ſeiner ganzen Länge ſei. Obwohl ich nicht ſo weit gehen möchte, wie mancher gute Katholik auswärts — Schauſpieler ganz und gar vom geheiligten Boden auszuſchließen, ſo muß ich doch geſtehen, daß ich nicht wenig ſkandaliſirt war, wie man derlei theatraliſche Stellung und Geſten an einem Ort aufpflanzen konnte, an dem der Ernſt in ſeiner ganzen Fülle und Wirklichkeit wohnt. Als ich näher trat, fand ich unter dieſer Harlekinsgeſtalt ein Gemiſche (Farrago) von irrigen Anſichten und Unſinn!"

Zu dieſen Worten Lamb's — die auch jetzt noch in England oft gedruckt werden, iſt zu bemerken: Es iſt keineswegs Lehrſatz der katholiſchen Kirche: daß Schauſpieler von geheiligten Orten ausgeſchloſſen werden ſollen. Wenn in frühern Zeiten an manchen Orten Schauſpieler des Begräbniſſes in Friedhöfen wirklich nicht für würdig erachtet worden ſind, ſo konnte das nicht den Künſtler als ſolchen treffen, ſondern nur in der totalen ſittlichen Verkommenheit der Darſtellungen, zu denen der Schauſpieler ſich herbeiließ, ſeinen Grund gehabt haben.

Garrick war zunächſt Shakeſpeare-Darſteller, er war Künſtler im vollſten Sinn des Wortes — und wir finden daher das wegwerfende Urtheil Lamb's

voll puritaniſcher Härte — und nicht gerechtfertigt. Selbſt die Kunſt des Bildhauers, welcher Garrick in Marmor dargeſtellt, iſt von Lamb zu ſcharf mitgenommen — die Bezeichnung einer Harlekinsfigur verdient die Statue Garrick's unter keiner Bedingung. Die Situation zwiſchen zwei Vorhängen, aus denen Garrick, beide auseinanderhaltend, gleichſam hervortritt, ſollte eben den Schauſpieler bezeichnen. Begraben wurde Garrick unter dem Shakeſpeare-Monument — ein Verehrer des Künſtlers warf noch einen Shakeſpeareband in die Grube, bevor die Erde über den Sarg geſchüttet wurde. — Unter dem ungefähr 15 Schuh über dem Boden eingemauerten Grabmal Garrick's — das, eines britiſchen Alterthumsforſchers, Kamden. Links neben Garrick ein geborner Königsberger, der Orientaliſt Grabe, † 1711. Wegen anerkanntem philologiſchen Ruhm bedeckt hier den Deutſchen ein engliſcher Grabſtein zu Weſtminſter.

Vor Dryden liegt ein Grabſtein des längſt vergeſſenen Schauſpieldichters Francis Beaumont, † 1668, er war nach einem Verſe Wordsworth's zu ſchließen: ein Genoſſe Fletchers, Johnſon's geliebter Freund: „Fletchers associate, Jonsons friend beloved.“ Im gleichen Jahre geſtorben liegt in der Nähe der Dichter John Denham — ferner der Dichter Abraham Cow-

ley, † 1667, ferner Dr. Samuel Johnson, † 1784, lauter verschollene, in Deutschland wenig oder gar nicht gekannte Namen. Eine neuere Celebrität, der witzige Richard Brinsley Sheridan, † 1816 (nicht zu verwechseln mit dem im Oktober 1860 verstorbenen Knowles Sheridan), und der Terentius Englands, Richard Cumberland, † 1811.

In den andern Schiffen stehen in dichten Reihen die Monumente der Staatsmänner, der Kriegshelden, der Admirale, der Geistlichen, die an der Westminsterkirche angestellt waren, und andere ganz unbedeutende Persönlichkeiten — bei denen man gar keinen Grund kennt — warum sie hier in so erlauchter Gesellschaft postirt worden sind, als den einen — daß sie sich das theure Grab allhier bezahlen konnten.

Ein Weltruhm erster Größe für den großen Isak Newton. Sein Grabmal ist am Eingang in den Chor. Er starb 1726. Ober Newton's an einer Pyramide angelehnten Statue schwebt eine Weltkugel, auf dieser sitzt in einer höchst gefährlichen, schaukelnden Stellung eine Art Göttin, oder Repräsentantin der Astronomie und jedenfalls höheren Mathematik, ober ihrem Haupte glänzt wieder in der Spitze der Pyramide ein goldener Stern. Newton, der so viel über das Gesetz der Schwere nachgedacht, wäre mit dieser, für seine

Existenz unter der Kugel so gefährlichen Position sicher nicht einverstanden gewesen. Abgesehen von der fleißigen Ausführung der Figuren und Details könnte man — was sonstige Totalgeschmacklosigkeit und Stylisation anbelangt, immerhin ein paar hundert Monumente aus der Westminsterkirche, deren Bau andere Forderungen stellt — geradewegs hinausbugsiren.

Die englischen berühmten Adelsgeschlechter sind nicht nur bei einflußreichen Stellen im Heer, in der Verwaltung und in der Justiz vertreten — wir finden deren Namen auch an den Füßen von Monumenten, welche sie Gelehrten und Dichtern gesetzt haben. Die englische Aristokratie hat sich um die Männer des Geistes im Leben und im Tod — großartige Verdienste erworben. So läßt z. B. dem Dramatiker William Congreve, † 1728, die Herzogin von Marlborough auf ihre Kosten ein glänzendes Marmordenkmal setzen: „Errected at the expense of Henrietta Duchess of Marlborough.“ Die Monumente Lord Hollands, † 1840, Charles Fox, † 1806, William Pitt, † 1806, Georg Canning, † 1827, Sir Robert Peel, † 1850, führen den Reigen vieler anderer großer, mehr oder minder bekannter Staatsmänner neuerer Zeit.

Der Minister Spencer Percival, † 1812, liegt auf einem steinernen Paradebette, ihm wurde der

Vorsaal des Hauses der Gemeinen zum Schlachtfeld — er sank dort von einer Kugel tödtlich getroffen, wie es ober der Figur ein Basrelief darstellt.

Eine der merkwürdigsten Bildhauerarbeiten ist das Monument einer Elisabeth Warren, † 1816. Es wird als eines der besten Werke des berühmten Richard Westmaccots gerühmt. Die Lady hält ein Kind in ihren Armen, und ist wie eine Bettlerin — nur mit einem hemdartigen Kleid aus groben Linnen, angethan. Wer diese Lady war — warum sie hier ein Monument hat, und warum diese ärmliche Kleidung an ihr hängt — das konnte Schreiber dieses nicht erfahren. Vermuthlich war sie eine berühmte Schauspielerin und ist in einer ihrer glänzenden Rollen dargestellt, denn ihr Monument ist in der Nähe desjenigen von Kemble, † 1825, der in der Rolle des Cato dasteht.

Es ist eine allgemein bekannte Geschichte vom Zweikampf der beiden griechischen Maler Zeuxis und Parrhasius, die sich gegenseitig in ihrer Kunst überbieten wollten, von denen der Eine die Früchte so lebhaft malte, daß die Vögel kamen, um davon zu fressen, und der andere einen Vorhang so täuschend malte, daß sein Rival sich verleiten ließ, denselben für einen wirklichen zu halten.

Diese, auf Täuschung berechnete Nachahmungskunst in Marmor ist hier der Bildhauerei in der seltensten Weise

gelungen. Man hält das Mormorkleid derartig für eine grobe Leinwand — daß man ſeinen Augen nicht traut. Dieſe Naturtreue von Stoff und Kleid iſt zwar nicht die höchſte und letzte Aufgabe der Kunſt — es bleibt aber auch die vollendete Löſung dieſer Aufgabe die Nachahmung eines Stoffes, jedenfalls merkwürdig und anerkennenswerth. Es dürfte dieſes grobe von Weſtmaccot mit dem Meißel gewebte Linnen für ein Unicum in der Bildhauerkunſt zu halten ſein — das Seinesgleichen ſucht. Findet man doch weder in Italien noch ſonſt irgendwo — weder bei antiken noch moder-nen Marmoren — nicht einmal einen Verſuch, dieſen Stoff ſpecifiſch als Gewebe in Stein darzuſtellen. — Ein Joſeph Gascoigne Nightingale, † 1752, errichtet für ſich und ſeine 1734 geſtorbene Lady ein Grabmal ſel-tener Art. Auf einer Art Marmorkamin ſteht Sir Nightingale und hält zur Abwehr die Hand nach unten; denn der Tod kommt als Skelet aus beſagtem Kamin heraus und hält eine Lanze, um eben mit derſelben die Lady zu durchbohren.

Eine ſchwächliche Nachahmung des von Bernini in der Peterskirche zu Rom angefertigten Grabmales für Alexander VII. Jener Skeletmann in der Peters-kirche iſt ein viel ſchauerlicherer Kerl, als dieſer hier mit ſeiner Lanze — die möglicher Weiſe noch abgewehrt

werden könnte. Das Skelet von Bernini drückt den Gedanken der Unerbittlichkeit des Todes viel draſtiſcher aus. Es ſieht aus ſeiner Metalltoga mit dem kahlen Schädel grinſend zum Papſt empor und hält ihm wie höhnend die abgelaufene Sanduhr vor das Geſicht. Während der Tod mit der Lanze aktiv auftritt — iſt der mit der Sanduhr nur ein Exekutor der Zeit — er entſchuldigt ſich gleichſam mit der Viſite, als ob er ſagen wollte: „Ich muß nur kommen, die abgelaufene Stunde anzukünden, ich kann eigentlich nichts dafür.“

Aber auch aus der katholiſchen Zeit hat Weſtminſter noch koſtbare Kunſtreliquien. In der Kapelle des heiligen Benedikt iſt das Grabmal Simon Langhams, † 1376, Erzbiſchofs von Canterbury, er war auch Abt von Weſtminſter und Cardinal. Außer ihm liegen hier einige Biſchöfe und Dechante von Weſtminſter aus nachreformatoriſcher Zeit — wie ein Prachtmonument der Grafen und Gräfinen von Middleſex und Hertford.

Die Kapelle des heiligen Eduard enthält 21 Grabmäler, darunter die meiſten aus uralten Familien: Pembroke, Ruſſel, Talbot, Seymour, Suffolk, Windſor, Howard, Stafford — auch aus katholiſcher Zeit Robert de Walby, Erzbiſchof von York, † 1397.

Die Kapelle des h. Nikolaus mit 18 Grabmälern, darunter die Namen: Northumberland, Dudley,

Burleigh, Somerset, Clifford, und aus katholischer Zeit ein Bischof von Durham, William de Dudley, † 1482. — Eine originelle Inschrift hat das Grabmal einer Lady Cecil, wife of Sir Richard Cecil, lady of the Bed chamber (wörtlich: Lady des Schlafzimmers, d. h. ungefähr Kammerfrau) to Queen Elizabeth, † 1591. Das Monument ist aus Alabaster. Eine lateinische Inschrift enthält einen Dialog des überlebenden Mannes mit der hingegangenen Frau, der ihre gegenseitige Liebe beurkundet. Englisch heißt es dann: Blest with two babes, the thirde brought her to this. (Sie war mit zwei Kindern gesegnet, das dritte brachte sie hieher.)

Von den Königsgräbern seien nur zwei erwähnt, welche jedes unter prachtvollen auf Säulen schwebenden Bogen eine Frau beherbergt. Die Namen dieser beiden Königinen sind über die Welt hingeklungen: Maria Stuart und Elisabeth, Königin von England. Sie ruhen in der Kapelle Heinrich VII. und zwar nicht weit von einander: das Opfer und die Schlächterin.

Jakob I., der Sohn der unglücklichen Maria, ließ den Leichnam seiner Mutter von der Kathedrale zu Peterborough nach Westminster bringen und baute ihr ein königliches Denkmal. Als Königin ruht sie

nun hier unter Einem Dach mit dem ehrgeizigen und blutdürstigen Weibe — das sie wie eine Verbrecherin behandelte, in einer wahrhaft schändlichen Gerichtsprocedur zum Tode verurtheilen und enthaupten ließ! — Hätte Jemand zur Nachtzeit im Jahre 1586, als Elisabeth mit dem Gedanken umging, Maria unter einem gesetzlichen Deckmantel zu morden, die erstere hieher nach Westminster geführt — und ihr, während der Mond sich durch die gemalten Fenster drängte, die Plätze gezeigt, an denen nach drei Jahrhunderten ihr Sarg und der Sarg ihres von der Welt beweinten und betrauerten Opfers stehen, — und ihr an dieser Stelle gesagt: „Königin Elisabeth, hier wird der Staub, in den Dein Leib zerfallen, ruhen — der Geist wird vor Gott gerichtet — und wehe Dir, wenn Dir vergolten wird nach Deiner Grausamkeit, nach Deiner Härte und nach Deinem Unrecht!“ — das wäre wohl eine Kühlung für den Blutdurst gewesen — der wie jede andere Leidenschaft sich nur immer mit dem Augenblick beschäftigt — und keinen Blick für die Zukunft frei hat. Ein kleines Weltgericht hält wohl jeder, der diese beiden Gräber nacheinander anschaut; — Verachtung des Mißbrauchs der Gewalt — Mitleid mit dem gefallenen Opfer.

Eliſabeth hielt viel auf ihre ſchöne Hand und liebte es auch als eine vortreffliche Spielerin auf dem Clavicimbalum — unſerem heutigen Clavier — zu gelten, ſowie ihre liebſte Tafelmuſik aus dem heilloſen Lärm von mindeſtens 12 Trompeten ſammt Pfeifen- und Trommelbegleitung beſtand. Ach, die ſchönen Hände — dürres, ſchmutziges, ſchwarzes Gebein, und die Ohren, wenn nicht ihre Eingänge verſchüttet wären wie die Thore einer zerſtörten Burg — könnten jetzt nur Pſalmengeſang nach dem Prayerbook vernehmen.

Aus iſt's in kurzer Zeit mit der Herrlichkeit der Welt. Draußen im Chor ſingen ſie: The earth is the Lords, and all that therein is: the compass of the world, and they that dwell therein! Des Herrn iſt die Erde und Alles, was ſie erfüllt, der Erdkreis und Alle, die darauf wohnen! „Thou hast rebuked the proud: and cursed are they that do err from thy commandments!“ „Du verſtoßeſt die Stolzen und Dein Fluch ruht auf jenen, die abweichen von Deinen Wegen!“ — Charakteriſtiſch für die ſtolze Eliſabeth iſt, daß ſelbſt im Tode ihre Hände krampfhaft einen Reichsapfel und eine Art Scepter halten — die männlichen, harten Züge noch kälter und härter durch die Darſtellung des Todes

im Marmor, während Maria ihre Hände über der Bruſt gefaltet hoch zum Gebete erhebt.

In der Kapelle des heiligen Eduard des Bekenners ruhen die meiſten fürſtlichen Perſonen. Ueber dieſe Kapelle hat ein alter engliſcher Dichter, deſſen Name unbekannt iſt, einige Verſe gemacht, welche den Zweigen einer Trauerweide gleich, über dieſen Gräbern ſchwanken. Ich will verſuchen ſie hier deutſch wiederzugeben.

Das Original beginnt:

Think how many royal bones
Sleep within these heaps of stones et. al.

Von vielen Königen ruht das Gebein
Hier unter Schutt und unter dem Geſtein;
Hier liegen ſie, und Königreich und Land
Wird längſt nicht mehr regiert durch ihre Hand.
Ach alle Menſchenmacht wird doch der Zeit zum Raub
So rufen hier die Könige herauf.
Ob auch ihr Predigtſtuhl verſiegelt iſt mit Staub —
Das Erdreich hier iſt angeſä't vollauf
Mit reichſter und mit königlichſter Saat,
Die je die Erde eingeſogen hat,
Seitdem als Sündenſold der Tod erſchien
Und nahm das erſte Menſchenleben hin.

Da ruhen ſie die Könige und Königinnen aus alter Zeit — Staub deckt ihre prachtvoll gothiſchen Grabmäler. Wozu ein langes Namensverzeichniß von denſelben?

Nur bei der Steintumba Heinrich V. fühlt ſich der Freund des britiſchen und Weltdichters doppelt angeregt; um die bleiche Marmorſtirne des Königs, der mit ſeiner Krone auf dem Grabe liegt, läßt Shakeſpeare dem alten Henry Beaufort, Großonkel Heinrich VI., eben hier in der Weſtminſterabtei einen Lorbeer in folgenden Worten ſchlingen:

He was a King bless'd of the King of Kings
Unto the French the dreadful judgement day
So dreadful will not be, as was his sight.
The battles of the Lord of hosts he fought:
The churchs prayers made him so prosperous.

Er war ein König vom König aller Könige geſegnet,
Dem Franken mag des jüngſten Tages Schrecken
Nicht ſo ſchrecklich ſein: als ihm ſein Anblick war!
Er focht die Schlachten für den Herrn der Heerſchaaren,
Er wurde groß durch das Gebet der Kirche.

Addiſon ſtellt in Weſtminſter folgende Betrachtung an: „Wenn ich unter den Gräbern dieſer Größen wandle, erſtickt in mir jede Regung des Neides, leſe ich die Grabſchriften derer, die mit Anmuth begabt waren, ſo weicht von mir jede unordentliche Begierde, begegne ich der Eltern Schmerz auf einem Grabſtein, ſo iſt mein Herz von Mitleid bewegt, ſehe ich das Grab der Eltern ſelbſt, ſo bedenke ich

die Eitelkeit des Trauerns um diejenigen, denen mir so bald folgen müssen. Wenn ich Könige neben jenen liegen sehe, die sie enttrohnten, wenn ich die Gräber von Männern anschaue, die in Streit und Zwietracht gelebt, so kommen mir alle Unruhen, aller Streit, alle Zwietracht höchst kleinlich vor. Wenn ich die verschiedenen Jahrzahlen der Grabmäler lese, von einigen die gestern starben, und von andern vor 600 Jahren, so denke ich an jenen großen Tag, wo wir alle zugleich erscheinen, und wo wir alle zu Zeitgenossen werden."

Zum Schluß möge die schöne Stelle über Westminster aus einem Gedicht vom gefeierten englischen Lyriker Waller hier ihren Platz finden:

That antique pile behold,
Where royal heads receive the sacred gold;
It gives them crowns, and does their ashes keep
There made like gods, like mortals there they sleep,
Making the circle of their reign complete
These suns of empire, where they rise they set.

Der poetische Zauber, den in dieser Stelle die englische Sprache entfaltet, läßt sich in seiner ganzen Fülle im Deutschen schwer wiedergeben. Der Schreiber dieses hat eine Uebersetzung versucht, wie folgt:

Laß in dem alten Bau die Blicke ſchweifen,
Wo Könige geweihtes Gold empfangen,
Wo man ſie zieret mit dem Kronenreifen
Wo ihre Aſchenurnen her gelangen;
Hier wo man ſie den Göttern gleichgehalten
Sind ſie dem Schlaf als Sterbliche verfallen,
Du ſiehſt ſie hier in dieſen Tempelhallen
Den ganzen Kreislauf ihres Reiches halten.
Hier, wo die Königsſonnen gehen auf
Geh'n ſie auch unter — nach vollbrachtem Lauf.

Neue Spaziergänge.

Die Souterrains des Pantheon.

Der Schreiber dieſes war eben mit dem letzten Correcturbogen über die Todtenhallen in Weſtminſter fertig geworden, — als es ihm wie eine Störung des Gleichgewichtes vorkam, daß er den verſtorbenen franzöſiſchen Berühmtheiten ſo wenig Aufmerkſamkeit gewidmet. Da nahm er ſich nun vor, die bereits gedruckten Bogen dieſer Schrift eine Weile ruhen zu laſſen, und in einer Abſicht nach Paris zu gehen, die den gewöhnlichen Beſuchern der Weltſtadt aus lebensluſtigen Gründen etwas ferne liegt, — er wollte zunächſt unter Gräbern wandeln.

Was ihm auf dem Umwege nach der Weltſtadt Intereſſantes oder Ergötzliches vorgekommen, — und was er ſonſt noch für minder beachtet und beſprochen wähnte, wird ſpäter nachfolgen. Hier ſoll der geneigte Leſer ſogleich aus Weſtminſter heraus, und in die unterirdiſchen Hallen des franzöſiſchen Pantheon, der jetzigen Genofevakirche, eintreten. Die Kirche war 1757 auf Befehl Ludwig des XV. von

Soufflot begonnen, 1770 vollendet. Die Straße, welche zur Fronte der Kirche führt, trägt zur Ehre des Baumeisters seinen Namen.

Im Jahre 1791 im beginnenden Taumel des neuen Heidentums und der Selbstvergötterung der Nation, beschloß die Constituante: die Genofevakirche soll von nun an das französische Pantheon heißen, und als Grabstätte „großer Männer" dienen (des grands hommes).

In dieser Eigenschaft diente der Bau bis 1822, wo er wieder dem Cultus zurückgegeben und durch den Erzbischof von Paris geweiht wurde. Diese Bestimmung dauerte bis zur neuen Revolution 1830. Da wurde die Kirche wieder geschlossen, und das S. 262 besprochene großmächtige Basrelief mit der, einige verdienstliche Franzosen lorbeerumschlingenden Ruhmesgöttin darauf gethan. Napoleon III. gab den Bau wieder in der Zeit, als er in kirchlicher Gesinnung Geschäfte machte, — dem Cultus zurück, wofür auch im Transsept vier mächtige vergoldete N. sich dankbar bezeugen.

Die Kirche hat großartige unterirdische Räume. Einem alten Garde-Invaliden ist die für ihn sehr angenehme Pflicht zugewiesen, die Fremden um 11 Uhr in diese Räume hinabzugeleiten, und er capricirt sich

dabei, es müſſen ihrer wenigſtens ein Dutzend ſein, — ſo daß ſich der Todtentanz auf eine anſtändige Weiſe rentirt. Was bekommt man nun in dieſen, den großen Männern gewidmeten Hallen zu ſehen?

Zuerſt wird eine Thüre aufgemacht, und mit der Fackel in eine Halle geleuchtet, darin ſieht man einen großen Sarkophag, man ſteht zu Füßen des Todten und lieſt dort in goldenen Buchſtaben: „Den Manen Voltaire's (Aux Manes de Voltaire) die Nationalverſammlung“ — links eine koloſſale Statue Voltaire's, der mit einem ſataniſchen und arroganten Faunengeſicht auf ſeinen eigenen Sarg herunterlächelt. Wir meinen, die großen Männer des vorigen Jahrhunderts haben ſich am beſten unter einander gekannt und beurtheilt. Wir halten uns deßhalb im Urtheil über Voltaire an Friedrich den Großen, der, nachdem er dem Herrn von Voltaire daraufgekommen, wie dieſer ihn — und ſeine politiſchen Geheimniſſe für Geld verrathen, dem Voltaire den Verdienſtorden und den Kammerherrnſchlüſſel abnehmen ließ, und bekanntlich ausrief und ſchrieb: „Seinem Genie nach iſt er ein Gott, ſeinem Charakter nach — ein Schuft.“ Wir meinen, es wird ſicher kein Verbrechen ſein, wenn man ſich am Grabe Voltaire's an das Urtheil ſeines großen Freundes und Gönners erinnert,

und darnach zum Schluſſe kommt, daß es keine geiſtige Größe gebe, die nicht zugleich ſittlich wäre.

Mich hat dieſe Grabeshalle mit einem Schauer erfüllt, und Jeder, der noch an einen gerechten Gott glaubt, der ſeiner nicht ſpotten läßt, wird gewiß als ein armſeliger Bettler, der mit Gott verſöhnt im Seelenfrieden ſtarb, — lieber im Grabe liegen mögen, als mit dieſem großen Manne trotz ſeiner Goldbuchſtaben und der Bewunderung der Nationalverſammlung von 1791.

Gegenüber dieſer Halle wird eine andere geöffnet. Hier zeigt ſich der Sarg Jean Jaques Rosseau's mit Staub bedeckt.

Ich hatte acht Tage früher in Genf das Haus angeſchaut, welches die franzöſiſche Inſchrift trägt: „Hier wurde Jean Jaques Roſſeau geboren am 28. Juni 1712.“ In Genf auf einer Inſel zwiſchen dem See und dem Ausfluß der Rhone, hat man ihm 1834 von Pradier ein Erzmonument machen laſſen. Dieſe Inſel, auf welcher er gerne geweilt und von welcher er auf die ſchneebedeckten Alpen oft hingeſchaut haben ſoll, wird die Roſſeau-Inſel genannt. Inmitten dieſer ſehr kleinen Inſel ſitzt Roſſeau auf einem Granitſockel, in der rechten Hand einen Griffel, mit dem er in einem auf dem linken Knie

liegenden Buche ſchreibt; das Angeſicht iſt im höchſten Grade unfriedlich, ja deſperat; es ſcheint nach einer Todtenmaske modellirt und gegoſſen zu ſein.

Der Sarg Roſſeau's macht einen Entſetzen erregenden Eindruck. Am Fuße des Sarges iſt ein Doppelthürlein aus Holz angebracht, davon der eine Flügel halb geöffnet, aus dieſem langt eine abgezehrte Hand heraus, die krampfhaft eine brennende Fackel umſchließt, — das Feuer der Fackel wird durch Vergoldung angedeutet, die Vergoldung der Flamme iſt durch eine Staubſchichte gedämpft.

Man wollte offenbar das große Licht andeuten, welches Roſſeau noch aus ſeinem Sarge heraus der Welt aufſteckt, — der eigentliche Eindruck aber iſt der: als ob Jemand noch aus ſeinem Sarge heraus eine Brandfackel in die Welt ſchleuderte.

Es hat einen armen Vater gegeben, der ſeinem Gelde nach ein reicher Mann war, dieſer erzog ſein Söhnlein nach den Grundſätzen von Roſſeau's Emil, und dieſer Mann zeigte ſich ſo ſchwach, in Erſtaunen zu gerathen, als ihm ſein Herr Sohn ſogar ins Geſicht ſpie, — wenn demſelbigen nicht ganz nach ſeinen Launen geſchah. Das iſt nur eine zugeſpitzte Folgerung jenes Princips. Einen Burſchen aber aufweiſen können, der ſtreng nach der Roſſeau'ſchen Erziehung nicht

ein liederliches Subject geworden wäre, wird eine unmögliche Aufgabe sein. Rosseau als Charakter ist genügend bekannt. Das sind die zwei großen Männer, welche die Constituante hier begraben ließ. In der That eigenthümliche Grundsteine! Ober ihnen die Feier des katholischen Gottesdienstes, gerade diese beiden in einer Kirche begraben! In Genf stehen im ehemaligen Dom die Zuhörer der calvinischen Predigt in der eigentlichen Kathedrale des Calvinismus, auf den Gräbern und Grabsteinen der Genfer Bischöfe vom 12. bis zum 15. Jahrhundert. — Dort und hier merkwürdige Gegensätze von Lebendigen und von Todten! Es hat den Anschein, als ob diese Franzosen von Haus aus Spaßmacher wären, die sich über jede Kluft mit einem witzigen Sprung hinüberhelfen. — Von 1791 bis 1812 und von 1830 bis zum neuen Kaiserreich sollen die Särge der beiden modernen Heiligen oben in den Flügeln des Kirchenkreuzes gestanden sein.

Außerdem liegen hier noch in zwei Hallen in jeder ein Dutzend Senatoren des ersten Napoleon. Man hat weder Zeit noch Lust, auf den römischen Sakophagen in den gedrückten dumpfen Gewölben die Namen und die Verdienste jener concentrirten Bureaukratensäuren zu lesen. Es waren über 20 Leute aus allen Ständen

bei unſerer Gruftcarawane — nicht Einer zeigte ein Verlangen, auch nur flüchtig mit ſeinen Augen über dieſe Senatorennamen und über ihre Sargbiographien hinzugleiten! Das iſt Menſchenruhm, das iſt ſtaatsmänniſches Verdienſt! Das iſt Größe! Jeder der Anweſenden war froh, aus der Atmoſphäre der ehemaligen Staatsweisheiten hinauszukommen. Auch hat man ein ſehr zierliches Steinmodell der Kirche, ausgearbeitet bis in die feinſten Details, in dieſen unterirdiſchen Räumen aufgeſtellt. Zum Schluß führte der Cicerone die Verſammlung noch in den Winkel eines Gewölbes und gab ein Echo zum Beſten, indem er verſchiedene Namen rief, die deutlich wiederhallten, und indem er darnach auf einem mit Roßhaar und Leder überzogenen Brett mit einem Stäbchen trommelte, was einen donnernden Widerhall gab. So wurde die Vorſtellung mit einer kleinen Komödie vollendet. Das iſt der genau beſchriebene Wandel unter den „Manen großer Männer“ im Souterrain des Pantheon zu Paris.

Uebrigens iſt dieſes Pantheon eine der größten Kirchen. Sie hat 150 gute Schritte Länge, 50 Schritte Breite (im Querdurchſchnitt des Längenraums vom Portal zum Transſept, alſo da um 13 Schritte mehr als St. Paul in London und um 30 Schritte weniger als St. Peter

in Rom), die Breite des Transsepts 120 Schritte. Bis auf die Kuppel 424 Stufen, die Stufe zur ungewöhnlichen, sehr ermüdenden Höhe von 9 Zoll. — Der Gesammteindruck ein geringer. Sonst hat der Bau zwei originelle Eigenschaften. Die Kuppel wölbt sich hinauf, wie beim Pantheon in Rom und hat oben eine Oeffnung in der gleichen Weite, ungefähr 7 Klafter im Durchmesser. Im Pantheon zu Rom schaut durch diese Oeffnung der Himmel herein. Hier kann man oben zwischen der äußern und innern Kuppel am Kranz dieser Oeffnung in einer Gallerie herumgehen, ober dieser Gallerie ist auf der innern Wand der äußern Kuppel ein Gemälde angebracht — was sich unten von der Kirche aus wie eine Miniatur ausnimmt, während hier oben von der Gallerie die Figuren in der Nähe besehen kolossal erscheinen. Die Halbbogenfenster der Kirche mit der weitesten Spannung sind hier ganz frei, und haben nicht die zwei fatalen plumpen Bogenstützen aus Stein, wie diese fast alle Halbkreisfenster in den venetianischen Kirchen, besonders auffallend in Madonna della Salute verunstalten.

Die Holzkanzel mit den in französischen und belgischen Kirchen üblichen Stiegen von beiden Seiten ist geschmacklos — ein Holzbasrelief — die

Sendung der Apostel — ohne Werth, Bild und Inschrift (aus Matthäus XXVIII, 19, 20), übrigens für den Gegenstand sehr passend: Euntes docete omnes gentes, docentes eos servare omnia quae mandavi vobis. — Neben dem Loretto-Altar eine schöne Reliquienarche aus Bronze mit Gebeinen der heiligen Genofeva. Es hängen daran viele Votivgaben.

Der prächtige maurische Bau von St. Etienne-du-Mont in der Nähe des Pantheon hat in einer Seitenkapelle rechts an hundert Namen berühmter Leute mit goldenen Lettern in Stein gemeißelt (wie eine Todtenlitanei), die seit dem 7. Jahrhundert entweder in der Kirche oder in dem Pfarrsprengel begraben wurden. In der Kirche sind aus der neueren Zeit noch die Gräber von Pascal, Perrault, Fréron, dem Maler Lesueur reich in der Gallerie des Louvre vertreten, Tournefort, le Maistre de Sacy, Riqueti, Mirabeau, Racine. Jetzt (September 1861) ist die Restauration im Innern vollendet. Die Gallerie, welche das Hauptschiff von dem Chor trennt, mit ihren beiden freien Wendeltreppen und den feinen Steingeländern, ist gewiß die schönste Partie maurischer Baukunst, die gegenwärtig fertig, ungebrochen und nicht als Ruine in der Welt existirt. Das muß man gesehen

haben, um einen Begriff zu bekommen, in wie weit ſich der Stein zierlich bearbeiten läßt. Gewiß ſind das die ſchönſten, freien, auf der Achſe ſchwebenden Wendeltreppen, es läßt ſich kaum etwas prachtvolleres denken. Dieſe Kirche anzuſchauen, ſoll ja Niemand verſäumen, der nach Paris kömmt.

Klingende und verklungene Namen auf dem Pere Lachaise.

Ohne Führer findet man hier die Notabilitäten nicht. Wer ſollte ſich auch in dieſem Gewirre von tauſend und tauſend Gruften, Grabſteinen und Monumenten zurecht finden. Der Umſtand, daß man in den unteren Partien des Gottesackers nur unter Bäumen und Sträuchern wandelt, und ſo nie die furchtbare Ausſaat in den Monumenten überſehen kann, — mildert bedeutend das Grauen vor dem Tode.

Es war ein herrlicher Morgen, auf allen Gräſern zitterten die Thautropfen, die Sonne lächelte mit einer impertinenten Ironie auf die Gräberhügel dieſer zerſtäubten Gebilde herunter, die ſich alle einſt an ihren Strahlen gewärmt und an ihrem Lichte ge-

freut haben, und die nun aus dem Naturbereich von Licht und Wärme ausgetrieben, da drunten liegen in der kalten finstern Nacht des Todes!

Einer der besten Interpreten dieses Friedhofes ist Marx der ältere, ein Straßburger, — er spricht zudem ebenso gut deutsch als französisch.

Der Friedhof ist nicht geweiht, — daher werden die meisten Gruften und Gräber auf Verlangen der Angehörigen des Verstorbenen eigens eingesegnet. Der jetzige Kaiser hat für jeden Gottesacker zwei Geistliche bestimmt, — von denen Einer immer anwesend ist, um die Leichen der Armen vor dem Grabe einzusegnen. Sei es nun auch aus der Absicht geschehen, — sich die Armen, die vernachlässigten Armen, und die armen Vernachlässigten geneigt zu machen, — das wollen wir hier nicht beurtheilen, — es ist wenigstens geschehen und auch das verdient eine Anerkennung. In Pere Lachaise befindet sich auch eine eigene große Kapelle, in welcher die Aumôniers, wie man sie hier nennt, den Gottesdienst besorgen.

Das große Portal, welches in den Gottesacker führt, hat wenigstens christliche Inschriften. Auf den Wiener Gottesäckern findet man derlei nicht. Freilich im Ganzen macht der Pere Lachaise nicht den Eindruck eines christlichen Begräbnißortes. Es

war aber auch weder in der ersten Kaiserzeit noch während der Restauration Mode: christliche Architektur zu pflegen. Auch die Kapelle, obwohl ziemlich groß und aus Quadern, macht einen unsäglich faden heidnischen Eindruck.

Auf dem linken Pfeiler des Eingangs stehen die Worte: „Spes illorum immortalitate plena est. Sap. III. 4.“ („Ihre Hoffnung ist der Unsterblichkeit voll.“ Buch der Weisheit.)

Auf dem linken Pfeiler: Qui credit in me, etiam si mortuus fuerit vivet. Joannes XI. 25. (Wer an mich glaubt wird leben, wenn er auch gestorben ist. Johannes.)

Von diesen wahren Propheten und ihren Worten weg, ging ich mit meinem Führer gleich auf das Grab einer falschen Prophetin los. Die Mlle. Le Normand hatte zu der Zeit des ersten Kaiserreichs einen derartigen Weltruf erlangt, daß sich nach dem Sieg über Napoleon selbst die drei Alliirten in Paris von ihr etwas Zukunft vorsagen ließen. Man hat dieser Prophetin ein kostbares Grab mit einer Büste gebaut. Jedenfalls muß sie sich ein Stück Geld für ihre Gegenwart aus ihren Verheißungen für die Zukunft herausgeschlagen haben. Was sie übrigens den drei Alliirten und zwar jedem besonders vor-

aus verkündete, ist nicht bekannt geworden, die Alliirten sagten es nicht und die Le Normand sagte es auch nicht. Nachdem nun die Alliirten mit der Prophetin die Todesallianz eingegangen, dürfte es auf dieser Welt auch Niemand mehr erfahren, — ein Umstand, der die Geschichte in ihrem Gang übrigens nicht aufhalten wird.

Rechts vom Gitter des Judenfriedhofs erblickt man die Gruft der Schauspielerin Rachel. Ober der Thüre ein goldenes Diadem mit einem Dolch — eine Erinnerung an ihre Hauptrolle, unter dem Diadem ihr Name. Da wegen eines jüdischen Festtages der Friedhof eben geschlossen war, konnte den ferneren jüdischen Notabilitäten keine Aufmerksamkeit geschenkt werden. Ein früh verdorrtes, von den heftigsten Leidenschaften in der Darstellung und in der Wirklichkeit durchwettertes Leben. Das Heidenthum mit der ganzen Kraft der bittersten Verzweiflung und des trostlosesten Schmerzes hat in ihr seinen Ausdruck gefunden.

Der Führer macht mich aufmerksam auf das Grab eines Herrn Mayer, der in Paris mit Erfolg Photographie betrieben und in der Rue Vivienne sich aus den goldenen Strahlen der Lichtbilder ein Palais gebaut. Er war von jüdischen Eltern geboren und wurde Christ. Nachdem er es bis zu einer Gruft im Pere

Lachaise gebracht, ließ er Vater und Mutter im jüdiſchen Friedhofe ausgraben und ſelbe in ſein Mauſoleum legen.

Bei dieſer Gelegenheit dürfte die Art und Weiſe des Ankaufs und der Benützung eigener Gräber im Pere Lachaise erwähnt werden.

Ein Raum von 2 Mètre Länge und 1 Mètre Breite (etwas über 6 Schuh Länge und 3 Schuh Breite) koſtet 225 Franken. Dafür erlangt man das Recht, auf dieſem Platz ein Monument zu ſetzen, und denſelben ſenkrecht in die Tiefe ſo weit auszubeuten als es geht, wie dieß beim Bergbau der Fall iſt. Beim Bergbau nennt man das Anrecht, — nach Belieben und Möglichkeit auf dem angekauften Erdſtrich ſenkrecht hinunter zu graben „die ewige Teufe.“ Da ſieht man nun Familiengräber, in welche eben Todte beigeſetzt werden, ſo tief wie Brunnen, zehn und mehrere Särge liegen aufeinander; an der Seite iſt ein Raum, um eine lange Leiter hinabzulaſſen. In dieſem Raum erblickt man die Seitenwände der übereinander wie in einem Waarenlager aufgeſtapelten Todtentruhen. Ein eigenthümlicher Anblick, man pflegt einen ſolchen Raum Cave oder Caveau (Keller, kleiner Keller oder Todtengruft) zu nennen.

Wir kamen zum Grabe André Chéniers, geb. 1762 zu Konstantinopel (ein Bruder des Dichters und Demokraten Maria Joseph de Chenier); er wollte Ludwig XVI. vor dem Convent vertheidigen, und verfaßte eine Berufung ans französische Volk. Die Freiheitsheuchler, denen jedes Wort, das ihrer Tirannei widerspricht, zuwider ist, ließen ihn am 23. Juli 1794 guillotiniren. Die Guillotine ist die Logik der Revolution; das Fallbeil ist ja nicht nur ein schlagender, sondern sogar ein kopfabschlagender Beweis — Gott bewahre Jeden vor diesen Philosophen — welche meinen, scharfe Denker zu sein, wenn sie scharfe Henker sind.

Unweit der Gruft Cuvier's, der berühmte Tanzmeister und Theaterdirektor Louis Dupont und der Musiker Cherubini. Weiter: Jaques Bernardin St. Pierre stirbt nach einem abenteuerlichen Leben 1814 bei Paris. Ludwig XVI. machte ihn zum Intendanten des botanischen Gartens. Sein Roman: Paul und Virginie erschien 1788, erlebte in Einem Jahre 50 Auflagen und Nachdrucke; und schon bis 1828 bis über 300. Unerhörter Erfolg eines Schriftstellers.

Hier das luftschiffende Ehepaar Blanchard. Der Mann † 1809 nach zurückgelegten 70 Luftreisen. Sie verunglückte zu Paris 1819, ihr Ballon gerieth

in Flammen, die Gondel ſtürzte in der Straße Provence nieder — und ihr Leib zerſchmetterte ſich auf den Steinen. — Eben ſang ein Vogel auf dem Bäumchen links von dem Grabe ein luſtiges Lied, als ob er den Text behandelte: „Die Wogen des Aethers ſind unſer Bereich — wir ſind die rechtmäßigen Segler in der blauen Luft. Ihr Menſchen ſeid an die Erde gebunden.“ Tauſend Gedanken fahren einem bei der Wanderung unter dieſen Gräbern durch den Kopf. Die kurze Dauer unſerer Tage, das ſchnelle Vorüberrauſchen der Zeit — die Nutzloſigkeit menſchlichen Strebens — des Erdenlebens Ziel, die Aufgabe des geiſtigen Geſchöpfes — des Menſchen Beſchränktheit in Zeit und Raum.

Welch' eine Kette von Jammer und Elend, wie viele Millionen von Stunden voll Schmerz und bitterem Weh, welche Sorgen und welcher Kummer, alles getragen und durchgelebt von dieſen gebrochenen Menſchengebilden unten; und da grünen die Cypreſſen und blühen die Blumen und ſingen die Vögel und ſcheint die Sonne vom blauen heitern Himmel, und du ſchreiteſt hin über die Gräber mit ſicherem Schritt, als ob dieſer Boden nie unter dir wanken würde, und als ob es für dich keine Kluft in der Erde gäbe, die ſich öffnet, um dich zu verſchlingen.

Hier der gesangreiche Mehul † 1823 in Paris, unweit davon der Musiker Pleyel, ein geborener Oesterreicher † 1831 über 74 Jahre alt. — Hier Gall's, des berühmten Schädelkundigen Grab, — da liegt sein Leib ohne Kopf, — der Schädel befindet sich in der anthropologischen Sammlung im Jardin des Plantes, und es mag dort in irgend einem Beinknochen von seinen Schülern der Beweis gefunden werden, daß ihm das Talent, — die Talente im Knochenbau des Hauptes aufzusuchen, innegewohnt habe. — Fourier, des Communisten Bruder. Champollion le Jeune, geboren 1790, † 1832, der große Kenner des ägyptischen Alterthums, hingerafft inmitten seiner großen Arbeiten. Ein bescheidener kleiner Stein deckt die Ueberreste des Mannes, der so oft im Schatten der Pyramiden gesessen. — Des Staatsmannes Thiers Familiengruft mit seinem künftigen Grab. — Duchesnois geboren 1786, † 1835, eine große tragische Darstellerin, vielfach aus Parteisucht von Schriftstellern angefeindet, — bis ihr Talent endlich über die Feinde siegt. Die Rachel hatte es leichter, ihr ging das Gerassel der jüdischen Lärmtrommel allenthalben voran, — und wehe dem Armen, der außer der Bewunderung noch ein Wort der Kritik gewagt hätte. Unweit davon die Familie Talleyrand's

— er, der bekannteſte Namensträger ſeines Hauſes, iſt in Perigord begraben. — Lemercier, lange Zeit der erſte Dramatiker Frankreichs, geboren 1770, † 1830. — Einen noch ganz friſchen Grabhügel, darunter Scribe † 1861, — der unter den Dichtern als ein Crösus geſtorben. — Die Großnichte des Cardinals Mazarin, die letzte der Familie, † 1805. —

Hier unten taub und ſtumm — ohne eine Belehrung annehmen zu können, der berühmte Taubſtummenlehrer Abbe Siccard, de l'Epée's Nachfolger, geboren 1742, † 1822. — David d'Angers, der berühmte Bildhauer, — er ſchuf für dieſen Friedhof viele herrliche Gebilde in Stein, bis ſein eigenes Gebilde, vom Meißel des Todes getroffen, zerbrach, † 1856. — Das Grab der Familie Lacordaire, die ihren Ruhm dem Bruder des Predigerordens verdankt. — Lord Seymour, der im Leben ungeheure Summen verbrauchte; er ſoll 3 Millionen Renten bezogen haben, als er ſtarb, war der Bezug zu Einer Million geworden. Er vermachte edelmüthiger Weiſe ſein Vermögen den Spitälern von Paris und London.

Wenn ein renommirter Künſtler einem andern, gar nicht, oder minder renommirten Mann ein Denkmal aus dem Stein herausarbeitet, — ſo nimmt er ihn auf ſeine Fittige und fliegt mit ihm eine Zeit

lang in die Nebelregion der sogenannten Unsterblichkeit (als Fortdauer des Namens und Andenkens) hinein. Wer würde vor einer Tafel stehen bleiben, auf welcher geschrieben stünde: „Hier liegt General Gobert, gefallen 1809?“ — Generäle sind ja tausendweise gefallen. Nachdem aber David den General in Lebensgröße auf dem Pferde darstellt, im Moment, wo ihn eben die tödtliche Kugel getroffen, bleibt man stehen und — bewundert den Bildhauer David.

Marschall Ney, — vom gemeinen Hußaren avancirt er zum Herzog von Elchingen, Fürsten von der Moskwa zum Reichsmarschall und Pair von Frankreich, — und am 6. Dezember 1815 verurtheilt ihn die Pairskammer mit 169 Stimmen gegen 17 zum Tod und er wird im Garten des Luxembourg zu Paris erschossen. — Als der Vorleser des Urtheils seinen Titel herablesen will, ruft er unwillig dazwischen: „Wozu da noch Titel? sagt: Michael Ney bald eine Handvoll Staub.“ — Zwanzig Jahre im Schlachtengewühl unversehrt — und am Ende geht der Pfarrer von St. Sulpice mit ihm zur Richtstätte. Auch auf diesem Gang verläßt ihn noch die Ruhe nicht, er läßt mit französischer Artigkeit den Geistlichen zuerst in den Wagen steigen und sagt:

„Steigen Sie nur zuerſt ein, Herr Pfarrer, oben komme ich doch früher an als Sie.“

Unweit von dem Helden ein Sänger, der ſteinalt geworden und nur gewohnt war, die langen Reihen ſeiner Verſe, die Regimenter ſeiner Lieder zu muſtern, der alte Beranger. Sein Freund Manuel läßt ihn in ſeinem großen Grabmale beiſetzen, bis die franzöſiſche Regierung ihm ein ſeiner würdiges Denkmal errichtet.

Nahe Beranger der Redner und Schriftſteller Benjamin Constant, † 1846 — dann Ludwig Börne, † 1837. Saphir ſchrieb von ihm als er ſtarb: „Schade, daß er mit dem Diamant ſeines Geiſtes nur Kirchen und Palaſtfenſter bekritzelte.“ — Wären nicht die wörtlichen Geſtändniſſe Börne's eine Grabſchrift für ſeinen ſittlichen Charakter? Er iſt 24 Jahre todt. Die Reformjuden und beſonders hie und da ein jüdiſcher Reichspolicinell, der in Staatsmännerei macht, — erhoben ihn zum Heiligen, ja zum Gott. Und doch ſagt Börne mit trockenen Worten: „Ich habe aller Mäßigung, ja aller Gerechtigkeit entſagt.... Keine Milde, ja keine Gerechtigkeit mehr. — Teufel gegen Teufel, Schwert gegen Schwert, Liſt gegen Liſt, Noth gegen Noth, Hundegebell gegen Hundegebell. Die Freiheit muß alles haben, was im

Lager der Tirannei zu finden, Stückknechte, Rothmäntler, Baſchkieren, Marodeurs, Paukenſchläger und Troßbuben. Darum der Liſt ja keine Offenheit, dem Laſter keine Tugend, der Frechheit keine Milde, der Plumpheit keinen Anſtand gegenüber. Göttliche Grobheit, vor dir falle ich nieder. Ich finde wahre menſchliche Bildung nur im Pöbel, und den wahren Pöbel nur in den Gebildeten." Börne's Briefe aus Paris III. Paris 1833. S. 90—92 IV. 168—171, II. Hamburg 1832. S. 90. Mit aller Ruhe entgegnet dieſem ſittlichen Programme Daumer im 4. Manſardenheft S. 258. „Wenn die Menſchheit auf dieſem Wege fortſchreitet, ſo muß bald auch die letzte Spur des göttlichen Ebenbildes, das ſich eben bis jetzt noch erhalten hat, verloren gehen."

Wir wollen dem Börne ſeine Begabung zu ſchreiben keineswegs anfechten, wenn aber je ein Jeſuit obige Moral Börne's in ſo trockenen Worten ausgeſprochen hätte, — ſo ſtünde dieſer Ausſpruch gewiß wöchentlich einmal in Hunderten von Judenblättern, als eine Schande der Menſchheit und als ein Verbrechen, für das der Galgen eine zu geringe Züchtigung iſt. Das iſt die Juſtiz der jüdiſchen und der verjudeten Welt. — Die Münz-Büſte auf Börne's Grab iſt von David. — Ungeheuer komiſch und

bezeichnend sind die Worte, welche das verbreitete Werk: Paris illustré „herausgegeben in Gesellschaft Gelehrter, Archäologen und Künstler" über das Grab Börne's vorbringt: „Il faut s'arrêter aussi devant le Tombeau de Ludwig Boërn, poëte allemand" etc. etc. Das sehr schön ausgestattete Buch hat sonst keine Druckfehler. Nun schrieben diese Gelehrten etc. etc. Boërn, wissen also nicht wie er hieß und machen ihn zum poëte und wissen also auch nicht, was er war. — In diesen paar Worten ist sehr viel Französisches zu lesen; nämlich: daß in Frankreich sehr wenig Deutsches gelesen wird.

Besonders sinnreich und ansprechend ist der Denkstein für Garnier Pagès. Das Monument besteht in einer auf einigen Stufen erhöhten halbrunden Rednerbühne aus Marmor, auf welcher ein marmorner Lorbeerkranz liegt.

Die Gruft des Grafen Hugo, Vater Victor Hugo's, der in Verbannung lebt.

Das Grab eines Mannes von einer unabsehbaren praktischen Wirksamkeit ist das des Chemikers Parmentier, † 1813. Er führte trotz einer Menge von Hindernissen im vorigen Jahrhundert die Erdäpfel in Frankreich ein. Erst die Hungersnoth 1769

konnte die Franzoſen zum Verſpeiſen dieſer, bei denſelben allgemein verhaßten Frucht veranlaſſen. Als armer Apothekerlehrling war er nach Paris gekommen — als General-Inſpector des Medicinalweſens ſtarb er. Im Bau und der Benützung der Kartoffeln ſind die Deutſchen den Franzoſen weit voran geweſen. An dieſem Grab kann der Deutſche aufathmen, der Ruhm Parmentier's beleidigt nicht ſein Nationalgefühl und der ſtolze Gedanke kann ſeine Bruſt durchwogen: „Wir haben Euch im Genuß der Erdäpfel um ein halbes Jahrhundert überflügelt."

Wieder ein ruhmvolles Grab, für viele Leidende, Kranke — das Grab der Familie le Roy, deren Pillen die ganze Welt verſchluckt — unwillkürlich denkt man gleich an den „eingebildeten Kranken" von Moliere, wenn man den Sarkophag des letzteren neben dem Lafontaines des Fabeldichters ſtehen ſieht, über der Gruft, die beide gemeinſam umſchließt.

Hier unter den Sternen und dem wechſelnden Mond das Grab des großen Aſtronomen Laplace — den der erſte Conſul Napoleon zum Miniſter ernannte, ihn aber bald wieder abſetzte, als er ſah, daß der Mann, der gewohnt war in höhern Regionen zu leben, ſich in den Niederungen des Lebens nicht zurechtfand. Napoleon machte zu Lascases damals die

Bemerkung: „Man kann ein großer Aſtronom und ein ſchlechter Miniſter ſein.“ Der Gebietiger im blauen Reich des Firmaments konnte dieß Wort nie vergeſſen, er ſtimmte 1814 für die Entſetzung Napoleon's, und ſtarb, als er nach der Reſtauration Marquis und Pair geworden war 1827. Napoleon hatte ihn auch — in den Angelegenheiten dieſer Welt — rechnen gelehrt.

Einen ſinnigen Grabſtein hat der Bildhauer Joseph Antoine Nelle. Er bildet ein Leſepult aus Stein. Oben liegt ein aufgeſchlagenes Buch. Auf der einen Seite des Buches iſt Name, Geburts- und Todesjahr in das ſteinerne Blatt gemeißelt, auf der andern Seite die Schriftworte der Apokalyps: Beati mortui qui in Domino moriuntur, und die Worte aus dem Dies iræ: Pie Jesu Domine, dona eis requiem. Amen.

Obwohl nur eine unbedeutende Gruft und einen unbedeutenden Stein, hat der Baron d'Argenteuil († 1826) eines der allerherrlichſten Monumente ſich in ſeinem Teſtamente geſetzt — er hinterließ vier Millionen für die Spitäler.

Eine Frau, welche die unglückliche Marie Antoinette als Ehrendame der Königin in treuer Dienſtbarkeit und aufopfernder Liebe bis aufs Schaffot be-

gleitet, die Madame de Noëll hat dieſen Tag des Schreckens noch 50 Jahre überlebt. Sie ſtarb erſt 1843.

Daß ein Gegenſatz nicht fehle — unfern dieſer Trägerin treuer Liebe das Herz des Malers David, der in der Verbannung ſtarb († 1825), weil er ſeine Stimme für den Tod Ludwig XVI. mit abgegeben. Der mitten in der Vollführung ſeines Werkes abgerufene Architekt Visconti berufen, den Louvre und die Tuillerien auszubauen, † 1854.

Eine Todtenſtraße von Schriftſtellern jüngerer Zeit Charles Nodier, † 1844, Emil Souvestre, † 1854, Casimir de la Vigne, Alfred de Muset, und wer ſollte ſie alle zählen, die mit beſcheidenen Lorbeern die Köpfe in ihrem Leben hoch getragen haben!

Schließen wir den Spaziergang auf dem Pere Lachaise mit dem Grabe eines Mannes, deſſen Geſchick mit Wehmuth und Schmerz erfüllt, wir ſtehen bei dem vermorſchten Kleide eines mächtigen Geiſtes, der aus ſeiner Bahn getrieben, wie ein Irrſtern erloſchen iſt. — Wo iſt Lamennais begraben? Er hat keinen Stein und kein eigenes Grab. Nach ſeinem letzten Willen ſollte er in eine große Grube mit andern armen Leuten eingeſenkt werden, und kein Denkſtein ſollte die Stelle andeuten, wo ſein Leichnam ruht, — und

in einigen Jahren — geruht hat. Es werden nämlich nach 5 Jahren diese allgemeinen Gruben aufgewühlt, die Särge und Gebeine, die noch nicht vermodert sind, herausgeworfen, neue Särge und neue Leichen eingesenkt, und alte Gebeine, morsche Holzsplitter der Särge, Lehm und Steine wieder in die Grube geschaufelt.

Mein Interprête weiß das Grab genau. — Er war bei dem Einsenken des Sarges. Auf einer Anhöhe rechts von der Stiege, die über den Abhang führt und rechts von den Gruften sind große Reihen von Commungruben. Ein Akazienstrauch ist der Ausgangspunkt, — von diesem schritt der Führer über Gras und Gestrüpp einige gezählte Schritte, — wenn man Paris unten vor sich liegen hat, — nach rechts — und sagte mir: „Sehen Sie, gerade unter mir ist der Sarg und die Leiche von Lamennais!“ —

Seine letzten 20 Lebensjahre waren ein förmliches Schachspiel. Sein ungeheurer leidenschaftlicher Hochmuth wurde immer als die schwache Seite benützt, an welcher er gefaßt und durch die er zurückgedrängt wurde, so verlor er eine Position in Kirche und positivem Christenthum um die andere. An Selbstbeschwichtigungen und Trugschlüssen konnte es ihm bei seinem demokratischen Streben gerade in

Paris nicht fehlen; denn kaum wird die Verſuchung, ein geträumtes Reich der Demokratie und des Communismus aufzurichten, irgendwo ſtärker in der Welt herankommen als eben hier.

Die Genußſucht der Beſitzenden tritt hier mit einer Frechheit und mit einem Glanze auf — der den Armen und Dürftigen wahrhaft verblendet, — ja, er wird in einen blinden Haß hineingetrieben, der ihm die Hoffnung auf die Ausgleichung im Jenſeits mit ſeinem Samumhauche wie eine Blüthe verſengt, — und der ihn anweiſt, nichts zu ſcheuen, Alles zu thun, um ſeine traurige Lage im Dießſeits abzuändern. —

Wer nun von einigem Mitleid mit den Armen bewegt iſt, bei dem liegt auch die Verſuchung nahe, — ihnen um jeden Preis aus ihrer traurigen Lage herauszuhelfen, und jedes Bedenken über rechte oder unrechte Mittel hiezu als einen Verrath an der Menſchheit und ihren Rechten erbittert zurückzuweiſen. Als ſich die Diplomatie gegen Lamennais verbündete, — hatte er ſeine ſchwerſte Verſuchung zu beſtehen, — welcher er auch total erlag; nun hielt er ſich für den verfolgten Propheten der leidenden Menſchheit, und er brach mit dem kirchlichen Organismus vollends, — was ihm aber Kämpfe und unruhige Nächte in Fülle gekoſtet

hat. Der Friede war gewichen und der Trotz eingekehrt, mit ihm ging er von hinnen. Er wollte das Chriſtenthum mit der Revolution verſöhnen; er zog die Geſellſchaft vor ſein Gericht und verurtheilte ſie, — die Rechtszuſtände, die früher gegolten haben, ſollten bis auf den Grund zerbrochen werden, — und an die Stelle der Ruinen wußte er nichts zu ſetzen, als die hohle Phraſe der allgemeinen Liebe. Seine eigene Logik mußte in klaren Stunden die Nebelbilder ſeiner Phantaſie verurtheilen, — und darin lag das Zerwürfniß in ihm ſelbſt, darin lag der Schmerz ſeines Gewiſſens, der in ſeinen letzten Lebensjahren ſich über ſeine leidenden Züge gelagert, der aus dem düſtern Auge unheimlich leuchtete. Lacordaire nannte ihn einen gefallenen Engel. — Mit Wehmuth erfüllt, ſteht man am Grabe dieſes Mannes, der ohne Frieden und ohne Verſöhnung dahingeſtorben! Wer für das traurige Los dieſes hochbegabten Geiſtes keine Thräne hat, — der ſoll wenigſtens keinen Stein auf ſein Grab werfen. Möge ihm der ewige Richter barmherzig ſein.

Montmartre und Montparnasse.

Dieſe beiden Gottesäcker ſind von Fremden ſelten beſucht, und doch verdienen ſie angeſehen zu werden, jeder von ihnen hat ein eigenthümliches Gepräge. Der von Montmartre im Norden iſt ſehr ausgedehnt, hat auch Berge und Thäler, und iſt hie und da bei Abhängen mit Stiegen verbunden. Gruften zu Tauſenden, — ebenſo in ſchattigen Baumgängen wie im Pere Lachaise. Bisweilen ſieht man an einem Vormittag hier an 10 Leichenwagen (mehr oder minder prächtig, je nach der dafür gezahlten Taxe) beiſammenſtehen, — das Begraben wird ſomit auch hier im großartigſten Maßſtabe betrieben.

Den Gottesacker im Süden Montparnasse ziert in der Mitte ein großes Blumenrondeau, von dieſem laufen vier Hauptalleen aus, — die mit den prächtigſten hohen Cypreſſen bepflanzt ſind. Hier in Paris kommt die Cypreſſe fort, und erreicht eine Höhe und Dichte wie in Verona. In Wien verkümmert ſie. Die Nähe des Meeres bringt ein milderes Klima.

Im Vorhofe haben rechts die barmherzigen Schwestern ihren eigenen Begräbnißort, — er ist mit einem Eisengitter umgeben, und mag bis jetzt 500 Gräber und darüber enthalten. Auf jedem Grabhügel steht mindestens ein Kreuz mit dem Namen der Verstorbenen. Viele haben Denkmäler aus Stein mit Trauerweiden umpflanzt. Das schönste Denkmal erhebt sich über dem Grabe der allgemein verehrten Schwester Rosalie, die als ein wahrer Engel an aufopfernder Liebe durch die Welt gegangen. Auf einem großen Kreuze aus Stein stehen im mittleren Balken mit goldenen Buchstaben die Worte: „Soeur Rosalie, Rendu fille de la Charité.“ Auf dem Steinsockel des Kreuzes: „Pertransivit bene faciendo (Ihr Wandel war die werkthätige Liebe). A la bonne mére Rosalie ses amis reconnaissants, les pauvres et les riches“ (Der guten Mutter Rosalie ihre dankbaren Freunde, die Armen und die Reichen). Hunderte von geflochtenen Immortellenkränzen liegen auf dem Grabstein und hängen rings auf dem Eisengitter, welches diesen einschließt, viele derselben tragen mit Blumen eingeflochten die Inschrift: „A ma soeur oder a ma mere.“ Ist sie doch Tausenden eine Mutter und Schwester gewesen, im Leiden und im Todeskampf.

Wer möchte nicht mit einem ſolchen Reichtum an heiliger Liebe von hinnen geſchieden ſein, wie dieſe Schweſter Roſalie, wer möchte nicht wie ſie vor den ewigen Richter hinkommen — wer nicht in Verbindung mit dem Loſe ihres unſterblichen Geiſtes hunderttauſendmal lieber in dieſem Grabe ruhen, als in dem Sarge Voltaire's, trotz der pomphaften Inſchrift, die ihm der Nationalconvent geſetzt hat! In der That, in dieſem einfachen Gottesacker wird man vom Frühlingshauch des ewigen Lebens angeweht, die Ausſaaten, welche in die Furchen dieſes Ackers eingeſtreut ſind, haben ein freudiges Aufblühen im ewigen Leben zu erwarten; und die kleine Kapelle in der Mitte mit der Aufſchrift: „Soeurs de la charité“ iſt eine merkwürdige Kanzel, welche ohne Unterlaß die Lehre von der ewigen heiligen Liebe predigt!

Der Franzoſe bewahrt in den corrupteſten Städten einen ritterlichen Sinn; und die Achtung vor den Frauen, welche aus Liebe zu Gott die Kranken pflegen, iſt allgemein; wer es wagen würde, über die barmherzigen Schweſtern zu ſpotten oder zu ſchmähen, der hätte es mit den Armen zu thun, die ihre Barmherzigkeit an ſich erfahren haben.

Die Vorgänge anderwärts, wo ein Rudel von verkommenen Juden mit einigen der Ehre vergeſſenen

Christen im Bunde eine Hetzjagd von Lüge, Spott und Schmach an armen Klosterfrauen sich erlaubt — diese Vorgänge charakterisiren ein verführtes heruntergebrachtes Volk und seine Leiter. Wenn dieses Volk heute oder morgen erwacht — und es erkennen wird, wie es betrogen worden, dann wird auch für die falschen Propheten eine Stunde der Vergeltung schlagen.

In Paris gibt es doch wenigstens auch Lichtpuncte im christlichen Leben, es gibt erfreuliche und erhebende Erscheinungen; es gibt eine unverfälschte öffentliche Meinung über die christliche Krankenpflege und über die Dienerinen derselben, und es gibt am Ende so viel praktischen Sinn: daß man auf dem Kranken- und Sterbelager lieber eine barmherzige Schwester an seiner Seite hat, die Pflege, Gebet und Segen spendet — als einen schmutzigen Juden, der dem Sterbenden ein eben so schmutziges Zeitungsblatt vorhält.

Verschiedene Miniaturen aus Paris.

1. Ein Dessert nach einem Besuch des Pere Lachaise. Einmal begab sich Schreiber dieses noch voll von Gedanken über Tod und Vergänglichkeit, da er eben vom besagten Gottesacker zurückgekommen, in die Gallerien des Louvre. Der Spaziergänger, welcher diese Gallerien im Allgemeinen kennt — kann sich mit einer gehäbigen Ruhe dem Kunstgenuß überlassen, indem er das eine oder andere Bild, die eine oder die andere Rarität sich zum Gegenstand seiner besonderen Betrachtung wählt. Wer als Reisender Gallerien schnell abfertigt — rennt gewöhnlich herum wie ein brüllender Löwe, in der Absicht Kunst zu verschlingen.

Wie ein Schlußstein zur Todtenfeier kamen mir gerade dießmal zwei Gegenstände, die nicht weit von einander zu finden, in den Wurf. Eine Todtenmaske in Gyps von der Gemalin Ludwig XII., mit der Inschrift: „Masque de la Reine Jeanne de France. Moulé sur la nature.“ — Das ist das Antlitz einer

Frau — einer Königin! Iſt es nicht ein fortwährendes hiſtoriſches Attentat auf eine Frau, wenn man ihre Todtenmaske in ſo furchtbaren, grauenhaften Zügen der Nachwelt aufbewahrt. Jede Gypsmaske hat etwas ſchauerliches, das iſt aber unter den Frauenmasken die gräßlichſte, die mir untergekommen. Wahrſcheinlich hat man dieſelbe kurz nach der Todesſtunde angefertigt, und eine große Wucht von Gyps aufgelegt. Da iſt nun die Naſe plattgedrückt, der Mund entſetzlich weit, die Lippen hervorgequollen, die Wangen und die Augen eingeſunken; keine Spur mehr von einem Frauenantlitz — und ſo muß nun dieſe arme Königin täglich Hunderte vor ihren Zügen erſchaudern laſſen!

Wenn in dem Präparatenſaale der mediziniſchen Schule zu Paris unten in einem Glaskaſten der unglückliche Dirigent der Höllenmaſchine, mit welcher er Ludwig Philipp ermorden wollte — der bekannte Königsmörder Fieski in der Todtenmaske — neben ſeinem Schädel zu ſehen iſt — ſo kann man dieſen Umſtand als eine Art nachhaltiger Strafe für ſeinen verſuchten Mord betrachten. Das iſt ein wahrhaftes Mördergeſicht — ein furchtbarer Kerl — man ſieht an der Stirne der Maske die Wunde — wo eine Kugel ſeiner eigenen Höllenmaſchine eingedrungen —

und dieſe Wunde correſpondirt natürlich ganz genau (am neben der Leichenmaske ſtehenden blanken und gut präparirten Todtenſchädel) mit dem an derſelben Stelle durchlöcherten Stirnbein ober den Schläfen, wo die Kugel ſich eingebohrt.

Doch kommen wir von den Gypsabgüſſen zu einer künſtleriſchen Darſtellung des Todes. Unter der Nummer 527 ſieht man im Louvre ein Bild mit lebensgroßen Figuren vom Rafael Frankreichs, dem berühmten Eustache Lesueur (der in Etienne du mont begraben iſt). Lesueur (ein Schüler Vouet's, des eigentlichen Begründers der franzöſiſchen Malerſchule) wurde geboren zu Paris 1617, † 1655. Ein glänzender Beweis, wie das echte Genie — auch ohne Reiſen und große Vorbilder — ſich Bahn bricht. Lesueur war faſt aus Paris nicht hinaus gekommen — er hatte nie den Boden Italiens betreten — den Rafael ſtudirte er nur aus Marcantonios Kupferſtichen — und was iſt er trotz alledem für ein Meiſter geworden!

Man ſieht auf dem beſagten Bild einen ſterbenden Mann auf ſeinem Lager liegen, der Kopf iſt ſchön, die Züge, ohne krampfhaft verzerrt zu ſein, haben den vollſten Ausdruck einer verzweifelten Angſt, — daß dieſe Angſt nicht ſo ſehr im nahenden Tode

begründet ist, daß sie sich vielmehr auf das Schicksal nach dem Tode des Leibes bezieht, wußte der Künstler in den eigenthümlichen ängstlichen Ausdruck des ganzen Gesichtes zu legen, in dem die Furcht vor dem Gerichte die Todesfurcht überwiegt. Ein Priester im Pluviale mit einigen Chorknaben stehen bei dem Sterbenden; und zur Erläuterung der Darstellung sind auf dem über das Lager herabhängenden Linnentuch folgende Zeilen zu lesen:

Justo Dei judicio accusatus sum,
Justo Dei judicio judicatus sum,
Justo Dei judicio condemnatus sum.

Durch Gottes gerechtes Gericht bin ich angeklagt,
Durch Gottes gerechtes Gericht bin ich gerichtet,
Durch Gottes gerechtes Gericht bin ich verurtheilt.

Wenn man über Tausende fertiger Todten, über Tausende von Gräbern gewandelt — ist ein Bild des Sterbens von so künstlerischer Vollendung eine Art Interpretation, eine Erklärung, wie dieser Weg deßhalb um gar nichts angenehmer wird, weil ihn schon so viele Millionen durchgemacht haben.

Die Gewänder sind im schönsten Styl, die Bewegung und das Leben in den Gestalten meisterhaft — und die ganze Scene zeigt an, wie der schöpfe-

rische Künstler den Glauben an Gottes Gericht in seiner Seele getragen.

2. Die vielfache Anregung in der Gallerie des Louvre. Die Sammlungen im Louvre sind so reichhaltig, daß man sich für jede Stimmung etwas Einschlägiges, irgend einen Anklang suchen kann. Ich wollte dießmal die Kunsthallen nicht verlassen, ohne an den heiligen Vätern der heiligen Kunst Italiens noch einige Freude zu haben.

Wie spricht die kindliche Einfalt Cimabue's zum Gemüth! Er war doch der erste, der die strengen Formen der byzantinischen Kunstanfänge vergeistigte. Seines großen Schülers Giotto Werke sind nur im Lande der Kunst zu finden, in Italien. Eine Krönung Mariens von Fiésole im Louvre versetzt Einen auf eine Zeitlang in das maienhafte Florenz mit seinem duftigen Garten der heiligen Kunst. Dort hat Fiésole seine Blüthen mit vollen Händen ausgestreut. Auch hier in diesem Bilde liegt Fiésole's ganzer Charakter. Welche heilige Innigkeit in den Gesichtern, — die strenge Perspective der Arkaden gemahnt an die alten Klostergänge, — aber weder durch die Architektur, noch durch die Gegend wird man bei den Bildern Fiésole's von der magischen Gewalt der Gesichter weggezogen, die specifische Verklärung im Antlitz,

— die volle ungeheuchelte Wahrheit im Ausdruck ist noch keinem gelungen, wie dem Malerfürsten aus Fiésole, — der gottselige Klosterbruder hat im eigentlichen Sinne — Gebet gemalt.

3. Die Hofmaler der Meeresbraut. Wie Venedig einen ganz eigenthümlichen Zauber übt, — so auch seine Maler aus den letzten zwei Jahrhunderten, die sich ausschließlich mit dem getreuen Wiedergeben von Plätzen und Canälen beschäftigt haben. Ein herrliches Bild von Francesco Guardi (Nr. 224) fesselte so nachhaltig meine Aufmerksamkeit, daß ich noch während der Speisezeit immer dem Geiste nach in Venedig herumspazierte. Das Bild ist die Darstellung eines Festes auf dem Kirchenplatze vor St. Zaccaria (Campo St. Zaccaria) in Venedig. Die Fronte darf man nur einmal gesehen haben, um sie nie wieder zu vergessen. Die Festlichkeit und das Gemälde sind aus der Zeit der Dogenherrschaft. Jetzt gleicht der Platz vor St. Zaccaria einem Friedhof, in dem alle diese Feste für ewige Zeiten begraben sind. Mag was immer kommen, — die Dogenherrschaft und die Pracht der alten venetianischen Republik sind für immer eingesenkt. Auch die Staatsleichname werden nimmer lebendig. So erschien mir nun dieß herrliche Bild mit der anmuthigen Farbenmagie in seiner

Architektur, — und mit dem reichen Schmuck der Feſtſtaffage wie eine reich herausgeputzte Leiche. Iſt man in den Friedhofbetrachtungen drinnen, ſo kommt man aus denſelben nicht ſo leicht wieder heraus.

4. Unblutige Vendetta eines Künſtlers. Die Pariſer komiſchen Darſtellungen aus Terracottafiguren nach Art der Bildhauermodelle wandern von Paris in die Kaufläden aller Großſtädte. Da fand ich nun eine eigenthümliche Scene im Palais Royal Nr. 44, in einer Boutique von Kunſtgegenſtänden (Objet's d'art). Die Richter in Frankreich haben bekanntlich eigene Kleidungen, lange, weite Roben und runde nach oben auseinandergehende Kappen. Im Gerichtspalaſte zu Paris findet man beim Parterre-Eingang eine eigene Dame, welche die richterliche Garderobe zu behüten hat. Vor ihrer Boutique hat dieſe Frau eine Anzahl von runden Schachteln ſtehen, auf denen die Namen der verſchiedenen Gerichtsperſonen geſchrieben ſind, und in welchen die offiziellen Kopfbedeckungen derſelben aufbewahrt werden. Im Fond iſt die Wechſelſtube, in welcher das gewöhnliche Gewand mit der Amtstracht vertauſcht wird.

Der Künſtler ſtellte nun die drei Richter, welche hinter dem Gerichtstiſch ſitzen, — als Paviane dar. Einige Herren, welche die Arbeit eben anſchau-

ten, ſprachen dergleichen, als ſei dieſe Conception eine Art Wiedervergeltung für einen parteiiſchen und ungerechten Urtheilsſpruch. Die Ausführung kann man klaſſiſch nennen. Sie berathen ſich eben über das Urtheil, wie auch die Inſchrift auf der Baſis anzeigt: „La Délibération.“ Der Präſes des Gerichtshofes, auf welchen der Künſtler den größten Fleiß in der Ausführung verwendet hat, kann wirklich als der Pavian aller Paviane gelten; Bosheit und Pfiffigkeit der Dummheit ſind die hervorſtechenden Eigenſchaften an dieſem Affenkopfe, er iſt eben daran, dem Kollegen, der ihm zur Linken ſitzt, für ſeine Anſchauung zu bearbeiten, dieſer iſt inſoferne ganz Ohr, als er die Hand vor das Ohr hält, um ja jedes Wort des Präſidenten zu verſtehen; der Präſident hat, während er ſo ſpricht, mit einer göttlichen Unverſchämtheit das rechte Wadenbein über den linken Schenkel geſchlagen. Der Richter zur Linken ſchläft. Es läßt ſich kaum eine Perſiflage eines Gerichtshofes, die bitterer als dieſe wäre, erſinnen. Der Präſident ſcheint zudem ein gelungenes Porträt zu ſein. Man kann die Scene nicht anſchauen, ohne zu lachen.

5. Das Perpetuum mobile (Perpetuel movement) ſah ich hier zum erſten Male in dem Laden eines Optikers in Rue Rivoli ausgeſtellt. Auf einer

Art hölzernem Teller ſtehen an 30—40 kleine Magnetnadeln in ihren Meſſingkapſeln neben einander. Das Anziehen und Abſtoßen der Pole bildet nun ein ununterbrochenes Springen ſämmtlicher Nadeln. Iſt die Achſe, auf der ſie ſich bewegen, aus gutem Stahl und das Auge im Mittelpunkt aus einem guten Stein, ſo iſt wirklich eine Species von einem luſtigen Perpetuum mobile fertig. Von weitem angeſehen hat es den Anſchein, als wenn eine Inſektengattung wie große Ameiſen immerfort durcheinander liefen. Wahrſcheinlich werden auch optiſche Läden in Deutſchland, die immer den Verkauf von Magnetnadeln in ihrem Gewerbe miteinbegreifen, dieſen ſinnreichen magnetiſchen Spaß bald produciren.

6. Kleine Kanonen zur Verkündigung der wahren Mittagszeit. An dem Quai von Pont neuf gegen den Louvre zu hat ein Händler mit phyſikaliſchen Apparaten kleine Kanonen in Verbindung mit Sonnenuhren, auf denen ein Brennglas angebracht iſt, ausgeſtellt. Dieſe Sonnenuhren ſind für Schlöſſer, Landſitze und Parke beſtimmt, iſt die Uhr richtig geſtellt, und ein heiterer Tag, ſo feuert die Sonne im Moment, in dem ſie in den Mittagskreis des Ortes eintritt, wo der Apparat aufgeſtellt iſt, durch das Brennglas die Kanone ab, — und es können ſämmtliche Uhren

des Hauses nach dieser wahren Zeit gerichtet werden. Eine hübsche Spielerei, die auch nebenbei einigen Nutzen gewährt. Die Boutique steht in der nächsten Nähe von einigen Händlern mit Kirchengefäßen aller Art, — welche den erfreulichen Beweis liefern, daß man hier den besten Willen hat, auf die eigentlichen kirchlichen Kunstformen zurückzugehen, und der absoluten Geschmacklosigkeit, welcher die Gold-, Silber- und Bronzearbeiter in diesem Fache in Oesterreich noch zumeist huldigen, den Rücken zu kehren.

7. Wie es einer dem andern nachmacht. In Rue Grenelle St. Germain führt ein Hotel den fabelhaften Titel: „Au bon Lafontaine“ (zum guten Lafontaine), — wahrscheinlich zu Ehren des berühmten französischen Fabeldichters, der mit der deutschen Schundromanfabrik gleichen Namens nicht verwechselt werden darf. Ein Restaurant um die Ecke in der Rue de vieux Colombiere wollte dem poetischen Schild durch einen prosaischen praktischen das Paroli bieten, und er zierte deßhalb seine Speisebude mit der duftigen Aufschrift: „Au bon rostbeef.“ Das erinnert an jene zwei Wirthe einer deutschen Kleinstadt, von denen der eine den Schild führte: „Beim goldenen Hechten,“ und der andere „Bei der goldenen Zwiebel.“ Der Hecht wollte sich ganz bescheiden, wie es eines feinen Hechten

würdig ist, loben, und schrieb auf sein Haus: „Beim goldenen Hecht, da ist's nicht schlecht." Die Zwiebel wurde hierüber nachdenklich, auch sie mußte für Anpreisung des Hauses etwas thun und schrieb auf ihr Thor: „Bei der goldenen Zwiebel, da ist es auch nicht übel." — In diesen Begebenheiten liegt der Grundtypus des modernen Geschäftslebens angedeutet, — einer überbietet den andern an Glanz und Luxus, — welche doch immer die Schultern des Publikums tragen müssen.

8. Der neue artesische Brunnen. In der vierten Septemberwoche 1861 gab der artesische Brunnen in Passy endlich einmal eine Antwort. Schon einige Jahre wurden mittelst einer Dampfmaschine runde Eisenstangen 5 Zoll im Durchmesser in die Tiefe der Erde hinabgestoßen. Mochte sein, daß dieß unausgesetzte Anpochen zu Tag und Nacht den Wassergöttern darunten zu Herzen ging, — sie sendeten eine solche Quantität von Wasser herauf, — daß ein rauschender Bach jetzt pfeilschnell heraufströmt und abfließt. Das Wasser ist vorläufig warm und riecht nach Schwefel. In den Pariser-Zeitungen las ich dieß Ereigniß mit der Bemerkung: „daß ganz Paris nach Passy hinausströme, um von der aufsprudelnden Wasserquelle Augenschein zu nehmen." Da

blieb mir nun nichts übrig, als mit ganz Paris nach Paſſy zu fahren. Das Ergebniß des Bohrens war nun allerdings ebenſo erfreulich als ſtaunenswerth. Das „ganze Paris“ der Zeitungsſchreiber ſchrumpfte aber auf ungefähr 50 Menſchen zuſammen, ein Beweis, wie die gewöhnlichen Tintenkrakehler immer und überall in Hyperbeln arbeiten.

Als ich darnach in ſehr öden Gaſſen von Paſſy ſpazieren ging, kam wir ein bedauerungswürdiger Tanzmeiſter vor. Ein kleiner Junge handhabte eine Drehorgel, und ein Mann, ungefähr 40 Jahre alt, mit einem Stelzfuß führte dazu einen grotesken Tanz auf, daß einem die Ohren gellten und man Schmerz fühlte, ſo oft der mit Eiſen beſchlagene Stelzfuß im Takt auf den Boden ſchlug. Dem Manne rannen die hellen Schweißtropfen über die Stirne herunter; es war ihm nicht gut zu Muth bei ſeinem komiſchen Tanz. Was thut der Menſch alles, um einige Pfennige zu verdienen und ſein Leben zu friſten!

Verſchiedene Miniaturen aus Lyon.

1. Die Bahnfahrt von Genf nach Lyon gehört in das Gebiet der romantiſchen Straßen; der Bau hat ungeheuere Koſten und Anſtrengungen in Anſpruch genommen. Die Bahn zieht ſich von Genf bis Lyon immer am rechten Ufer der Rhone fort. Man hat acht bedeutende Tunnels zu paſſiren und ſieht ein paar Stunden lang die Rhone tief unten ihre eigenthümlich blauen Wellen pfeilſchnell hinwälzen, bald kommen wieder in engen Felſenkeſſeln die farbigen Fluthen zum Sieden, und der Silberſchaum der tobenden Gewäſſer ſticht grell ab gegen die ſchwarzen Felſenmauern, die ſich am linken Ufer bisweilen ein paar tauſend Fuß hoch ſteil über den Waſſerſpiegel erheben. Bellegard iſt die erſte franzöſiſche Station, nachdem man der Schweiz den Rücken gekehrt hat. Hier muß man ausſteigen und ein Stück Paßviſta und Effektendurchſuchung mitmachen.

Bei dem Dorfe Seyssel wird auf einem hohen Berge eine Gruppe von vier koloſſalen Felſenblöcken

sichtbar; dieselben gleichen den Cyklopenmauern, sie sind scharf von einander senkrecht abgeschnitten, hängen aber oben zusammen, und auf ihnen steht eine Kirche.

Lyon zählt gegenwärtig über 300.000 Seelen. Es ist die einzige Stadt im Gebiete der französischen Sprache — die Paris mit Glück nachahmt, denn das Bestreben in der Pracht der Kaufläden, der Café's, der Hotels, der Restaurationen, Paris zu copiren, herrscht nicht nur in den französischen Provinzialstädten, sondern von Brüssel hinunter bis Genf, Turin und Genua.

Kommt man Abends an, so verkünden die Tausende von Gasflammen an den Quais — die sich in den Fluthen der Rhone und Saone spiegeln — mit flammender Schrift, daß man in eine Großstadt einfährt. Es laufen nämlich die Rhone und die Saone fast durch die ganze Stadt parallel neben einander und machen einen Theil derselben zur Halbinsel, bis sie am Ende der Stadt zusammenfließen.

2. Der Dom (Saint Jean). Es soll nicht eine ermüdende Beschreibung von demselben geliefert werden. Der Bau ist aus den Zeiten des heiligen Ludwig. Das Portal gehört dem gothischen Styl aus den Zeiten Ludwig XI. an. Die Uhr hat wegen ihrer sinnreichen

Mechanismen und dem Herausspazieren verschiedener kleiner Heiligen an verschiedenen Tagen, wie auch vermöge ihres astronomischen und Kirchenkalenders eine größere Berühmtheit als jene im Dom zu Straßburg. Vor der Revolution waren die hiesigen Domherren sämmtlich als solche, Grafen, und der jeweilige König war erster Canonicus von Lyon. Aus dieser Kirche sind Päpste hervorgegangen, Könige wurden hier gekrönt, zwei Concilien gehalten. Die schönen holzgeschnitzten Chorstühle wurden aus der berühmten Abtei Cluny hieher übertragen. Neben der Domfronte rechts steht der interessanteste Civilbau Lyons. Es ist eine Sängerschule (Manécanterie werden diese Domsängerschulen in Frankreich seit dem 10. Jahrhundert genannt) aus der Zeit Karl des Großen. Der Alterthumsforscher Dr. Bock aus Köln, mit dem ich darüber sprach, sagte mir: daß sich merkwürdiger Weise auch die Fonds dieser Sängerschule durch die Revolution 1793 hindurch bis auf unsere Tage erhalten haben. Es gibt daher hier immer noch eine Kirchenmusik im schönsten Styl. Vielleicht hat auch hier Karl der Große, wie er es in seiner Hofsängerschule gern übte, selbst die Sänger geprüft. — Für den Kirchengesang war er ja derartig eingenommen, daß er, sobald er auf seiner Reise in eine größere Stadt

kam, sogleich in die Kirche ging, da sang er nun selbst mit und auch seine Söhne und die ihn begleitenden Fürsten mußten mitsingen.

3. Die Kirche D'Ainay und St. Nicier. D'Ainay ist ein uralter Bau mit Mauern und Pfeilern aus der heidnischen Römerzeit. Die vier prächtigen Granitpfeiler sind Ueberreste von einem Tempel des Augustus. Sie wird eben restaurirt und ist eine der interessantesten Kirchen Frankreichs. Die Grundformen des jetzigen Baues rühren aus der Zeit Carl des Großen her. Den Kunstfreund wandelt hier eine wahre Freude an. Er findet ja Mosaiken, Friese, Säulen aus der schönsten Römerzeit bis zum fünften Jahrhundert hinauf, wie auch die herrlichste Ornamentik aus dem Mittelalter. Was in neuester Zeit hinzugefügt worden, klingt in der schönsten Harmonie mit dem bisherigen Baustyl. Ein Kronleuchter neuester Arbeit könnte füglich jenen Herren als Muster dienen, welche Zeichnungen zu derlei Kirchengegenständen machen. Es ist der schönste Kronleuchter im mittelalterlichen Styl, den man sich denken kann. Im Souterrain werden Kerker von Martyrern gezeigt. — St. Nizier. Die jetzige Souterrainkapelle ist noch aus dem sechsten Jahrhundert. Die darüber gebaute Kirche, welche jetzt noch dasteht, rührt aus dem 16. Jahr-

hundert her. Bei den Abendgottesdienſten wird ſie mit Gas erhellt, welches aus prächtigen Erzkandelabern aufflammt.

4. Ein Nachmittagsgottesdienſt in Saint Bonaventure. Der Deutſche wird ſich in Italien und in Frankreich in den Kirchen an allerhand Gebräuche gewöhnen — die ihm Anfangs widerſtreben, und in die er ſich nach und nach hineinfinden muß nach dem Sprichwort: „Anderes Land, anderer Brauch!“

Vorher ein paar Worte über den Bau. Derſelbe iſt gothiſch, die Länge beträgt 70, die Breite 26 Mètres. Nach dem Dom iſt St. Bonaventure die größte Kirche in Lyon. Sie hat aber auch hiſtoriſches Intereſſe. Karl der VII. und der VIII., Heinrich IV. haben hier gebetet, die Königinen Anna von Bretagne und Anna von Oeſterreich haben an den Altarsſtufen hier gekniet; der heilige Bonaventura hier Gottes Wort verkündigt. Der gothiſche Bau iſt ſtreng und einfach — wie es einer Franziskanerkirche in den Anfängen des Ordens gebührt. Die Gewölbweite und die Pfeilerweite haben einen gleichen Abſtand. Glasmalereien ſind beſtimmt, mit ihrem Farbenſpiel die Wandflächen des Mittelſchiffes zu beleben. Hier hatten noch im vorigen Jahrhundert die Zünfte 30 Kapellen, die ſich an Schmuck überboten.

Die erste französische Revolution machte aus der Kirche nacheinander eine Reitschule, einen Pferdestall, eine Kornhalle. Wie es der Ornamentik erging, läßt sich denken. 1807 ließ der erste Napoleon den Bau wieder dem Cultus zurückgeben. Es geschah viel, um die Kirche zu restauriren, aber die verwüsteten Gemälde von Rubens und berühmter französischer Meister sind für ewig verloren. Revolution und Vandalismus sind eins!

Es war an einem Sonntag Nachmittags. Die Kirche füllte sich gegen 3 Uhr, die Sessel und Kniebänke wurden eingenommen, vorzüglich Frauen mit nobler Kleidung fanden sich ein. Im Mittelschiffe blieb ein Raum, ungefähr zwei Schritte breit, frei. Aus einer Seitenthüre kamen 15 Geistliche in Roketten und gingen zum Hochaltar, um die Vesper zu singen. Hinter dem Hochaltar glänzen an jener Stelle, wo sonst ein Altarbild angebracht ist, die Zinnpfeifen der Orgel.

Der sogenannte Schweizer (Suisse), was im Französischen gleichbedeutend ist mit Portier oder Trabant — erschien und sein Erscheinen machte den unangenehmen Eindruck, als ob er die Hauptperson des ganzen Gottesdienstes wäre. Dieser Schweizer war ein sehr schöner Mann in den dreißiger Jahren, hoch

gewachsen wie ein Apollo in der gewöhnlichen Galleriegröße, Schnurr- und Knebelbart sehr wohl soignirt — ein blauer Frack lag wie angegossen an Brust und Rücken; ein prachtvolles breites Portier-Degengehänge legte sich schief über seinen Leib, goldübersponnene Knöpfe zierten es, von denen die mittleren wie eine Schale groß waren, die aber nach oben und unten zu abnahmen. Ungeheuere goldene Epaulettes, die bei jedem Auftreten phantastisch aus den zitternden Goldwülsten schimmerten, lagen auf seinen Schultern. Sein schwarzgelocktes glänzendes Haupt zierte ein goldbordirter Schiffhut. Mit verschlungenen Armen, den Kopf in stolzer Haltung — als wäre er irgend ein römischer Feldherr, der so eben das erste Dutzend seiner glorreichen Schlachten voll gemacht hat und sich nun die Freude eines Spazierganges vergönnt — so schritt dieser Herr beständig in dem mittleren Gang der Kirche auf und ab. Es war sonst alles außerordentlich ruhig und erbaulich. Nun ist eben dieser Herr bestimmt — die Ruhe in der Kirche aufrecht zu erhalten. Ich fand, daß eben er der einzige Ruhestörer war, und der Wunsch, denselben in aller Form der Höflichkeit, wie es einem solchen Gentleman geziemt — in die freie Luft hinauszusetzen, mußte selbst einem friedlichen Beobach-

ter dieſes Herrn in die Quere kommen. Das Inſtitut dieſer Portiere in Kirchen iſt in ſeinem Princip ein ſehr gutes. Aber dieſer Mann muß ſich ruhig verhalten; und dort einſchreiten, wo er nothwendig iſt, und nicht — wie ein Bär in der Menagerie durch unabläſſiges Auf- und Abſpazieren, indem er ſelbſtgefällig ſeinen Oberleib auf den Hüften wiegt, die Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, ſondern durch ein beſcheidenes und ſtilles Benehmen — ſich ſo viel als möglich unbemerkbar machen. Dieſe kleine Lection möchte ich dem blauangelaufenen Apollo mit ſeinen vergoldeten Knöpfen in St. Bonaventure geben, und wäre ich gar ein Schweizer, ſo würde ich ihn erſuchen — um der Ehre meines Stammes willen, den unrechtmäßigen Namen Suisse abzulegen, oder ſeinen von ihm für offiziell gehaltenen Krawall in der Kirche einzuſtellen.

5. St. Irénée. Im Souterrain wird ein Brunnen gezeigt, in welchem die Gebeine der 19.000 Martyrer unter Severus aufbewahrt wurden. In der Charwoche wird dieſer unterirdiſche Raum beſucht. Eine eigene Kirche exiſtirt in einer Vorſtadt — in welcher die in der Revolution 1793 Gefallenen begraben ſind. Der Name entfiel mir. Es predigte eben ein Kapuziner vor einer großen Menſchenmenge.

Der Styl der Kirche mit den kurzen Säulen, die pyramidale Form der Front und der Seiten, läßt in diesem Bau eher irgend eine Ruine in Egypten, als eine Kirche vermuthen. Es erscheint als ein eigenthümlicher Gegensatz — einen kleinen Pharaonenbau als katholische Kirche zu sehen, und in einem Isistempel einen Kapuziner im reinsten französisch predigen zu hören

6. Notredame de Fourvières. Diese Wallfahrtskirche liegt auf einem hohen Berge, der Lyon beherrscht. Man braucht über eine halbe Stunde, wenn man den kürzesten Weg hinaufklettert. Es geht durch enge steile Gassen, abwechselnd über Stiegen, die kein Ende nehmen wollen. Die Aussicht von der Höhe ist überaus lohnend. Viele Theile der Stadt steigen an den Ufern der Rhone derartig hinan, daß man öfter zwanzig und mehr Fensterreihen oder Stockwerke übereinander sieht, es sind nämlich auf dem Berge vier- und fünfstockhohe Häuser derartig gestellt, daß eines über das andere hinausschaut, ein Umstand, der die große Stadt in den Augen des Beschauers noch vergrößert, so daß dieselbe einen ungeheuern Eindruck macht. Hier hat man die schönste Aussicht von Croix Rousse und Fourvières. Unten der alte Theil der Römerstadt von einem Bergkreis eingeschlossen, umgeben von der reißenden Rhone und

der langsam hinschleichenden Saone. Hier die Alpenketten bis zum Montblanc, dem König der Berge (King of Mounts), wie ihn Lord Byron nennt. Dort die Bergkette bis Auvergne, im Norden der Mont-Cindre und die Cote d'Or, und gerade unter sich das Häusermeer, das seine Wellen eben an die Berge hinauf zu treiben scheint. Hier stand einst das Forum Vetus der Römer (zusammengezogen und französirt: Fort Viel und spätere Fourvières), welches über das alte Lucii dunum oder luc-dunum, später: Lugdunum Wache hielt. Der Consul Lucius Munatius Plancus hat nach Cäsars Tod die Stadt gegründet.

Eine große Menschenmenge kommt jeden Sonntag aus Lyon herauf, die Kirche war überfüllt und eben Hochamt. — Die Wände sind mit Votivtafeln über und über behängt. Ungefähr 50 Schritte von der Kirche entfernt haben die Jesuiten ein großes Collegium und eine sehr schöne basilikenartige Kapelle — mit vergoldetem Holzplafond und einer reichgeschmückten Tribune, in welcher der Hochaltar steht.

Auf dem Wege in die Stadt saß in einem engen schmutzigen Gäßlein ein blinder Bettler, der kleine werthlose Rosenkränze verkaufte, was nur ostensibel ist, da ihm die Polizei das Betteln nicht erlauben würde. Neben ihm an der Schnur sein ge-

treuer Führer, ein kleiner Pudel. Ein paar Mädchen zwiſchen ſieben und neun Jahren baten ihre Mutter um ein Almoſen für den Blinden. Sie reichten es ihm. Es war rührend, wie dieſe ſehr nobel gekleideten Kinder ihr Bedauern mit dem Unglück des alten Mannes ausſprachen. Die Kleinere ſagte: „O du armer blinder Mann"; ſie kauerte ſich dann zum ſchmutzigen Pudel nieder — auch ihm, dem Führer des Blinden, wurde um des Unglücklichen willen ein Strahl von Mitleid zugewendet — er wurde geliebkoſt mit den Worten: „O du lieber armer Hund, führe nur immer dieſen guten Alten, daß ihm kein Leid geſchieht." Selbſt der Hund ſchien gerührt, er wedelte und heulte mit aller ihm zu Gebote ſtehenden Freundlichkeit und zog eine Pfote um die andere in die Höhe — es hatte den Anſchein, als wollte auch er ſich für das ſeinem Herrn geſchenkte Mitleid bedanken.

Mir fiel Rückert's Spruch ein:

„O Kindermund, o Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelſprachekund, Vogelſprachekund
Wie Salomo!"

7. Der Reichthum und die Pracht von Lyon hat von jeher die Dichter begeiſtert. Voltaire

und Rosseau schmeichelten dem zweiten Paris ganz gehörig. Der erste sagte 1754: „Ihr Lyoneser habt den Plutus aus einem Gott des Reichthums auch zu einem Gott der Künste gemacht.“ Auch Rosseau hielt sich an das überschwängliche Plutusbild; er nennt die Stadt „Frankreichs Zierde, den Schatzkasten der Welt, die Quelle des Ueberflusses, den reizenden Aufenthalt von Plutus Söhnen, die mit Geschmack in ihren Mauern die Künste pflegen; so daß Apollo und Plutus gegenseitig erstaunten, wie sie hier zusammen gekommen sind,“ er schließt: „Der Glanz Lyons von allen Seiten sich ergießt, — sein reiches Volk, ein Volk von Königen ist.“ Einen größeren Honigtopf hätte Voltaire den Lyonesern kaum auf den Kopf setzen können. Es läßt sich denken, wie die krummen Linien im Gesichte des alten Satyrs wirr durcheinander liefen, — und wie bitter er selber über sein eigenes Compliment gelacht haben mag.

Armes Volk der Könige. Ein Fiaker, der mich während des Herumfahrens über dieß und das belehrte, — erzählte mir, wie eben nicht weniger als 40.000 Arbeiter in Lyon brodlos wären und am Hungertuche nagten. — Freilich ging es den Leuten in Lyon vor hundert Jahren besser, — Armuth aber gab es auch damals genug, und ein Volk von

Königen waren die Leute in Lyon damals ſo wenig als jetzt!

So verſtanden es dieſe beiden Herren, den Bewohnern Lyons die Cour zu machen. Wenn ſo ein reicher Eingeborner von Lyon in ſeiner Stadt herumgeht, findet er in der That eine Menge Gegenſtände, auf die er ſich etwas einbilden mag.

Der Juſtizpalaſt trägt von außen die Form eines ſäulenreichen griechiſchen Tempels; mit dem Innern des Palaſtes der Gerechtigkeit Bekanntſchaft zu machen verlangt ſich in der Regel Niemand, und der friedliebende Bürger ſchon gar nicht. Das Stadthaus (Hotel de Ville) wird von Lyoner Autoren außerordentlich gelobt (Maupin hat es gebaut), ſie behaupten, es ſei das ſchönſte in der Welt in dieſem Genre nach dem Amſterdamer. Mich hat es auf dieſen ungeheuern Lobſpruch hin gar nicht befriedigt; es imponirt weder durch die Maſſenhaftigkeit noch durch die Bauform. Der unbedeutende Springbrunnen in dem Vorhofe, der ſein Waſſer aus einer Muſchel ergießt, fällt durch ſein kleinlautes Geräuſch das beſte beſcheidene Urtheil. Im Innern gibt es freilich einige geſchmackvoll decorirte Räumlichkeiten. Die Börſe, der Geldtempel dieſer induſtriereichen Stadt, iſt reiner, aber ſehr gelungener und impoſanter Abklatſch des

Pariſer Hotel de Ville. Alles bis auf die Bodenfenſter in den ſchönen Giebeln getreulich copirt.

8. Plätze und Springbrunnen ſind die originellſte Zier Lyons. Der Place Belecour ſucht an Schönheit und Pracht ſeines Gleichen. Er hat zwei ſehr große Baſſins in Gartenanlagen. Dieſe Baſſins ſtehen ſymmetriſch einander gegenüber. In jedem Baſſin ſtrebt in der Mitte eine Waſſerſäule die Höhe von einem dreiſtöckigen Hauſe hinan, während die Säule bis zur Hälfte mit einem Waſſerſtaub bekleidet wird, der inmitten der Säule nach allen Seiten zerſtiebt. Jede Waſſerſäule hat in einiger Entfernung zwei ſymmetriſche Springbrunnen, die an 20 Strahlen im Bogen nach allen Seiten ſenden und ſo ein Waſſerbouquet bilden. Die Wirkung dieſer Waſſerkünſte iſt großartig.

Der Place imperial iſt kleiner, ihn umgeben hohe Häuſer und Paläſte. Seinen Mittelpunct bildet eine hohe große Waſſerſchale, die einen dichten ſtäubenden Strahl (aus vielen kleinen Röhrchen, eine ſogenannte Roſe) emporſendet, und die dann ihr Gewäſſer rings in tauſend Tropfen in ein großes Reſervoir aus Stein raſſelnd niederfallen läßt.

Prächtige Pflanzenbeete zu beiden Seiten, in denen hellgrüne große Blätter ſüdlichen Anſehens dicht übereinander aufſtreben, wie auch Alleen verleihen

dem Brunnen die nöthige Farbenunterlage, und man kann ſagen: an dieſen Pflanzen wie am Waſſerſtrahl fühlt man ſelbſt durch die Augen hinein an Sommertagen eine Art Abkühlung. Der Place und Cours Napoleon, die einen Platz ausmachen, könnten eine Stadt aufnehmen. Die Kaufläden und Gallerien eifern kühn mit Paris. Beſonders aber in den Niederlagen von Seidenſtoffen beweiſt dieſe Stadt Lyon, daß die Erzeugung dieſer Stoffe ihr rechtes Fahrwaſſer iſt. Der Freund franzöſiſcher Weine, guter Gemüſe und Salate und des feinſten Provencer-Oeles mag ſich hier beſonders erluſtriren.

Der Fein- und Weinſchmecker ſitzt in Lyon wie eine Spinne mitten unter Trauben und Weinſtöcken. Im Weſten lächelt der Bordeaux, im Norden der Macon, Beaune, Tonnerre, im Nordoſt der Burgunder und aus dem Süden kommt das fließende Gold der ſchweren ſpaniſchen Weine. Zudem werden die Getränke hier weniger gefälſcht, und es iſt im Ganzen hier bedeutend billiger zu leben als in Paris.

Da die geneigten Leſer ſchon mit Gottesäckern und Todtengrüften verſchiedener Art hinlänglich in dieſem Büchlein geſättigt ſind, ſollen ſie mit den Nekropolen von Lyon verſchont bleiben, nur ſei die Bemerkung geſtattet, daß der auf dem Berge liegende

Gottesacker originell iſt wie die ganze Stadt. Lyon hat hierin, was Denkmale und die Ehrfurcht vor den Dahingegangenen betrifft, das Ihre gethan, wie Chambet, der jüngſte Hiſtoriker dieſer Stadt, treffend ſagt:

„Lyon, das Rom der Gallier, die Stätte der Martyrer (la Rome des Gaules, la cité des martyrs), die Stadt der Almoſen und der guten Werke, darf ſich auch von keiner andern Stadt im frommen Gedächtniß der Verſtorbenen übertreffen laſſen, welche nach den troſtvollen Worten der heiligen Kirche und mit dem Zeichen des Glaubens vorangingen und den Schlaf des Friedens ſchlafen.“

Im Vorbeigehen.

1. Luzern. Daß ſich hier die Natur an Pracht überboten hat, iſt eine bekannte Geſchichte. Welcher Anblick, wenn man hinaufgeht zum Kapuzinerklöſterlein, das über und über mit Laubwerk umſponnen iſt, oder wenn man in den Arkaden des Friedhofs durch die offenen Räume der Wand (wie ſolche auch an den aufſteigenden Arkaden des Monte Berico in Vicenza angebracht ſind) auf den See hinüberſchaut — oder wenn man irgend eine Anhöhe um Luzern beſteigt. Doch über Schweizergegenden ſpricht man nicht — das Thema iſt abgethan. Luzern hat alles Anheimelnde einer kleinen Gebirgsſtadt. Man begegnet hier ſehr vielen originellen Leuten. Im Ganthaus werden unter einem Thore die Waaren bankerotter Kaufleute verſteigert. Der Mann, welcher die Würde des Ausrufers beſitzt, heißt der Gantrufer. Er hat ſich, zur Kurzweil in ſeinem Geſchäft, auch die Aufgabe geſtellt, jeden auszurufenden Gegenſtand mit einem angemeſſenen oder auch unangemeſſenen Spaß

zu begleiten. Wenn es 12 Uhr ſchlägt, verkündigt er, daß um 1 Uhr wieder angefangen wird — ladet die Herren, Frauen und Jungfrauen ein, ja fleißig und bei Zeiten wieder zu kommen und wünſcht mit einer zierlichen Verbeugung allen miteinander einen guten Appetit! — Das macht eine gute Wirkung. Der Mann iſt eine in Luzern bekannte Perſönlichkeit und nebenbei ſehr brauchbar; um ſeiner ſchlechten Witze Willen wird manches Paar ſchlechter Strümpfe ꝛc. an Mann gebracht, was bei einem Ausrufer, der ſich nur im Kreiſe ſeiner amtlichen Würde bewegt und nicht bisweilen luſtig aus den amtlichen Schranken hinausſpringt — ſicher liegen bliebe.

2. Schmied & Comp. in Luzern. Ein Stöpſel auf einem Fläſchchen mit Arnica war abgebrochen. Ich ſah in der Auslage eines Kaufmannes viele Korkſtöpſel größerer Qualität liegen, trat in die Bude, zeigte ihm das Fläſchchen und fragte, ob er einen darauf paſſenden Stöpſel habe. Der Mann erwiederte mit Ernſt und Ruhe: „Dieſe kleine Gattung Stöpſel führt unſer Haus nicht, da müſſen Sie zu Schmied & Compagnie gehen!“ Ich ſuchte nun die bezeichnete Handlung und dachte bei mir ſelbſt: „Was wird Schmied & Comp. für eine Freude haben, wenn dieſelben heute ein ſo glänzendes Geſchäft ma-

chen können." — Ich trat in den Laden und darin saß ein wohlgenährter freundlicher Mann — der Chef des Hauses Schmied & Comp. Er operirte sogleich mit einem Korkzieher den abgebrochenen Stöpsel aus dem Hals des Fläschchens heraus, und paßte einen neuen hinein. Auf die Frage: Was ich schuldig sei, erwiederte der Mann mit einer sehr erquicklichen Bonhomie: „Ach was fällt Ihnen ein — wer wird sich denn dafür was bezahlen lassen." Es stand ein Kampf unseres beiderseitigen Edelmuthes in Aussicht, ich schätzte die Waare und bezahlte sie. Der Herr wollte durchaus nichts nehmen — nur die Auskunft: er könne ja die einigen Rappen dem nächsten Bettler geben, bewogen ihn zur Annahme. — Man lernt es: an jedem Wohlwollen, an jeder Uneigennützigkeit auch bei geringen Anlässen eine herzliche Freude zu haben, besonders wenn man es im Lebensstreit öfter mit abgründlichen Schuften zu thun hat: deren Frühstück Gemeinheit ist und die sich den Tag über mit Niederträchtigkeit sättigen.

3. Wozu das? Im Zimmer, das ich in Luzern bewohnte, hingen allerhand Kupferstiche. Ein Steindruck beim Fenster regte besonders zum Nachdenken an. Es waren darauf übereinander geschichtet vierzehn Porträte von jungen Herren zwischen 18 und 20 Jah-

ren, mit Studentenkäppchen auf den Häuptern, theilweise mit zierlichen Brillen auf den verschiedenen Nasen und auch mit jenen gewissen langröhrigen Pfeifenköpfen, welche besonders in norddeutschen Universitätsstädtchen von Studenten gern spazieren getragen werden — in den Händen. Einige sehen ganz treuherzig, einige trotzig und herausfordernd, wieder andere mit dem Bestreben genial auszuschauen, darein, und unten steht die Inschrift:

„Zofinger Studentenverbindung."

Wozu haben sich diese Herren verbunden, und wozu sind sie hier zum Fenster gehängt worden? Man kommt auf die Vermuthung: diese Herren haben sich allesammt das Ehrenwort gegeben „große Männer" zu werden, und durch ihre Porträte von ihrem einstigen Ruhme schon im voraus zu genießen, wie auch der beglückten Welt in dem besagten Bilde einen Anticipationsschein über ihre einstige Wirksamkeit auszustellen. Wer hat nicht eine Freude an dem harmlosen Glück der studierenden Jugend! Wer sieht nicht mit Wohlgefallen ein paar Brüder in Studio Arm in Arm gehen, jeder in der freien Hand eine lange Pfeife mit der biegsamen Spitze, — und im Gesicht jenen kühnen Unternehmungsgeist, der ohne

Bedenken das Jahrhundert in die Schranken fordert! O Stern der Jugend, o goldene Zeit!

4. Stoff zu einer Schweizer Landschafts-Staffage. In Luzern verspeiste ein Engländer von den aufgetragenen Sempacherballen (eine Gattung Fische, die nur im Sempachersee vorkommen und die eine Freude für Feinschmecker sind) mehr, als den andern Tischgenossen lieb war: und ließ sich sogar herab, diese Sempacherballen zu loben — mit welchem Lob er wahrscheinlich jene Mitgäste entschädigen wollte, die er durch seine Gefräßigkeit um die Selbsterfahrung in den Ichthyologischen Studien gebracht. Der Mann hatte auch den ordinären und hochmütigen Gebrauch, die Gabel in der rechten Hand mit den Zinken nach oben zu halten, als hätte er sich vorgenommen, einen herabfallenden Gegenstand aufzuspießen, wahrscheinlich aber wollte er als Engländer den Meeresbeherrscher Neptunus mit seiner kühn in der Hand gehaltenen dreizinkigen Gabel darstellen. An den Seeufern sieht man allenthalben in der Schweiz Engländer das schweigsame, geräuschlose und stoische Vergnügen betreiben, mit dem Angelzeug in der Hand dazusitzen und auf einen Fang zu warten. Wenn man nun die Massen Engländer in der Schweiz bedenkt, dann den großen

Appetit, welchen ſie beſitzen, wie auch ihre Vorliebe für Fiſche und fürs Fiſchen beobachtet, ſo könnte ein Maler den letzten Engländer darſtellen, der den letzten Fiſch aus einem Schweizerſee herauszieht. In dieſem Falle würde der Gentleman Knorpel und Gräten zum Gerippe zuſammenſtellen und dieſes dem brittiſchen Muſeum, mit ſeinem Namen als Geber darunter, ſpendiren.

5. Die neue katholiſche Kirche in Bern. Der Rohbau derſelben iſt eben vollendet. Ein byzantiniſcher Bau aus Quadern, der außerordentlich ſchön wird. Der Architekt davon: Karl Emanuel Miller aus Uri. Er war eben nicht anweſend und ich ſprach mit ſeinem Stellvertreter. Als ich vernahm, wie der ganze Rohbau nur auf eine halbe Million Franken komme — mußte ich, an die Baupreiſe in Oeſterreich gewohnt, mich höchlich verwundern. Das Räthſel löſt ſich einfach alſo: die Steine, in der Nähe von Bern gebrochen, ſind ſehr leicht zu bearbeiten. Ein Quaderſtein von zwei Fuß acht Zoll Länge, zwei Schuh zwei Zoll Tiefe, zwei Fuß vier Zoll Höhe kommt — fertig und auf den Bauplatz geſtellt nicht höher als vier Franken. — Da läßt ſich freilich mit Quadern bauen. Dabei iſt zu bemerken, daß unter der Kirche, die einen herrlichen Dom abgeben könnte, auch noch

ein eben so weites Souterrain auf Pfeilern, die mit den Säulen oben correspondiren, gebaut wurde, um während oben deutscher Gottesdienst ist, unten französische Christenlehre und Predigt halten zu können. Wenn man die Agenten aus Paris überall in der Schweiz ihre Lobespsalmen auf den Lampröhr singen hört, geräth man unwillkürlich auf die Frage: Wie lange wird es denn dauern, so müssen die Deutschen ins Souterrain hinunter und die andächtigen Franzosen werden sich oben in der Kirche breit machen?

6. Ein Engländer in Interlacken. Ein kleiner bucklichter Gentleman hatte sich eine ganze Woche lang durch seine originellen Manieren meinem Gedächtnisse angeheftet, — ich sah ihn zuerst als ich dem Wasserfall bei Schaffhausen, — den ich Jahrelang nicht mehr gesehen, eine Aufwartung machte. Die hier erzählten Humoren treffen natürlich nicht die unglückliche Gestaltung dieses Mannes, für welche er nichts kann und um derentwillen er Mitleid und Schonung verdient, — sondern die unsägliche Eitelkeit, mit welcher er alle, an denen er vorüberwandelt, gleichsam mit Gewalt herausfordert, — ihn ja nicht unbeachtet zu lassen, und die ungeheuerliche Prätension, mit welcher er den Nebenpilgern den Zoll der Bewunderung abnöthigen

möchte. Der kleine Engländer ſchleppte ſchon damals höchſt unnöthiger Weiſe einen Alpenſtock mit obligatem Hörnlein in ſeiner Rechten mit ſich herum, während an der Linken ſeine Gemalin ging. Stock und Gemalin waren jedes um die Hälfte höher als der glückliche Beſitzer dieſer beiden Gegenſtände, deſſen freilich vergebliches Nachſinnen offenbar darauf hinausging, ſeiner Länge eine Elle zuzuſetzen.

Da tauchten nun auf einmal in Interlacken wieder Engländer, Stock und Gemalin mitſammen auf, und ich ſah die Geſellſchaft wiederholt auf der Anhöhe des Jungfernblickes, bei der obligaten Bewunderung des Staubbachs, der Jungfrau, des Silberhorns und Wetterhorns, — welche Bewunderung aber immer von unten aus auf ebenen Wegen, mehrentheils auch von dem Wagenſitze bewerkſtelligt wurde. Der Staubbach ſtürzt über eine Felſenwand, die gerade zweimal (und noch einige Klafter darüber) ſo hoch iſt als der alte Stephansthurm in Wien, d. h. zweimal 72 oder 144 Klafter.

Als ſich der Mann unter die ſinkenden Waſſerperlen des Staubbaches (ein Standpunkt, der ungefähr ein paar Klafter höher als die Straße des Lauterbrunnenthales iſt) ſtellte, war das vielleicht das einzige Alpenſteigen, was dieſes kühne Mit-

glied des Londoner Alpenclubbs seinem großen Stecken zu Liebe unternommen. Wahrscheinlich wollte er seiner Gemalin, die unten stehen blieb, — sich als einen Wassergott — vom silbernen Schleier der sinkenden Perlen umwoben — präsentiren.

Als ich gegen Abend wieder nach Interlacken kam, — und mir diesen reizenden Aufenthalt von Engländern und reichen Leuten überhaupt besehen wollte, — erblickte ich den Engländer eben auf demselben Platz aus dem Wagen klettern, wo auch ich mein Fuhrwerk verließ. Er geht eine Strecke lang immitte seiner zwei langen getreuen Gefährten stolz einher, verschwindet aber sammt Gesellschaft auf einmal in einem Hause. Auf diesem Hause stand nun mit großen Lettern geschrieben: Ici on marque les bâtons. (Hier werden die Stöcke markirt, d. h. es werden die Namen jener Bergeshöhen eingebrannt, — die der kühne Alpensteiger und Steckenbesitzer eigenfüßig beglückt haben will.) Unter der großen Inschrift steht der Preis für jeden Buchstaben: 15 Centimes.

Daß der Buchstabeneinbrenner auf Verlangen alle möglichen Alpenspitzen auf den Stock brennt, die nur von einer habsüchtigen Seele verlangt werden, versteht sich von selbst, es handelt sich hier buchstäblich nur um die öfteren 15 Centimes.

Die Erſcheinung war zu intereſſant, ich flanirte nun eine Zeitlang in der Straße herum, und beſchloß abzuwarten, bis der Engländer mit freudeſtrahlendem Geſichte vom Herrn Icionmarquelesbâtons herauskam. Es dauerte nicht lange (ſo daß ich vermuthete, es ſeien immer Gluthen bereit, um die eitlen Pilger ſchnell zu bedienen), als Engländer und Comp. wieder erſchienen. Ich konnte die Bergnamen nicht leſen, ſah aber deren 7 bis 9 auf der Höhe des Stockes unter dem Hörnlein angebracht.

Somit hatte dieſer kleine Kerl in ſeiner verblendeten Eitelkeit ſich verſchiedene Brandmale auf ſeinen Stecken drücken laſſen, in der Abſicht, von jenen, die an ihm vorübergehen, für eine wahre Steinbocknatur gehalten zu werden, welcher es einen puren Spaß macht, auf zerklüfteten Felſen herum zu klettern, und auf eiſigen Gletſchern einen Tanz aufzuführen.

Als die Gemalin auf den Gegenſtand ihrer Liebeswahl im Moment, als er mit ſeinem Stock aus dem Hauſe der Brandmale heraus ſtolzirte — herabſah, konnte ſich dieſe Dame eines ſtillen Lächelns nicht erwehren, es lag darin halb Spott halb Mitleid und aus der ſtummen Geberdenſprache überſetzt, lauteten die Buchſtaben, welche über die Züge ihres Antlitzes pfeilſchnell hinliefen, wie eine

Entschuldigung, ungefähr also: „Ich hab es ihm oft genug gesagt, er soll nicht immer mit dem dummen Stecken herumlaufen, aber er läßt sich nichts sagen, und so muß man sich nun mitsammt ihm in der ganzen Welt auslachen lassen!“

7. Die Terra excusiaca. (Das Land der Exkisehs.) Wenn man in der deutschen Schweiz vor zwanzig Jahren auf den Fuß getreten oder mit einem Ellbogen in die Seite gestoßen worden ist, so geschah dieser Akt von Seite der Eingebornen ohne irgend ein Wortgepränge, wie es den Nachkommen des Struth von Winkelried und den kaltblütigen Geßlervertilgern zusteht. Der Treter oder Stoßer ging harmlos seinen Weg weiter. Jetzt ist das anders geworden. In den Dampfschiffen auf dem Boden-, Züricher- und Vierwaldstädtersee, wo doch alles ringsum urdeutsch ist, — hörst du jedesmal, so oft irgend ein Bauer oder ein anderer Staatsbürger mit oder ohne Stoß, mit oder ohne Tritt an dir vorübergeht, das „Excusé.“ Es ist dieses das französische Wort, was jeder kann, und was jeder mit der größten Freude handhabt. Man hört es so oft, so unablässig, daß man sich des Verdachtes nicht erwehren kann, es werde mancher urdeutsche Tritt oder Rippenstoß bloß deshalb ausgetheilt, — um von

dem großen Ueberfluß der Excusés wieder eines an Mann zu bringen. Wer nur ein paar Tage im Lande der Exkiſehs herumgegangen iſt, wird dieſelbe Erfahrung machen und uns beiſtimmen. Wenn nur die Schweizer nicht am Ende ein Stück Schweiz um das andere an die Franzoſen abtreten und dann auch nichts anderes zu ſagen wiſſen, als: Exkiſeh!

8. Die Gerechtigkeitsgaſſe (Rue de la Justice) in Bern. Hier könnte Pilatus auch die Frage ſtellen: Was iſt Gerechtigkeit? Wenn z. B. in Luzern ein Buchhändler ſich einfallen ließe, den Martin Luther oder irgend einen andern Reformator als Karrikatur, und die Katharina von Bora zu einer zotenhaften Darſtellung zu verwenden und derlei Bilder vor ſeinen Laden zu hängen, ſo gäbe es arges Geſchrei in der ganzen Schweiz und ein Vertilgungskrieg gegen die Fanatiker in Luzern würde ausgeſchrieben. Wir möchten beſagten Buchhändler auch nicht vertheidigen, denn wir erblicken in ähnlichen Fällen keine ehrliche Polemik, ſondern eine gemeine Büberei. Nun findet man in der Gerechtigkeitsgaſſe zu Bern ein paar Läden von Wiſſenſchaftsvertreibern, die ihre Glaskäſten über und über mit den gemeinſten Pamphleten und Zotenbildern gegen die katholiſche Kirche und den Clerus angeſteckt haben.

Darin ſehen die Ultras in Bern weder einen Fanatismus, noch Büberei, noch Zoten, noch Gemeinheit. In der That, wenn man dieſe Kämpfer gegen die katholiſche Kirche (überhaupt und an allen Orten) in ihren ſchönen Biographien und in den lauteren Mitteln, die ſie ergreifen, durchſtudirt und kennt, — ſo fühlt man es erſt recht deutlich, daß es eine Ehre iſt — von derlei Perſonen und mit derlei Mitteln — angefochten zu werden.

9. Aus iſt's mit der Idylle. Daß ſich derjenige gewaltig irrt, welcher in der von Engländern zumeiſt und auch von allen andern Nationen der ſogenannten civiliſirten Welt — durchbummelten Schweiz — auf den geſuchten und vielbetretenen Wegen von Hirteneinfalt und ſchäferlicher Gemüthlichkeit etwas ſucht, das iſt eine bekannte Thatſache. Jedenfalls aber bleibt es intereſſant, Beobachtungen anzuſtellen — wie ſich die Gegenſätze — vom urſprünglichen Schweizerleben und von der eingedrungenen Civiliſation — auf der Straße darſtellen. Durch die Bahn von Bern nach Thun und durch die Dampfſchiffe auf dem Thunerſee iſt das Berner Oberland und ſein Portal: Interlacken, den Fremdenkarawanen erſt recht zugänglich geworden.

In dieſem herrlich gelegenen Interlacken ſieht man nun die ſchönſten Landhäuſer mit Comfort und

auch mit Ueppigkeit eingerichtet — und nebenbei die armen und schmutzigen Häuser der Eingebornen. Hier ein Parfümladen mit Windsorseifen und Pariser Schönheitswässern und daneben auf der Straße ein gewaltiger Misthaufen, der in dem Schlachtengewühl, welches hier Wohlgerüche und Uebelgerüche mit einander kämpfen, immerfort siegreich den Platz behauptet. — Hier ein Barbier, der mit aller freundlichen Poesie der Kleinstädterei seinen Laden geschmückt hat. — Zwischen zwei grünenden dichten Tannenbäumchen hat der Mann auf einem weißen ovalen Papenstyl mit goldenen Lettern ganz lakonisch das einzige Wort geschrieben: Barbier. Zwei blankgeputzte Rasierbecken sind mit hellgrünen Weinranken umsponnen, und so ist auch seine ganze Bude idyllisch und rein hergerichtet. — Gegenüber hat sich wieder ein ganz moderner Gesichtskünstler anderer Art etablirt, der mit seiner optischen Falle den ganzen Tag über auflauert — um Gesichter in derselben zu fangen — und der als Lockspeise eine Menge photographirter Herren und Damen in seinem Auslagekasten hängen hat. Nebenbei erwarb sich der Mann, wie es bei einem Einblick in sein ebenerdiges Fenster ersichtlich ist, das Verdienst, das erste Süßwasser-Aquarium in Interlacken angelegt zu haben; indem er ein Paar Schnecken, Wasserkäfer und

einige Cyprinus dobula und andere kleine Fiſche zwiſchen Bimsſteinen und Mooſen in einem Glaskaſten ſich herumtreiben läßt.

Zwiſchen dieſen beiden Künſtlern führen einige Bauern mit muſikaliſcher Begleitung kleine Truppen Schafe vorüber, die ſie auf dem eben abgehaltenen Markt in Wildeswyl eingekauft, wo es zur Mittagszeit luſtig herging und jenes hiſtoriſche Moment, wo die Berner den Herzog von Burgund vor mehr als 400 Jahren ſchlugen — durch Vertilgung goldigrother Burgunderſchoppen gefeiert wurde. Die Bauern zeichnen ſich hier durch bretterfeſte, weißgetünchte Gartenplanken aus, die von einem Ohr zum andern in gleicher Höhe ſich im Rundbogen über das Genick fortziehen — und in welchen Planken der ethnographiſche Forſcher bei gewiſſenhafter und genauer Beſichtigung jene Kleiderzier vermuthet, die man anderwärts Hals- oder Hemdkragen nennt. Gegen Abend treibt ſich die noble Welt in prächtigen Caroſſen oder zu Fuß auf den Spazierwegen herum, und wenn man den ungeheuern Hochmuth ſieht, mit dem dieſe Herren und Damen einherſchreiten und ihrer Leiber ſich rühmen — (denn Geiſt iſt bei der Aufgeblaſenheit wenig zu Hauſe) und auf ihr Geld ſtolz ſind — ſo begreift man gar nicht, wie ſie dieſen Hoch-

muth zuwegebringen, gegenüber der in die Himmelswolken reichenden Jungfrau, mit dem prachtvollen, wie in den hellſten Silberfäden ſchimmernden Mantel, gegenüber dem majeſtätiſchen Wetterhorn und Silberhorn, wo der Menſchenleib — auf den ſich die Leute ſo viel zu gute thun — als ein kleiner Käfer erſcheint — dem es gegönnt iſt, eine Spanne Zeit auf dem Erdenmiſt herumzuklettern. — Die Leute in Interlacken, denen die beſtändigen Beiſpiele des Luxus vor ihren Augen ſchweben und die ſich in Sommerszeit auch leicht Geld verdienen, haben, wie mir ein Berner erzählt — von den ſchlechten Beiſpielen ihrer noblen Gäſte bisher reichliche Anwendung gemacht — und verſchiedenen Schweizertugenden, wie Sitte, Treue, Arbeitſamkeit, Zufriedenheit, als unnützem Gerümpel, das ins neunzehnte Jahrhundert nimmer taugt, vielfach Ade geſagt.

10. Das letzte germaniſche Monument. In einem Dorfe, unweit Solothurn, ſieht man die letzte Kegelbahn gegen den Weſten hin. Die Völkerbeſchreiber haben dieſes Spiel zu wenig gewürdigt, — und doch iſt es ſeit Jahrhunderten eine Uebung und Entwickelung germaniſcher Urkraft, und die Kegelbahnen können die älteſten Turnanſtalten im deutſchen Vaterlande genannt werden. Es gehört deutſche Aus-

dauer dazu, um Stundenlang unter dem Opfer unzähliger Schweißtropfen alles Bestehende umzuwerfen, daß es wieder hergestellt werde, und es herstellen zu lassen, daß es wieder umgeworfen werde.

11. Der heil. Stuhl in Genf. In Genf findet der Freund der Baukunst eine wahre Perle am alten Dom aus dem 12. Jahrhundert, der jetzt als Urkirche des Calvinismus dient. Wenn nur einmal das lächerliche Geschrei über den Reliquienkultus von akatholischer Seite aufgegeben würde.

Diesen Sommer hat man zu Genf aus einem Hause, welches demolirt wurde, den Studierstuhl Calvins weggenommen, und denselben als theure kostbare Reliquie auf die Kanzel dieses Domes gestellt. Er wird den Fremden mit besonderem Wohlbehagen gezeigt, — und wenn man erwiedert: das sei ja reiner Reliquienkultus, so sind die Leute derartig für jedes Verständniß abgeschlossen, daß sie das gar nicht glauben wollen. Ein Mann, welcher mich herumführte, und der sehr gehäbigen Aussehens war, erklärte mir, bezüglich der Reformation, daß in Genf das Licht der Reformation nach und nach (succesivement) gekommen sei, und meinte, daß ich ihm im Herzen über diesen seinen Ausspruch vollkommen beistimmen werde, nachdem ich es doch

der Mühe werth gefunden auf die Kanzel zu steigen, und „den heiligen Stuhl des Calvinismus," den Sessel Calvin's zu betrachten.

Ich antwortete ihm: Servetus sei derselben Ansicht gewesen, denn als ihn Calvin auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließ, sah er das Licht der Reformation auch nach und nach (succesivement) an sich herankommen.

Wir sind keine Freunde des Scheiterhaufens. — Wie nun in Constanz der kaiserliche Gerichtshof den Huß verbrennen ließ, — so ließ hier der Reformator, der aber immer noch getreulich als ein Held und Hort der Glaubensfreiheit gepriesen wird, — den Servet verbrennen. Nun wird aber von den modernen preußischen Künstlern ohne Unterlaß die Verbrennung des Huß gemalt und in Kupfer und Stahl gestochen. Die Verbrennung des Servet ist nun doch eben eine so gewisse historische Thatsache, als die Verbrennung des Huß, dieser Thatsache aber sind die besagten Künstler bisher aus dem Wege gegangen, wie man einem wüthenden Hund aus dem Wege geht.

12. Bei den Kunstläden in Genf sieht man häufig einen großen Kupferstich, welcher den sterbenden Calvin darstellt. Er sitzt inmitten des Bildes auf einem Sessel förmlich abgezehrt, das ohnedieß lange Gesicht mit dem Spitzbart nach unten wie ein Dolch

zugeschliffen, in den Zügen, trotz dem Bestreben des Künstlers, den Ausdruck zu mildern, doch die ganze Bitterkeit, wie sie das Originalporträt zeigt, ringsum liegen große Bücher auf dem Boden. Sein Freund Farel, der Mitreformator, besucht den sterbenden Calvin und reicht ihm die Hand, unten stehen die Worte: „Dernière Visite de Farel à Calvin.“ Bekanntlich war Farel selbst den Genfern zu fanatisch, so daß sie ihn verjagten. Das Todesjahr Calvin's, in das der obige Besuch fällt, ist 1564, Farel war damals 75 Jahre alt, — in seinem 70. Jahre hatte er noch geheiratet. Ein Jahr nach Calvin starb dieser Mann in seinem 76. Jahre, nachdem ihm seine Gemalin noch kurz vorher ein Söhnlein geschenkt.

Was nun in diesem Bilde für ein historischer, erhebender oder erbauender Moment liegen soll, der die künstlerische Darstellung desselben hervorgerufen, ist schwer zu verstehen. Das Haus, in welchem Calvin starb, in dem also auch diese Scene vorgefallen, — liegt in einer öden, finstern Gasse. Es wird noch hergezeigt. Merkwürdig ist, daß der Künstler, der es in diesem Bilde doch auf Verherrlichung des Neufchateler- und des Genfer Reformators abgesehen hat, — in den Zügen beider den auffallenden Grundton von fanatischer Härte nicht verwischen konnte.

13. Das Ausgliedern oder die Consequenzen der Reformation erscheinen in Genf monumental im Standbilde Rousseau's, und im Freimaurertempel, der sich durch eine ganz besondere Fadesse und Abgeschmackheit der Architektur auszeichnet. Wozu soll der Mensch auch durch die ausgesprochene Freilassung aller Naturwillkür begeistert werden? Ein oblonges Haus mit Fenstern zwischen Halbsäulen, ober dem Hauptportale der symbolische Dreiangel, das ist die ganze Freimaurerbaukunst.

Wahrscheinlich, weil es im neuen ostensiblen Constitutionsbuche der Freimaurer (auf Befehl der Großloge von England herausgegeben von Anderson 3. Auflage, Frankfurt 1762 S. 298) heißt: „Die Maurer stimmen allesammt in den drei großen Artikeln des Noah überein, welches genug ist, die Verbindung mit der Loge zu bewahren," — haben die neuen Juden in Genf, in der Nähe dieses Maurertempels ihre Synagoge gebaut.

14. Ein Thermometer und Barometer offiziell. An einer eigenen zierlichen Säule sind in großen Formaten obige zwei Gegenstände auf offenem Platze angebracht, um jedem Genfer eine offizielle Einsicht in die Temperatur und Witterungsverhältnisse zu gestatten. Das ist nicht übel und könnte auch anderwärts nachgeahmt werden.

15. Dieß Lob gehört der Katze. Ein boshafter Nachbar hetzt den Mann gegen das Weib, indem er denſelben auf die Untugenden desſelben aufmerkſam macht. Ein wohlwollender Nachbar wird den Mann, ſelbſt wenn er auf ſeine Ehehälfte ſchmäht — auf die guten Eigenſchaften derſelben hinweiſen, und der Gemal geht befriedigt nach Hauſe und fängt an, über die guten Eigenſchaften ſeiner Frau nachzudenken, mit ihr zufrieden zu werden und neues Wohlgefallen an ihr zu finden. Der Menſch iſt in der Werthbeſtimmung ſeiner Mitmenſchen außerordentlich vom Lob und Tadel abhängig, den er über dieſelben vernimmt.

Dieſe uralten pſychologiſchen Grundſätze wurden mir durch folgende Geſchichte wieder ins Gedächtniß gerufen.

Indem ich in der Rue de la Croix d'or, einer Straße in Genf, in welcher Vormittags Obſt- und Gemüſemarkt abgehalten wird, an den Häuſern hinging, kam ich an einem Laden vorüber, in welchem Strohmatten aller Gattung und auch verſchiedene andere Gegenſtände zum Verkaufe dalagen. Vor dem Laden ſaß auf einer Art Tiſch eine auffallend große Katze, welcher zudem mächtige Strahlenbündel von Haaren aus den Ohren herauswuchſen. Der Kaufmann Herr

Louis Veillard ſtand vor ſeinem Laden und ſah ins bunte Treiben des Marktes ſinnend hinein.

Der lernbegierige Fremde ſoll ſelbſt an einer auffallenden Katze nicht vorübergehen. Ich ſagte dem Kaufmann: daß ich ſo große Katzen wie die vorliegende auch im Süden Italiens nicht geſehen und es müſſe dieß eine eigene Species ſein. Ja wohl, erwiederte er, es iſt eine Katze angoriſchen Stammes und Geblütes. Ich fragte ihn, ob ſie böſe ſei, und kratze oder beiße. O nein, erwiederte er: „Er (der Kater) iſt ein ſehr gutes Thier.“ Mich dünkte, daß es die Höflichkeit erfordere, für die freundliche Auskunft dadurch zu danken, daß ich über den Kopf und Rücken des Thieres ein paar elektriſche Handzüge machte und dem Kaufherrn bemerkte: daß dieß wirklich eine Katze von außerordentlicher Größe, wie auch eines nicht minder ſchönen Pelzwerkes ſei. Ich empfahl mich und Mr. Veillard fing nun an, ſeinen Kater mit elektriſchen Rückenſtrichen liebkoſend zu bearbeiten, welche Schmeichelei mit dem anerkennendſten und dankbarſten Schnurren und mit im Bogen aufgebäumtem Rücken (dem ſogenannten Katzenbuckel) ſehr zuvorkommend angenommen wurde.

Nach ungefähr 10 Minuten kam ich auf der andern Seite derſelben Straße wieder herab und ſah zufällig hinüber auf beſprochenen Laden. Und noch

ſtand Herr Veillard heraußen, ſtreichelte ſeinen angoriſchen Kater und ergötzte ſich an der Muſik jenes wunderbaren Spinnrades, welches dieſes Thier nur dann in Bewegung ſetzt, wenn ihm außerordentlich wohl und gehäbig zu Muthe iſt.

Dem Manne waren durch das Lob erſt die Vorzüge ſeines Katers recht klar geworden. Wenn nun ſchon ein freundliches Urtheil über ein Hausthier von ſo nachhaltiger Wirkung ſich erweist, warum ſoll denn nicht ein freundliches Urtheil über Hausgenoſſen auch eine gute Wirkung haben?

16. Was die Verfolgung nützt. Alban Stolz ſagte mir einmal: „Ich habe die Kapuziner ſehr gern. Arm, anſpruchslos, genügſam und unbekümmert um den morgigen Tag — kommen dieſelben mir unter dem Clerus wie die Spatzen vor.“ Alban Stolz wollte damit über die armen Kapuziner keineswegs einen Tadel ausſprechen. Arme Leute gehen in der Bedrängniß ihres Herzens viel lieber zu einem armen Ordensmann, iſt er ihnen ja durch ſeine freiwillig gewählte Armuth ein Bild, wie man den böſen Gaſt (eben dieſe Armuth) geduldig durch das Jammerthal dieſes Lebens tragen ſoll, und iſt er ihnen hinwiederum anderſeits eben durch ſeine Anſpruchsloſigkeit gleichgeſtellt — und ſie haben keine

Urſache ihn um ſein glänzendes Erdenlos zu beneiden. Je mehr die Kirchenſtürmer und Radicalen im Schweizerland gegen die Orden wüthen, deſto beliebter werden die Kapuziner, deſto mehr verbreiten ſie ſich, und deſto lieber wird ihnen das Almoſen gegeben, von dem ſie ihr Leben erhalten von einem Tag zum andern. Auf dem Bodenſee habe ich auf demſelben Schiff die Fahrt der Länge nach von Lindau bis Schaffhauſen mit ein paar Kapuzinern gemacht. Beide erwieſen ſich als heitere und fröhliche Kinder der freiwillig gewählten Armut, wie es den Söhnen des heiligen Franziskus zuſteht. — Ich erfuhr, daß der Stand des Kapuzinerordens in der Schweiz — ſeit der großen Revolution der neunziger Jahre noch nie ſo groß geweſen ſei als jetzt. Im Ganzen exiſtiren gegenwärtig in der Schweiz über 300 Kapuziner in 22 Klöſtern und 9 Hoſpizien. Als ich mich wunderte, wie denn das trotz der Anfeindungen von Seite der kleinen Diocletiane, welche die Kantönliwirthſchaft beſorgen, möglich ſei, erwiederte mir einer der Kapuziner: „Ja, ſehen Sie, die eigentlichen Katholiken in der Schweiz wiſſen, wer und was die Zeitungsſchmierer und wer und was die Schreier ſind, die gegen uns toben und wüthen. Nun iſt der Schweizer bedächtig und durch Geſchrei und Lärm läßt er ſich nicht leicht ein-

schüchtern. Sie untersuchen die Schreiber und Schreier in ihrem Leben und Wirken und da kommen sie zu folgendem Schluß: Ueber wem diese — — — schimpfen, an dem muß was sein, denn was schlecht ist, das loben sie, und das hält zu ihnen. Das Schimpfen und Schmähen, die Karrikaturen und das Geschmiere der Blätter ficht uns nicht an, zu rauben gibt es bei uns nichts, weil wir arme Teufel sind; unserer Pflicht als Ordensleute kommen wir nach so gut es geht, und so haben wir das Zutrauen aller schlichten und gerechten Leute." — —

So sprach der Kapuziner ganz wahr und recht. Die freiwillig gewählte Armut ist eine Macht, von der sich die Zeitungsweisheit nichts träumen läßt.

17. Unbeschreibliche Stimmungen. Es war gegen Abend zu — das Schiff fuhr an dem überaus romantisch gelegenen Dorf Steckborn am Bodensee nicht weit von Arenenberg rheinabwärts auf der linken Seite vorüber. Aus dem hölzernen Schulhaus, welches auf der Anhöhe liegt, tönte der Gesang der Schulknaben wehmüthig über die Wasser hin. Die ganze Musik der großen Oper in Paris kommt einem im Vergleich mit diesen lauteren Knabenstimmen — wie eitel Spiegelfechterei vor. Hier ist alles Natur und Anmuth — Berg, Haus, Wald, Wasser und Gesang,

Gemüthsſtimmen und Gemüthsſtimmung, der blaue Himmel und die lachende Sonne — und in der großen Oper iſt alles gemalt, die Bäume und die Felſen, die Luft und das Waſſer, — die Wangen und auch ſogar die Stimmen, heißt ja doch auch der verzierte Geſang: Coloratur — wörtlich: Färbung. — Der tugendhafte Wandel, den Louis Bonaparte (gegenwärtiger Franzoſenkaiſer) als Jüngling im nahen Arenenberg geführt — lebt noch in der ganzen Umgegend im ſchönſten Angedenken fort. Dieſer beſagte Wandel wurde eben auf dem Verdeck von einigen Herren beſprochen, als der magiſche und ergreifende Geſang aus dem hölzernen Schulhaus in den Wellenringen der Luft über die Waſſerfläche hinſchwebte.

Als ich einige Wochen ſpäter im Garten der Tuillerien auf die Fenſter der kaiſerlichen Gemächer hinſah, fiel mir der Schulmeiſter von Steckborn ein, vor deſſen armer Behauſung Louis in ſeiner Jugend oft vorüber geſchifft ſein mag, und es tauchte die Frage auf: Was möchteſt du lieber ſein, ein Schulmeiſter von Steckborn, vorausgeſetzt, daß dieſer ein reines Gewiſſen hat, oder dieſer Eindringling in die Tuillerien, der hier noch einige Zeitlang den Kaiſertraum träumt, und der unter den nichtigſten Vorwänden ſeinen Seelenfrieden in tauſend und tauſend Tonnen

vergoſſenen Blutes erſäuft hat? Wer von Beiden kann ruhiger ſchlafen und ruhiger ſterben!

18. Ein Stück Mittelalter. Eine wahrhafte religiöſe Begeiſterung muß in den Kloſterſchulen des Mittelalters für Geſang und Muſik geherrſcht haben. Noch exiſtirt der lateiniſche Text und die Muſik des herrlichen Liedes, mit dem Karl der Große vom ganzen Chor der Kloſterſchule in Reichenau (auf einer Inſel des Bodenſees) empfangen wurde. Der Benediktiner und Profeſſor Brandes in Einſiedel hat dieſes Lied vorzüglich überſetzt. Die Schlußſtrophe lautet:

Würd'gen Lobpreis laßt uns ſpenden
Des Dreieinen Gottes Macht,
Der Dich durch der Franken Reiche
Unverſehrt zu uns gebracht.
Sei willkommen, Königsſproſſe,
Karl als Chriſti Reichsgenoſſe!

Es kann angenommen werden, daß dieſes herrliche Empfangslied Karl des Großen, vor dem Portale eines Domes geſungen, mehr zur Begeiſterung anregt, als die verzwickte Rede eines im rechten Winkel eingebogenen Bürgermeiſters, und als die mit Leinwandfetzen übernagelten und mit Waſſerfarben beklekſten hölzernen Triumphbogen, in welchen die mo-

derne Zeit ihre im höchsten Grade fadenscheinigen und überaus dem Wechsel unterworfenen loyalen Gefühle an Mann zu bringen sucht.

Ein Stück musikalisches Mittelalter meinte ich im Kloster Einsiedeln bei der Vesper der Millenarium-Feier zu erleben. Ich hatte meine Position auf dem Musikchor ganz rückwärts neben den Männern von Schwyz, Uri und Unterwalden genommen, die mit kräftigen Lungen die Trompeten, Posaunen und Hörner erschallen ließen. An 12 Benediktiner aus Einsiedeln, theils Priester, theils Kleriker, wirkten auf dem Musikchor mit. Drei mächtige Violone wurden auf der rechten Seite des Chores von ihnen gehandhabt, — die Primgeiger, der Organist, der Chordirektor gehörten sämmtlich dem Orden an. Jeder spielte sein Instrument mit wahrer Liebe und Begeisterung, — da gab es nichts Handwerksmäßiges, keinen leeren Mechanismus. Der Chordirektor P. Clemens führte den Taktstock. Wenn es nun im allermindesten auf irgend einer Seite schief zu gehen schien, zog der Mißmuth über seine bewegten Züge, wie hinwiederum, wenn der Strom der Töne in voller Harmonie dahinrauschte, eine wahre Beseligung auf seinem Antlitz zu lesen war. Fand er die Orgel zu schwach oder zu stark, so wurde dieselbe mit der linken

Hand regulirt, während die rechte den Taktſtock fortſchwang, bald wurde der Manualcopelregiſter herausgezogen, — bald an andern Regiſtern changirt, je nachdem es ihm nöthig dünkte, während der Kleriker, ein trefflicher Orgelſpieler, dieſes Mitwirken von Seite des Chorregenten mit aller erdenklichen Ruhe des Gehorſams geſchehen ließ, und ſeinerſeits auch wieder mit Begeiſterung die Claviatur hand- und das Portal fuß-habte.

Dieſes freudige Zuſammenwirken in Demuth und Gehorſam, in Liebe und Begeiſterung für die Kunſt, bringt auch eine eigenthümliche Wirkung hervor. Die Tonmaſſen wogten über die Häupter der Tauſende hin, die in der Kirche drunten ſtanden, und mancher der Anweſenden, der für Muſik ein Gemüth hat, — wird es noch nach Jahren zu Hauſe den Seinen erzählen, was das für eine ſchöne, herrliche Muſik war, als 1861 das tauſendjährige Feſt in Einſiedeln gefeiert wurde.

Das Millenarium (1861) in Einsiedeln.

In dem Gotteshause zu Einsiedeln wurde Samstag den 14. September 1861 das altherkömmliche Fest der Engelweihe und zugleich das Millenarium (die tausendjährige Stiftungsfeier) seit dem Tode des heiligen Meinradus (861) festlich begangen.

Feste, welche Erinnerungen an historische Thatsachen, die vor einem Jahrtausend sich ereignet haben, im Gedächtniß auffrischen, gehören jedenfalls zu den Seltenheiten. Nicht nur die katholischen, auch die protestantischen Kantone nahmen Antheil an dieser seltenen Feier. Züricher Zeitungen erklärten schon einige Wochen früher, daß der Weg nach Einsiedeln für die Bewohner des Westens am allerbesten und am allerschönsten über die gute Stadt Zürich, dann über die Länge des Züricher See's über Richterswyl zu machen und jedem andern Weg vorzuziehen sei; ein erfreuliches Zeichen, welches besagt, wie man der Pilgrimschaft und dem Wallfahrten nicht in alle Wege sich feindlich erweist. Der Weg

über den Züricher See ist aber auch an einem schönen heiteren Tage eine Anmahnung an ein kleines Paradies. Schon am Freitag Abends sah man auf der Bahnstation zu Winterthur viele Gruppen von Pilgern und Pilgerinen aus Würtemberg und Baden. Die Schiffe über den Züricher See waren von Wallfahrern förmlich bedeckt. Auf der Poststraße von Richterswyl nach Einsiedeln zog eine Gruppe nach der andern vorüber. Es wurde von ihnen der Rosenkranz gebetet oder auch heilige Lieder gesungen.

In Einsiedeln waren die Häuser alle bis obenauf mit dichten Festons aus Tannenreisig und Blumen geschmückt, so daß ein erquickender Waldesduft von Nadelholz durch die Straßen zog. Tausende von Menschen erfüllten den Platz und die Terrassen vor der Kirche, und an der Pforte des Gotteshauses zog es aus und ein, wie in einem Bienenstock.

Die Gasthäuser waren von Leuten derartig erfüllt, daß schon am Samstag Morgens alle sich Anmeldenden zurückgewiesen werden mußten. Die Tempelsäulen des herrlichen Brunnens, der ohne Unterlaß aus siebenzehn Röhren sein eiskaltes Wasser strömt, waren ebenfalls auf und auf mit Blumen und Reisig geschmückt und die siebenzehn Messingröhren beständig von Trinkenden belagert. Von den

Thürmen und Häuſern wehen Flaggen in den Kantonsfarben. Hier zieht eidgenöſſiſche Miliz auf in langen Reihen mit Muſik, und dort kommen in einem Wagen die Regierungsherren von Schwyz, mit ihren ſcharlachroth in mittelalterliches Koſtüm gekleideten Trabanten. Verſchiedene Kantonstrachten erſcheinen, darunter ſind am auffallendſten die Frauen aus Wallis, die unter hohen Turbanen aus grüner Seide und goldenen Stickereien franzöſiſch parliren. Geiſtliche aus Frankreich waren über 250 anweſend, auch der Biſchof von Orleans, Mſgr. Dupanloup, hat ſich hier einige Tage bis zum Sonntagsmorgen aufgehalten.

Einen Zuſammenſtrom von Menſchen, wie am 14. September Abends, dürfte wohl Einſiedeln ſeit ſeinem Beſtehen nicht in ſein Weichbild gefaßt haben. Als es dunkel wurde, begann die Beleuchtung der Kirche, des Kloſters, des großen Platzes und der Straße. Nachmittags wurde eine feierliche Veſper abgehalten und in der Gnadenkapelle von den Benediktinern das Salve Regina geſungen.

Die Beleuchtung machte deßhalb eine impoſante Wirkung, weil die Lage des Stiftes und der Kirche auf einer Anhöhe, die Contouren der Baluſtraden und Terraſſen und die rings um den Hauptplatz bildenden

Häuſer zu einer Illumination wie geſchaffen ſind. Ober dem Kirchenportal, mit erleuchteten Säulen, ſtrahlte in mächtigen Buchſtaben der Name: Jeſus. Oben an der Kirchenfronte der Name: Meinradus. An den Thurmfronten ſah man Transparente. Von einem hohen Berge leuchtete ein flammendes Kreuz herunter. (Am 14. September iſt auch Kreuzerhöhungs-Feier.) Ober dem wogenden Menſchenmeere wogte ein Flammenmeer. Viele Häuſer trugen ſinnige Inſchriften. Unter dieſen ſprach durch Poeſie und Wohlklang folgende an, die in großen Antiqua-Buchſtaben an einem Fenſter zu leſen war:

„Zur Ehre des heiligen Meinradus † 861.

Kein loſes Spiel der Welle
Im Glaubenskampf der Zeit
Lebt fort die Meinradszelle
Im Born der Ewigkeit."

Unter den feierlichen Klängen des ſchönſten Geläutes bewegte ſich die Prozeſſion zu dem erhöhten, im Feuer ſtrahlenden Altar. Der Abt des Stiftes trug das Sanktiſſimum, ſtellte es auf dieſen Altar unter eine Feuerſonne, und nun wurde eine Litanei geſungen, wie ich eine ſchönere Kompoſition derſelben noch nie vernommen. Der Tonſatz iſt uralt und heißt: „Die Einſiedel-Litanei." Sie iſt um einen billigen

Preis mit Tonſatz bei Benzinger in Einſiedeln zu bekommen unter dem Titel: „Salve Regina. Antiphonae, Suffragia, Responsoria et Litaniae in Monasterio Einsidlensi cantari solitae in Cantu chorali cum tribus vocibus comitantibus. Editio 3. Einsidlae. Benzinger.“

Als der Geſang begann, war trotz der Tauſende, die den mächtigen Platz und die Terraſſen bedeckten, eine lautloſe Stille. Ich habe von einer Muſik noch nie eine ähnliche Wirkung empfunden. Man hörte nach und nach die Leute ſchluchzen und weinen. Die Nacht, die Krone der Berge, das flammende Kreuz, die Beleuchtung, der Geſang, die dem Geſang lauſchende Menſchenmaſſe, übten einen ungeheuern Eindruck aus. Nach der Litanei wurde mit dem Sanktiſſimum der Segen gegeben. Es waren auch Hunderte von Proteſtanten anweſend; anſtändiges Benehmen durchwegs vorherrſchend. Es war Alles ergriffen. Auch Hurter ſchrieb einſt, daß, als er noch Proteſtant war, dieſe Engelweihe-Feier auf ihn einen überaus mächtigen Eindruck geübt.

Nachdem der Segen gegeben und die Klänge einer tragbaren Orgel verklungen waren, ſagte ein armes Bäuerlein, als er ſeine Thränen getrocknet, für ſich hin, aus der Fülle ſeines Herzens: „Ich ver-

lange mir den Himmel nicht schöner als die Engelweihe in Einsiedeln!“

Die Prozession bewegte sich wieder zurück in die Kirche, und nun folgte das Te Deum. Ich stand auf der Gallerie ober dem Portale, von dem man auf die Gnadenkapelle hinabsieht.

Hier unten wurde der heilige Einsiedler Meinradus vor tausend Jahren von Räubern erschlagen. Aus seinem Tode blühte das Samenkorn zu einem mächtigen Baum. Die Schule von Einsiedeln ist durch tausend Jahre eine Zierde und ein reicher Segen für das Schweizerland, und zum Gotteshaus wallen die Pilger aus Deutschland, Frankreich und Italien.

Gewiß hat der demüthige Einsiedler sich nie träumen lassen, wie sein Andenken nach tausend Jahren in einem großartigen Feste verherrlicht werde, bei dem mehr Menschen anwesend sein würden, als damals das ganze Gebiet des Vierwaldstädter See's bewohnt haben.

Ich bekam im Stift in der Nähe der Kirche eine Wohnung; bis nach eilf Uhr hörte ich noch die Gesänge der Pilger, die hellbeleuchtete Kirche blieb die ganze Nacht offen, und schon um vier Uhr, ehe noch der Morgen graute, wurde (am Maria Namensfeste) das erste Hochamt gehalten.

Wer dieses Engelweihe-Fest miterlebt hat, dem wird es nicht aus dem Gedächtniß entschwinden.

Erinnerungen an Beda Weber*).

Im Jahre 1847 lernte ich Beda Weber in Wien bei Gelegenheit eines Diners kennen, zu dem Schriftsteller verschiedener Kategorien geladen waren. Ich wurde vor dem Speisen mit ihm bekannt gemacht, mir gefiel sein ganzes Wesen so sehr, daß ich ihn anging, er solle mir bei Tische die Ehre seiner Nachbarschaft erweisen. Ich besuchte ihn und er mich, es war mit ihm sehr gut zu reden, seine Art und Weise, gerade und bieder, übte einen eigenthümlichen Zauber — ich befand mich wohl in seiner Nähe.

Beda Weber war damals noch Gymnasialprofessor in Meran (als Benediktiner von Marienberg). Das Reisegeld erhielt er als creirtes wirkliches Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

---

*) Beda Weber, welcher am 28. Februar 1858 als katholischer Pfarrer zu Frankfurt und Domkapitular von Limburg starb, hat als Schriftsteller in Deutschland so viele Freunde und Verehrer gefunden, daß diese Erinnerungen an den Hingegangenen Manchem derselben nicht unwillkommen sein dürften.

Er hielt ſich nur einige Tage in Wien auf — und mußte bald wieder nach dem Ort ſeines Berufs nach Meran zurückkehren.

Das Jahr 1848 rückte heran — wie er als Deputirter nach Frankfurt kam und dort im J. 1849 zum Dompfarrer gewählt wurde, iſt bekannt.

Im Jahre 1853 beſuchte Beda wieder Wien bei Gelegenheit der feierlichen Jahresſitzung der Akademie der Wiſſenſchaften, und hielt ſich hier beiläufig eine Woche auf — das geſchah auch in den Jahren 1855, 1856 und 1857.

Im Jahre 1853 kam er gleich nach dem Tage ſeiner Ankunft zu mir, nun lernte ich ihn näher kennen; wir brachten, wenn er ſeine Geſchäfte vollendet — die Nachmittage, oft auch ganze Tage zuſammen zu und zwar bei Gelegenheit gemeinſchaftlicher Ausflüge in die Umgegenden Wiens. Es ſind mir liebe Tage, die ich mit dem Manne verlebt; und es befällt mich eine Wehmuth, wenn ich an ihn denke. Könnte ich ſo gut Charakterſchilderungen ſchreiben wie es Beda Weber verſtanden hat, ſo wäre es im gegenwärtigen Falle beſſer für beide Theile, für ihn wie für mich. Was für ein unvergleichliches Buch ſind nicht Beda Weber's „Charakterbilder." Wie treffend hat er den ſeligen Möhler und ſo viele

andere mehr oder minder renommirte Persönlichkeiten dargestellt.

Beda Weber, dem Schilderungen von Gegenden und Ansichten so unvergleichlich gelungen, war auch ein wahrer Naturfreund — ohne alle erkünstelte Extase. Wenn wir mitsammen einen Ausflug machten — so blieb Wahl und Arrangement ganz mir als dem Landeskundigen überlassen. Bald kamen wir in den Schönbrunner Park — bald nach Mödling, Baden, bald in den Park von Pötzleinsdorf, mit der überaus schönen Fernsicht von seinen Anhöhen, bald, wenn er erst Abends Muße fand, ergingen wir uns in den dunklen Auen des Praters. Ich habe nie ein Wort der Naturexaltation, nie einen gemachten Ausruf der Bewunderung von dem Manne vernommen — und es konnte doch auch von ihm jenes Wort gelten, welches er in seinen „Charakterbildern" von Möhler schrieb: „Er lag stundenlang an einer schönen Aussicht und schien die Bilder alle aufzutrinken aus der reichen blüthenstrahlenden Landschaft. Und nach diesem Genusse trug er sichtbar den Frühling neu und duftig in seiner Seele und ließ ihn strahlen aus dem Auge, ließ ihn rauschen im Strome seiner Rede."

Ueber die Spaziergänge mit Beda Weber kann ich wohl seinen Lieblingsdichter citiren:

Nè il dir l' andar, nè l'andar lui più lento
Facea; ma ragionando andavam forte,
Sì come nave pinta da buon vento.

Purgatorio XXIV, 1—3.

Deutſch ungefähr:

Das Sprechen und das Geh'n im Schlag der Wellen
Gleichmäßig ging es hin gleich einem Schiffe,
Wenn ſich im Winde ſeine Segel ſchwellen!

Wir ritten einmal zuſammen auf den Kahlenberg, auf welchem er früher noch nicht geweſen, den ganzen Weg über wurde über kirchliche und ſoziale Zuſtände geſprochen — während ſein Auge ohne Unterlaß über die vielfach verſchlungene Donau mit ihren Inſeln und Auen ſchweifte — was uns alles zu Füßen lag, nach Norden weithin das Marchfeld bis an die Bollauerberge in Mähren, nach Oſten bis an die alte Veſte Theben in Ungarn, am letzten Vorpoſten der Karpathen, wo die March in die Donau fließt. Während ſeine leiblichen Augen ſich ſättigten an den vielfach ſich verſchlingenden Silberfäden des Stromes, der bald eine Unzahl von hellgrünen Inſeln umſäumt, bald wieder wie ein breites Silberband im glitzernden Wellenſpiel flattert; beſchäftigte ſich ſein Geiſt mit den Wirrſalen in der Strömung der Weltgeſchichte — wie ſie in der Ge-

genwart vor uns lag und an uns vorüberzog. Wir ritten vom Kahlenberg hinüber auf den Leopoldsberg und gaben dort die Pferde ab.

Dort lagerten wir uns auf den Rasenhügeln hinter den Ringmauern der einstigen Burg, vor uns das Donauthal aufwärts, die blühenden Weinberge in den Abhängen und in der Tiefe, in der Ferne die schattigen Auen — das Stift Klosterneuburg — wie ein Königsbau — mit einer kolossalen deutschen Kaiserkrone und einem kolossalen österreichischen Herzogshut aus Kupfer getrieben auf zwei mächtigen Kuppeln.

Ein herrlicher Anblick. Noch entsinne ich mich des Gespräches, welches wir hier eine Zeitlang geführt; es war ihm das volle Herz aufgegangen. Ernst und Scherz zogen im bunten Wechsel an uns vorüber — wie ober dem Haupt die schweren Wolkenballen und die leichten Federwolken.

Hier stand die Burg Leopold des Heiligen — hier war es, wo Agnes, seine Gemalin, die Tochter Kaiser Heinrichs IV. und Witwe Friedrichs von Hohenstaufen, durch einen Windstoß einmal ihres Schleiers verlustig wurde — der nach 23 Tagen an einem Baum im Walde gefunden ward. An demselben Platz ließ Leopold Kirche und Kloster bauen. Es lag

nahe, über Vergangenheit und Vergänglichkeit zu sprechen. Wir gedachten der tausend und tausend Augen, die an dem prachtvollen Anblick von diesem Berge aus sich erfreut und die längst erloschen sind, wir gedachten der tausend Wanderer — die hier die liebliche Maienluft getrunken, wie sie herabströmt von den nahen Wäldern und von den Wiesen auf den hochgelegenen Ebenen, und die längst, ihren sterblichen Leibern nach, unter den schweren grüngewirkten Teppichen der Friedhöfe ruhen.

Ich meinte: bei einem so prachtvollen Anblick vergißt man alle Mühsal und Trübsal, und da erfaßt einem die Lebensluft, man möchte die Todesgedanken verscheuchen, und lieber ein Lied singen auf den holden Mai in der duftigen und klagenden Weise Heinrichs von Ofterdingen oder Wolframs von Eschlinbach oder irgend eines andern Maiensängers der alten Zeit. —

Wir hatten uns in eine Art Conversation hineingeredet, die sich in Gegensätzen erging. Die ernsthaften Anklänge fanden ihren Gegensatz im Humor, und der Humor wurde wieder durch Ernst niedergehalten.

Beda Weber erwiederte in seiner Weise Anfangs lächelnd: „Ja, weißt du, das ist eine kuriose

Geſchicht*) — das Sterben. Man lebt eben gern, und der alte Göthe mit ſeiner freundlichen Gewohnheit des Daſeins hat hierin nicht ganz Unrecht. Uebrigens hätteſt mit deinen Todesgedanken, die du mir da wie Uhuvögel vor der Naſe vorbeifliegen laſſeſt, ſchon warten können, bis wir Thalab gehen und der Abend kommt — bei der ſinkenden Sonne wären ſie zeitgemäßer geweſen."

Nachdem Beda Weber dieſen halb ſcherzhaften Anfang gemacht, ſah er eine Zeitlang ſinnenden Auges hinab auf den weiten majeſtätiſchen Strom, der in den üppigen grünen Maienbüſchen ſich dahinwälzte, dann begann er zum Ernſt übergehend: „Ja, das wäre freilich nach unſerm Verlangen viel geſcheidter, wenn wir, gleichwie der heilige Paulus ſagt: ohne das alte verwesliche Gewand auszuziehen, mit der neuen unverweslichen Herrlichkeit überkleidet werden könnten, aber das geht halt einmal nicht, und darum — müſſen wir nolens volens durchbrechen durch den finſtern Todesgang."

Und wieder nach einer Pauſe des Hinausſehens und Nachdenkens ſprach er:

---

*) Ein in der Converſation bei Beda Weber ſehr häufig vorkommender Spruch war: „Das iſt eine kurioſe Geſchicht!"

„Für dieses Leben hätte ich noch Einen Wunsch — es bedarf des vollen Aufwandes der Kraft, wenn ich meiner Stellung in Frankfurt genügen will. Kann ich das nicht mehr, so möchte ich die Stelle nicht als eine Sinekur betrachten, ich würde mich pensioniren lassen, die Frankfurter Herren sind nobel, auch die Protestanten, das muß man ihnen lassen — ich bekäme sicher eine anständige Pension, bedürfte deren auch für literarische Behelfe, und dann möchte ich so ein paar Jahre noch der innern Sammlung und einiger wissenschaftlicher Arbeiten leben, zurückgezogen in irgend einen Winkel meines Vaterlandes."

Schon früher einmal schrieb er mir u. A. in einem Brief: „Es ist ein Drang, der mich zurückzieht in die stille Gebirgswelt, in mein tirolisches Vaterland, aber nicht in ein Geschäftsleben — sondern in eine Einsiedelei." —

Es war gewiß ein bescheidener Wunsch des Mannes, und ich weiß, er ging ihm vom Herzen. Im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen. Beda Weber fiel im eigentlichen Sinn des Wortes auf dem Schlachtfelde — er ist der Anstrengung in der Seelsorge erlegen. Jedesmal saß er stundenlang im Beichtstuhl, an Samstagen und Vorabenden von Feiertagen und dann auch Sonntags und Feiertags

ſchon am Morgen von 4 Uhr an, und dann ging es auf die Kanzel, und ſeine Stimme hatte wohl über eine Stunde die weiten mächtigen Hallen eines der größten Dome Deutſchlands zu erfüllen, oft predigte er zweimal an Einem Tage. Dazu kamen die unaufhörlich ſich anhäufenden Geſchäfte — Beſprechungen, und das zu kleine Ausmaaß der Ruhe und Erholung. Selbſt als die Nachlaſſung der Kräfte ſchon ſichtbar eintrat — wollte er ſich trotz des Rathes von ärztlicher Seite — in der Erfüllung ſeines Berufes nicht hindern laſſen.

Einmal machten wir zuſammen einen Ausflug ins Chorherrenſtift Kloſterneuburg. Der Stiftsprobſt und die Chorherren erwieſen ihm alle Aufmerkſamkeit. Im Fahren nach Wien zurück beſprach er mit ſichtlichem Vergnügen die geſehenen Perſonen und Sachen. Noch entſinne ich mich manches ſeiner Ausſprüche und Urtheile, die eben auch von ſeinem Charakter Zeugniß ablegen. Er ſagte: „Aus langjähriger Erfahrung verſtehe ich mich aufs Stiftsleben und meine wohl, daß ich darüber ein Urtheil habe. Abgeſehen von dem großartigen Haus mit ſeiner denkwürdigen Geſchichte und mit ſeinen wundervollen Hallen gothiſcher Baukunſt und allem andern Merkwürdigen — haben mich die Leute angeſprochen. Es

iſt unter ihnen ein ſichtlich ſchönes, friedliches Verhältniß — das ſich für den Kenner nicht erſt machen läßt — wenn es nicht faktiſch da iſt. Gute Manieren thun dem geiſtlichen Sinn noch keinen Abbruch, wie man manchmal des Dafürhaltens iſt: daß ſie es thun. Auch die Aufmerkſamkeit auf die neueſten Erzeugniſſe der Literatur macht einen wohlthuenden Eindruck. Der geiſtliche Wandel bedingt nach Außen keine Düſterkeit und abſtoßende Härte. Ein reger Sinn für Wiſſenſchaft bringt zumeiſt in einem Ordenshauſe auch gute Manieren mit ſich, natürlich verſtehe ich darunter keine geckenhaften Grimaſſen — ſondern jene wohlthuenden und verſöhnlichen Lebensformen, die man überhaupt von gebildeten Menſchen zu fordern eine Art Recht hat. Ich danke dir für den heutigen Tag, er war mir ein lieber Tag, und ich möchte gern einmal das Geſehene und Erlebte in einem Bild zuſammenfaſſen." —

Dazu iſt nun Beda Weber bei ſeinen überhäuften Berufsgeſchäften nicht gekommen — es müßten denn Aufſchreibungen noch in ſeinen Papieren ſich vorfinden. Aus ſeinen geſprochenen Worten aber geht jener verſöhnliche Geiſt hervor, der, ohne der Kirchenlehre und Zucht etwas zu vergeben, doch immer die beſte Wirkung macht, und dem auch ſeine große

Wirksamkeit in den verwickelten Verhältnissen zu Frankfurt zum Theil zugeschrieben werden muß.

Zum letzten Mal brachte ich in Beda Weber's Gesellschaft zu den 1. Juni 1857. Es war Pfingstmontag und wir beide in der Umgegend Wiens zum Speisen geladen. Beda kam um 12 Uhr Mittags in meine Wohnung. Der Regen goß ohne Aufhören in Strömen. Auf den nahen Standorten für Wagen war kein Fiaker aufzutreiben; und so blieben wir nun beisammen zu Hause bis 8 Uhr Abends, bald lesend, bald sprechend, bald wieder hinaussehend auf den grünenden und blühenden Frühlingsschmuck des Glacis der Baumgänge vor dem Stubenthor, durch den unermüdlich neu sich webenden Regenschleier, aus ungewöhnlich dichten Wasserfäden gewoben.

In ihm fand sich eine schöne Harmonie von Ernst und Milde — von Charakterfestigkeit und versöhnlichem Wesen, sein Auftreten imponirte — konnte aber auch die Herzen gewinnen. Er schmähte nie, auch nicht über seine erbittertsten Gegner. Als ich eines bekannten Schriftstellers erwähnte, der vor Jahren in wahrhaft giftiger Weise — mit aller Perfidie und Hinterlist ihn durch Verläumdung angriff — erwiederte er lächelnd: „Ja, das muß man bei ihm nicht so genau nehmen, es ist ihm

gewiß ſelbſt nicht wohl bei ſeiner Verbitterung gegen die ganze Menſchheit — er iſt eben eine Weſpennatur, und das Stechen gehört zu ſeinem Inſtinkte — und aufhören wird er erſt dann, wenn der ſchwarze Peterl mit ihm den letzten Witz macht."

Außer dem Verſtändniß der lateiniſchen und griechiſchen Klaſſiker — die ſich Weber als langjähriger Gymnaſialprofeſſor — ex professo erworben hatte — war er ganz beſonders in der italieniſchen Literatur zu Hauſe und hier wieder Dante ſein Lieblingsdichter, den er mit einer gewiſſen Eiferſucht — mit der Eiferſucht des rechten Kenners und Liebhabers zu bewachen und zu vertreten wußte.

In irgend einer Stelle ſeiner Schriften, die ich nicht genau zu citiren weiß, nennt er treffend Jenen gegenüber, die den Arioſt dem Dante an die Seite ſtellen wollen — den erſten einen Hanswurſt Dante's.

Doch auch in ſolchen Fällen verließ ihn die wohlthuende Ruhe nicht, die ſeine Begeiſterung immer im ſchönen Maß zu erhalten wußte, als ob er ſich auch hier ſeines Dante Spruch zum Vorbild genommen hätte:

Cosí dicea, segnato della stampa
Nel suo aspetto di quel drîtto zelo,
Che misuratamente in core avvampa.
Purgatorio VIII. 82—84.

Deutsch ungefähr:

So sprach er und sein Antlitz glich dem Bilde
Des edlen Eifers, der in seinem Herzen
Wie eine Flamme leuchtet sanft und milde.

Beda erzählte mir beim letzten mündlichen Verkehre mit ihm über zwei Schriften, an denen er arbeite, eine über konfessionelle Zustände in Süddeutschland, die andere: über die Humanisten in Italien.*)

Es war der letzte freundliche, liebe Tag, trotz des Wetters von Außen, den ich mit dem seltenen Menschen zugebracht. Am Dinstag darauf reiste er ab — ich ging noch zur Stunde seiner Abfahrt ins Hotel zur Kaiserin von Oesterreich, wo er logirte — er lud mich wiederholt ein, nach Frankfurt zu kommen. Ich geleitete ihn zum Wagen, der ihn zum Bahnhof führte und wir nahmen herzlichen Abschied. Beim kerngesunden Aussehen des Mannes, der trotz seinen 59 Jahren in den Vierzigen zu stehen schien, dachte ich nicht daran, daß dieser Gruß der letzte sein sollte — für diese vorübergehende Welt.

*) Die eine dieser Schriften, deren letzten Bogen er einige Tage vor seinem Tode corrigirte, erschien unter dem Titel: „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben. Kirchheim in Mainz." Was aus seinen Studien über die Humanisten in Italien geworden ist, weiß ich nicht. Wer hat die Papiere Beda Weber's bekommen? Das sollte man doch in Frankfurt erfahren können.

Weil wir Dante's hier ſchon zweimal erwähnt, ſo ſoll es auch zum dritten Mal geſchehen — und wir wollen im mächtigen Flügelſchlag des hochbegeiſterten chriſtlichen Sängers bei der Trauer um den von der Erde Geſchiedenen — uns an jenen Ort im Glauben erheben, den wir einſt zu ſchauen hoffen — an jenen Ort — an den zu kommen im wahren Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit — auch der Hingeſchiedene in ſeinem Erdenleben gehofft hat.

Der Sänger beginnt den 27. Geſang des Paradieſes:

Al Padre, al Figlio, allo Spirito Santo
Cominciò gloria tutto il Paradiso,
Sì che m' inebriava il dolce canto.
Ciò, ch'io vedeva, mi sembrava un riso
Dell' Universo: perchè mia ebrezza
Entrava per l'udire e per lo viso.
O gioja! o ineffabile allegrezza
O vita intera d'amore e di pace!
O senza brama sicura ricchezza!

Deutſch ungefähr!

Dem Vater, Sohne und dem heil'gen Geiſte
Ein Paradieſes-Gloria wird geſungen,
Ein ſüßer Klang, der durch die Himmel kreiſte.
Zu lächeln ſchien des ganzen Weltalls Weite,
Es war durch Aug und Ohr in mich gedrungen
Des Himmels Wonne, die mein Herz erfreute.
Wer wagt des Jubels Größe zu verkünden,
Dies Leben voll von Liebe und von Frieden,
Wo Sättigung iſt, ohne Gier zu finden!

Das Grab Beda Weber's und Leichen-Reden.

Es war Abend und Vollmond, als der Schreiber dieses im Herbst 1860 die zauberischen Ufer des Rheins von Koblenz bis nach Mainz passirte. Man verliert von der Bahn aus den Strom selten aus den Augen; die berühmten, wegen ihrer herrlichen Lage gefeierten Städte und Weiler, Ruinen und Schlösser, mit reichen historischen Erinnerungen an die alte Zeit, rollen am Auge vorüber — und der Mond gießt unablässig seine silbernen Strahlen in die funkelnden Wellen. Bald sehen die dunklen Mauerbogen des Königstuhls von Rhense herauf, bald ragen uralte Kirchenthürme in die Luft, bald saugen altergraue gothische Kirchen die Mondesstrahlen ein und die Steinrosen in den Spitzbogen der Fenster, welche Winter und Sommer ihre Blüthenpracht gleich entfalten — ragen über die Traurigkeit der unter ihnen liegenden Friedhöfe hinaus, als hoffnungsreiche Symbole der ewigen Blüthe, mit der einst die unsterb-

liche Menschheit gekrönt wird; bald geht es vorüber an lieblichen einsamen Gehöften und Häusern, die um und um mit dunklem Rebenlaub versponnen sind und aus denen die Lichter magisch herausscheinen. Der Bahnzug kommt gegen Mitternacht nach Mainz — ich wollte dort übernachten; es kam mir aber der verstorbene Freund Beda Weber in den Sinn und so beschloß ich noch weiter nach Frankfurt hinüberzufahren, um dort eine alte Schuld abzutragen.

Wiederholt hatte mich Beda Weber zu sich nach Frankfurt geladen, wiederholt hatten wir beschlossen, mitsammen nach Paris zu gehen. Als er im Jahre 1857 zum letzten Male in Wien war und ich von ihm Abschied nahm, legte er mir's nochmals dringend an's Herz, diesmal nicht wieder auf Frankfurt zu vergessen. Das Jahr darauf wurde der edle, vortreffliche Mann in Mitte seiner Arbeiten abgerufen. Als wir in Wien zum letzten Male schieden, dachte er kaum daran, daß ich seiner Einladung nachkommen, aber ihn nicht in seinem Hause, sondern in seiner stillen Wohnung vor dem Eschenheimer Thor besuchen werde. —

Es war schon Mitternacht vorüber, als der Zug in Frankfurt ankam. Die Stadt ist mir zur Genüge bekannt — sie übt einen nachhaltigen Zauber

nur auf Handelsleute — wohl mag auch mancher deutſche Plauderer ſich im Traume an die einſtens geträumte Herrlichkeit, an die verſchiedenen Krakehle erinnern, die er im Jahre 1848 in der Paulskirche zum Heile des deutſchen Vaterlandes losgelaſſen hat, ſo daß ſelbſt, wie gewiſſenhafte Reiſende berichten, in jener Zeit die Laternenanzünder am ſtillen Ozean einige Wochen lang ihres beſchwerlichen Amtes nicht walten durften, von wegen des Lichtſtromes, den Geiſt und Beredtſamkeit in jenen Tagen von der alten Krönungsſtadt der deutſchen Kaiſer aus, weit über unſere Halbkugel hinüber ergoſſen haben.

Es war ein Sonntagsmorgen; ich ſchritt durch die mir von früherher bekannten Straßen gegen den Dom zu, deſſen Reſtauration noch ein Werk des thatkräftigen Beda in ſeinen letzten Lebensjahren geweſen; er erzählte mir, wie er vom Kaiſer von Oeſterreich in einer Audienz huldvoll empfangen wurde und eine anſehnliche Summe für dieſe Reſtauration bekam — für die Herſtellung eines denkwürdigen Baues — der ſo oft die Krönung römiſch-deutſcher Kaiſer aus dem Hauſe Habsburg in ſeinen alten Mauern erlebt hat.

Die Räume des Domes waren ſchon am Morgen um 7 Uhr gefüllt. Später ſah ich im Vor-

übergehen in die Paulskirche hinein. Es läßt ſich kaum etwas Abgeſchmackteres denken, ringsum amphitheatraliſche Holzſitze — im Anblick dieſer öden Räume kann ein Chriſtenmenſch eben ſo wenig erbaut werden, als hier das germaniſche Reich trotz dem ſchrillenden Kellengeklingel ſo vieler Maurer, die ſich alle erdenkliche Mühe gaben, erbaut worden iſt und hier erbaut werden wird!

Der Frankfurter Gottesacker liegt weit außer Frankfurts Mauern. Man braucht mittelſt Fiaker eine Viertelſtunde. Es ging hinaus beim langweiligen Eſchenheimerthor, vorüber an Landhäuſern, deren Beſitzer Goethe'ſche Phantaſie benöthigen — um ſich einzubilden, das dürftige Gebüſch, mit dem ſie ihr Mauerwerk nach einer oder der anderen Seite hin umſtellt haben, könne für eine Art Park oder Garten gehalten werden. Der Gottesacker ſelbſt iſt hingegen ſehr ſchön. Alleen und Bäume aller Gattung geben den Stein-Denkmälern ein gutes maleriſches Relief. Fadere, abgeſchmacktere, in ihrem ganzen Anblick troſtloſere Gottesäcker, als die für und um Wien, dürfte es kaum geben. —

Es wurde eben eine Leiche in das Grab geſenkt und ein Paſtor ſprach am Grabe die Leichen-Rede. Zwei Mädchen, ſchwarz gekleidet, ſtanden zu

Häupten des Grabes und hielten Seidenpfühle, auf denen reiche Blumenkränze lagen. Ich hörte die Rede mit an. Der Pastor hatte einen sehr guten fließenden Vortrag — es freute mich, daß wiederholt positiv christliche Momente vorkamen, daß klar und deutlich ausgesprochen wurde, Christus sei Leben und Auferstehung — er die alleinige Hoffnung. Die Zuhörer waren ergriffen; ein offenes Grab, in welches so eben ein Sarg mit Stricken schwankend hinabgesenkt wird, ist allerdings eine gute Basis zu einer erbaulichen Rede. Ich machte hier aber wieder neuerdings die Erfahrung: daß Leichenreden im Allgemeinen — und für jeden Hingegangenen, dessen Verwandte eben die Mittel haben, einen Leichenredner zu honoriren — nicht anzuempfehlen sind. Irgend ein bärbeißiger Parlamentirer könnte auch in dieser Aeußerung wieder einen fanatischen Ausfall gegen Akatholiken wittern.

Für derlei zartfühlende Seelen sei hier bemerkt, daß in manchen Gegenden auch bei den Katholiken Leichenreden üblich sind und daß von den Leichenreden bei den Katholiken hier dasselbe gesagt sein soll, was über jene bei Protestanten gesagt worden ist.

In der angezogenen Rede über den Verstorbenen kam wiederholt vor: „Wie er unablässig gestrebt habe,

Gedanken der Kunſt zu verwirklichen, wie künſtleriſche Ziele ihm vor Augen geſchwebt — wie das Geſtalten und Schaffen im Gebiete der Kunſt bis in ſeine letzte Lebenszeit ihm am Herzen gelegen ſei u. ſ. w.; auf derlei Aeußerungen hinauf muß man ſich nun ganz folgerichtig denken: da iſt ſicher irgend ein renommirter Maler oder Bildhauer geſtorben. Als ich mich an einen neben mir ſtehenden Herrn wendete und leiſe fragte: ob der Verſtorbene irgend ein bekannter Maler oder Künſtler geweſen ſei, wurde mir ein ſehr trockenes „Nein" und weiter nichts zur Antwort. Nachdem ich nun ähnliche Redensarten über den Verſtorbenen weiters vernahm, fragte ich einen anderen weiter vom Kreiſe wegſtehenden Herrn: wer denn der Verſtorbene ſeiner Beſchäftigung nach geweſen ſei? Dieſer antwortete mir: "Er wiſſe es nicht." Während dem ging die Rede, deren Verdienſt in poſitiv ausgeſprochenen chriſtlichen Lehrſätzen ich mit Freuden anerkennen will, ſo wie ich auch dem Redetalent des Paſtors nicht den mindeſten Abbruch thun möchte, zu Ende. Zuerſt warfen die Mädchen (entferntere Verwandte des Verſtorbenen, die nächſten gehen hier nie zur Beerdigung) ihre Kränze in den Grabesſchlund, und die Todtengräber begannen mit den Schaufeln ihr Werk. Der Paſtor betete ein

Vater Unſer. Die Anweſenden entfernten ſich erſt, nachdem der Grabeshügel ſich wölbte. Nun beſtimmte ich einen der Todtengräber, mich zum Grabe des Stadtpfarrers Beda Weber zu führen. Der Mann zeigte ſich natürlich ſogleich bereit. Auf dem Wege durch die Gräberſtraßen fragte ich ihn, wer denn eigentlich Der geweſen ſei, den ſie ſo eben begruben? Ich erhielt zur Antwort: „Ein Buchbinder!“ — Nun war mir es erſt klar geworden, warum der erſte Angeredete ſo froſtig auf meine Frage geantwortet. — Er hatte den komiſchen Abſtand zwiſchen meiner Vermuthung, die übrigens ein nothwendiges Reſultat der Kunſtemphaſe in der Rede war, und zwiſchen der Beſchäftigung des Verſtorbenen, welcher der Gefragte höchſt wahrſcheinlich auch angehören mochte, herausgefühlt, und wollte aus dem begreiflichſten Grunde mir nicht die Täuſchung enthüllen.

Ich bin weit entfernt, ſagen zu wollen, daß nicht auch ein Buchbinder in ſeiner Art ein Künſtler ſein könne, aber jeder vernünftige Buchbinder wird ſelber zugeben, wie eine Leichenrede über ihn, in welcher derartig über Kunſt geſprochen wird, daß die vorkommenden Redensarten auch für einen berühmten Maler oder Bildhauer zur Genüge ausreichen möchten, ihm ſelber nicht angenehm wäre

Ich will auch dem Paſtor nicht wehe thun, er wollte eben in gewählten Worten über den Verſtorbenen etwas ſagen, das auch zugleich bei den anweſenden Lebenden einen guten Anklang finden ſollte. Das Mißſtändliche in der ganzen Geſchichte liegt eben in dem Umſtande, daß für Jeden, deſſen Hinterbliebene es wünſchen, eine Grabesrede gehalten wird. Was ſoll man denn da ſagen? Es iſt ſchwer, immer im Allgemeinen zu ſprechen, weil man ſich wiederholt, und es iſt ſchwer, in Einzelnheiten ſich zu ergehen und über das ſpecielle Leben, wenn der Verſtorbene nicht in irgend einer Richtung wirklich ausgezeichnet, aber auch ein guter Chriſt geweſen, ſich einzulaſſen. Wie oft kommt es dann vor, daß die Verwandten eine Grabrede über einen Mann wünſchen, bei dem man chriſtlicher und ehrenhafter Weiſe rein nur über das Thema ſprechen könnte: „Richtet nicht, ſo werdet auch Ihr nicht gerichtet werden, verdammt nicht, ſo werdet auch Ihr nicht verdammt werden."

Was ſoll man aber erſt dann ſagen, wenn ſich ein Paſtor ſo weit vergißt: einen Selbſtmörder, den die irdiſchen Folgen finſterer Leidenſchaften ſo weit getrieben haben, daß er in der Verzweiflung Hand an ſich ſelbſt gelegt, ohne ein Wort des Bedauerns

und Verurtheilens der dunklen That, mit einem Glorienschein zu umflechten, ihn zu preisen, seiner Tugenden wegen zu rühmen, ihm gute Eigenschaften rein noch hinaufzulügen, da er notorisch im Leben gerade die entgegengesetzten schlechten aller Welt kundgegeben hat? Da hört sich Alles auf. Ein Benehmen dieser Art ließe sich weder als christlich noch als ehrenhaft bezeichnen. Der Mantel der christlichen Liebe hat auch seinen Saum — über notorische Thatsachen läßt er sich einmal nicht werfen und ausdehnen, da ist er zu kurz, und das verlangt auch das christliche Gesetz nicht. Das Gericht über den Todten auszusprechen, steht allerdings dem Menschen nicht zu — er soll nicht verdammen — aber eben so gut kann auch das Seligpreisen trotz gegründet vorliegenden Thatsachen der Sünde, zur Sünde und zum Unsinn werden. Ich erinnere mich noch aus meiner Knabenzeit, daß bei einem begüterten Selbstmörder eine Leichenrede von einem Pastor gehalten wurde. Es war die erste, die ich hörte, und sie kam mit dem ganzen ersten frischen Eindruck an mich heran. Ich weiß noch die mißbilligenden Worte, die der Redner der Thatsache gegenüber aussprach: „Du hingegangener Bruder, daß Du Dich selber aus dem Le-

ben geſchafft, das wollen wir zwar nicht billigen und gutheißen." Dieſer Satz war wohl ſehr gelinde, es lag aber wenigſtens ein leiſes Streben darin, dem öffentlichen Gefühl für Religion und Sitte ſein Recht angedeihen zu laſſen; das Volk, welches den Redner umſtand und dem die ſonſtigen nicht lobenswerthen Eigenſchaften des Verſtorbenen bekannt waren, fand dieſen gar zu leiſe auftretenden Tadel komiſch, und meinte in ſeiner derben Weiſe: „ein armer Teufel wäre ſo leichten Kaufes nicht davongekommen." Zudem iſt es auch geſundheitsrückſichtlich nicht angenehm, im Freien, bei kaltem feuchten Wetter Reden zu halten und ſolche anzuhören, abgeſehen davon, daß die Verklärung von Hingegangenen in Bauſch und Bogen und durch die Schablone hindurch eher eine heitere als eine ernſte Wirkung macht. Leichenreden im Allgemeinen eingeführt, d. h. für Jeden, für den eine ſolche gewünſcht wird, gehalten — haben Nichts für ſich und Vieles gegen ſich.

Nun kam ich zum beabſichtigten Beſuch. Die katholiſchen Geiſtlichen Frankfurts haben eine eigene Grabſtätte, wenigſtens ruhen ſie alle auf demſelben Platze an- und nebeneinander.

Auf dem Grabe Beda's ſteht ein Stein mit einem gothiſch auslaufenden Spitzbogen und in einer Niſche

die Statue Christi, als Salvator, mit zum Segen erhobener Hand.

Oben die Inschrift: „Ego sum resurrectio et vita.“ Unten am Sockel: „Beda Weber parochus natus die 26. Oct. 1798. def. 28. Febr. 1858.“ Die einfache Inschrift scheint nach seiner eigenen Anordnung zu sein. Er war auch Kanonikus des Kapitels von Limburg. Man spricht von einem einmal während seiner Wirksamkeit in Frankfurt nicht von ihm ausgegangenen Antrag: die Stadtpfarrei in Frankfurt zu einer infulirten Propstei zu machen; allein angebliche Rücksichten, denen der Hingeschiedene durchaus nicht entgegentreten wollte und die er ungehindert walten ließ, verursachten, daß die Sache beim Alten blieb. So wurde wenigstens mir von einer dritten Seite her erzählt.

Frische wohlgepflegte Blumen zieren den Grabhügel, auch liegen Blumenkränze darauf. Der Hingegangene lebt in Frankfurt im besten gesegneten Andenken. Eine klare Sonne beleuchtete den Gottesacker, die Denksteine schimmerten hell aus den Thujen, Trauerweiden und sonstigen Bäumen, ich gedachte der heiteren, gemüthreichen Stunden, die ich mit dem jetzt zerbrochenen Menschengebilde da drunten durchlebt, und sendete seinem Geist den Wunsch der

Kirche nach: Möge er die selbstbewußte in Gottesfrieden und Gottesfreude selige Ruhe finden, von der wir im Gewande der Sterblichkeit, nur in Gewissensruhe eine ferne Ahnung haben. Als ich zur Pforte des Friedhofes ging, trugen sie eben wieder einen Todten heraus. — Beim Zurückfahren nach Frankfurt kamen mir allerhand Gedanken in den Sinn. Erst die Revolte des achtundvierziger Jahres gab Veranlassung, daß dieser gewiß seltene, hochbegabte Geist, vom kleinen Katheder eines Landgymnasiums in Oesterreich, abgerufen und einen seinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis im Auslande bekam. In der That: dem Umstand, daß man oft aus sehr kleinlichen Rücksichten Talente — im Schweißtuch einer kleinen drückenden Stellung aufbewahrt hat, will sagen: sie im rechten Sinn des Wortes an irgend einem unbedeutenden Ort rein verkümmern ließ, statt sie in der Kirche Gottes auf reiche Zinsen anzulegen — dem Umstand ist kein geringer Theil des hereinbrechenden Verderbens zuzuschreiben. Herrscht als Gegensatz dazu auf einflußreichen Stellen die leidige Beschränktheit des Geistes, so wird geistige Begabung zur Sünde gerechnet und geistiges Streben mit Verfolgung bedacht. Erst in seinem 50. Lebensjahre bekam Beda Weber Gelegenheit, seine Rednergabe und sein gesellschaftliches

Talent, das in ſeiner Stellung nothwendig war, in einem weiten Kreiſe nützlich anzuwenden und vor Allem als Schriftſteller mit jenem Selbſtvertrauen aufzutreten, welches im Zwang und Drang einer kleinen Stellung an einem kleinen Orte gar nicht zum klaren Bewußtſein und zum rechten Muthe kommt. Doch, ſo war es Gottes Zulaſſung.

Als es ſchon gegen das Eſchenheimerthor zuging blätterte ich in der kleinen Florentiner-Taſchenausgabe Dante's — und kam gerade auf den Anfang vom Canto 23 (L'inferno).

Taciti, soli, senza compagnia
M'andavam l'un dinanzi e l' altro dopo,
Come i frati minor vanno per via.

Man darf ſtatt wir gingen nur wir gehen ſetzen, um eine geeignete Betrachtung am Grabe eines Freundes zu bekommen.

So gehen hin wir — einer nach dem andern,
Schweigend, einſam und für ſich ein Jeder,
Wie Minderbrüder auf der Straße wandern.

Aus dem Jahre 1862.

Die Krönungsstadt Reims.

Es ist ein ausnehmend schöner kühler Juli-Abend. Schreiber dieses sitzt beim Fenster seiner Wohnung im Lion d'or zu Reims und hat die Fronte und die rechte Längenseite eines der schönsten und merkwürdigsten Dome der Christenheit vor seinen Augen. Die Tausende von Figuren höchst merkwürdiger Bildhauerarbeit, welche die Tympanen und die Fronte auf und auf bevölkern — die Ungethüme von Wasserspeiern, die sich mit der Frechheit der Kinder dieser Welt weit über alle Heiligen hervordrängen, scheinen von den Strahlen des Mondes in Bewegung gesetzt zu werden. Der Anblick ist überaus magisch. Todtenstille ringsum, nur der kleine Springbrunnen neben dem rechten Seitenportale unterbricht die feierliche Ruhe. Mir ist es, als ob diese uralten Statuen an den drei Hauptportalen anfingen, kurze, gedrungene Sätze auszusprechen, die von vergangenen Jahrhunderten Kunde

geben. Wie wundervoll ist die Darstellung der Auferstehung der Todten und des jüngsten Gerichtes in den Tympanen der kolossalen Transeptportale der Evangelienseite von Außen; welche Naivetät, und doch welches Leben, welche Wahrheit! Jedes Figürlein ist ein Kunstwerk in seiner Art; und die ganze Darstellung macht einen erschütternden Eindruck.

Der Hotelbesitzer des Lion d'or freilich ist gegen derlei Eindrücke und Gedanken abgestumpft — er hat nur den hohen historischen und künstlerischen Werth des Domes vor Augen, er hält sich berufen, sich für eine Art Kassier für die Herrlichkeit dieses Anblickes zu halten, und ist fest entschlossen, sich von seinen Gästen dafür ganz enorm bezahlen zu lassen. Die Bewunderer des Domes sollen sich eben nicht gar zu viel in die Vergangenheit versenken, und auch ein wenig der Gegenwart und ihrer großen Anforderungen eingedenk bleiben.

Seit dem dritten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung ist in diese Stadt die Kirche mit ihrem Segen eingezogen. Die Heiligen: Timotheus, Maurus und Apollinaris begannen den Reigen der 50 Martyrer, welche die Kirche von Reims mit ihrem Blute gegründet. Der erste Bischof war der heilige Sixtus. Die erste große Domkirche baute der Chronist und Erzbischof Hinkmar 846 (noch heute ruht sein Gebein in St. Remy

zu Reims). Dieſe herrliche Kirche ward 1210 ein Raub der Flammen. Zur Kirche, die heute ſteht, legte Humbert, Erzbiſchof von Reims, 1211 den Grundſtein; der Baumeiſter war Robert de Coucy. In 30 Jahren wurde dieſer große und reichſte gothiſche Bau (die Außenlänge hat 455 Fuß) vollendet. Woher die enormen Summen der Baukoſten gekommen, darüber iſt nichts aufgezeichnet; nur ſo viel weiß man, daß, nachdem der ganze Schatz des Kapitels erſchöpft geweſen, Erzbiſchof Alberik Sammlungen in allen Diözeſen der Provinz ausſchrieb. Die Thurmſpitzen brannten 1481 nieder, ſeither ſind die Thürme ſtumpf. Das Blei der Bedachung floß in einem glühenden Strome über die Straße. —

Das Portal iſt die ſchönſte Schöpfung gothiſcher Baukunſt und bisher nicht übertroffen — ein wahrer Triumph des Genies von de Coucy. Die Façade hat 150 Fuß Breite. Der Dom gehört zu den wenigen, deren Figuralornamentik in der franzöſiſchen Revolution unbeſchädigt geblieben. Es war dem Geſindel zu weit von Paris, und die Leute von Reims waren nicht ſo dumm wüthend, wie in der Hauptſtadt. Die drei Hauptportale der Façade enthalten allein 530 große und kleine Figuren aus Stein, ganze Scenen aus dem alten und neuen Teſtamente und eine Menge von Heiligen. Der arme

Ludwig XVI. ließ das Portal noch von 1786 bis 1792 um 500.000 Thaler reſtauriren. Die Krönung der ſeligſten Jungfrau bildet das Centrum der Façade — in lebensgroßen Figuren.

Die Könige von Frankreich, welche hier die geweihte Krone und die Salbung empfingen, ſtehen in einer langen Galerie neben einander. Eine koloſſale Fenſterroſe ſendet ihr Licht in das Mittelſchiff. Beſonders merkwürdig iſt der Chor (hinter dem Hauptaltar) von Außen. Er ſtellt einen Wald von durchſichtigen Pfeilern, Bogen und Pyramiden dar, und nichts ſtört die Einheit in dieſer Mannigfaltigkeit.

Das Innere wird durchwegs durch gemalte Fenſter beleuchtet. Die Rippen gold, die Gewölb-Flächen blau, der Stein in ſeiner natürlichen ſammtartigen Farbe. Das Mittelſchiff hat 116 Fuß Höhe, um die Seitenſchiffe laufen durchwegs Steinbänke ſammt Stufen zum Sitzen. Der Kreuzraum allein iſt ſo groß, wie eine bedeutende Kirche. Ein herrlicher Kapellenkranz umgibt den Hochaltar.

Beſonders tragiſch ſtimmt das Grab eines Meiſters, deſſen Werk im Jahre 1793 zerſtört wurde. Die Kirche St. Nicaise, eine der ſchönſten Bauten der Chriſtenheit, hatte Hugues zum Baumeiſter; ſein

Grabſtein wurde hierher übertragen. Im erzbiſchöflichen Palais ſieht man noch die Zeichnung des prächtigen Baues von 1229. Nur der Grabſtein des 1263 verſtorbenen Meiſters wurde von ſeiner ganzen Kirche gerettet.

Auf einem alten Grabſteine findet man die Inſchrift: Hoc in loco Stus. Nicasius Remensis Archipraesul, truncato capite, martyr occubuit A. D. 406. Im Domſchatze wird unter Anderem auch der ſchön geſchnitzte Bartkamm des heiligen Bernhard gezeigt. — Bernhard hat in dieſem Dome öfters gepredigt.

Im erzbiſchöflichen Palais ſieht man die Wohngemächer der Könige. Karl X. war der letzte König, der ſich hier krönen ließ. Seitdem iſt der Dom — von den Königen verwaist. Auch die Jungfrau von Orleans hat hier an 17. Juli 1429 mit einem Schwerte in der Hand der Krönung Karl VII. beigewohnt.

Ach, wo ſind ſie alle dieſe Könige! — Ihre Geiſter vor Gott, ihre Gebeine zu St. Denis von der Revolution auf die Gaſſe geworfen! Trauriges Ende ſo vielfachen Prunkes — ein gewaltiger Stoff zum Nachdenken. Es iſt, als ob man ſingende Prozeſſionen und raſſelndes Gefolge voll Glanz über den Platz ziehen ſähe — man träumt ſich in vergangene

Jahrhunderte und hält sich eine heilsame Lektion über Vergänglichkeit — und über die Eitelkeit menschlichen Strebens.

Und warum soll der Wirth vom goldenen Löwen von all' diesen heilsamen Entschlüssen und Betrachtungen nicht auch etwas profitiren!

So ein Tag in der alten Krönungsstadt der Könige Frankreichs lohnt sich der Mühe. Die Kirche St. Remy (vom heiligen Remigius) gehört zu den schönsten Werken romanischer Baukunst. Inmitten des Chors der große Marmorsarkophag des heiligen Remigius. Die Kirche hat 150 Schritt Außenlänge. Die Façade und der äußere Chor mit seinen Strebebrücken macht bei dem Reichthum der Ornamentik einen großartigen Eindruck. Eine große Marmortafel in der ersten Kapelle beim Eintritte rechts hat die Ueberschrift:

„Die berühmten Männer, welche hier um das Grab des heiligen Remigius eingesargt sind."

Es folgt eine lange Reihe von Namen, darunter:

Carloman roi de France 771, Louis IV. roi de France 954, Lothaire roi de France 917, St. Sonace Archeveque 633, St. Nicard Archeveque 669, St. Reve Archeveque 677, Hincmar Archeveque (der berühmte Chronist) 882, Foulque Archeveque 990

(früher Minneſänger, ſpäter Erzbiſchof von Reims, ſiehe Hurter: Innozenz III.), und viele Andere.

Dieſe beiden Kirchen ſind Perlen der Baukunſt in aller Welt. Sonſt hat Reims nichts Anziehendes. Eine faſt eine halbe Stunde lange Straße; eine Unzahl von Kindern, und in einem ſchmutzigen Hof, ſogar einen Turnprofeſſor, der in einem Seiltänzergewande die Jugend einladet, bei ihm Lection zu nehmen, auf daß ſie der alten, tapferen Könige Frankreichs würdig werde.

An der Mauer neben ſeiner Hofthüre ſtehen buchſtäblich mit ſchwarzer Farbe folgende einladende Worte hingeklecſt: C'est ici que l'on donne des leçons de Gymnase!

Windſor.

Windſor! — Wer hat noch nicht gehört vom Windſor-Schloße, das in der engliſchen Geſchichte eine Rolle ſpielt, das ein Sommeraufenthalt der Könige und Königinnen von England iſt — und von der Stadt Windſor, zu Füßen des Schloßhügels, welche Shakespeare durch ſeine „luſtigen Weiber von Windſor" verherrlichet hat? Ich hatte bei einem früheren Aufenthalt in London den Beſuch von Windſor verſäumt; das wollte ich diesmal einbringen.

Der Schienenweg von London nach Windsor trägt den langweiligen Charakter englischer Landschaft an sich. Das Schloß selbst ist durch Bilder ziemlich bekannt. Es hat eine herrliche Lage, ist aus kleinen Steinwürfeln gebaut — und nimmt sich mit seinen Thürmen, Erkern, und großen gothischen Fenstern echt königlich aus.

Viele einsame Höfe im Innern des Schlosses sind mitunter mit Blumen und etwas Rasengrund geschmückt. Rothröcke gehen vor manchen gothischen Thorbogen auf und ab. Die St. Georgs-Kapelle prangt in jenem reichen, gothischen, überladenen Schmuck mit herabhängenden Bogenschlüssen, wie die Henry seventh chapell in Westminster. Von den Brüstungsmauern des Schlosses, die über und über dicht mit einem frischen Immergrün umzogen sind, wie es nur in diesem Eilande so wuchernd gedeiht, sieht man hinaus in die unabsehbare Fläche; zu Füßen dehnt sich die Stadt Windsor aus. Der Park ist sehr langweilig, und über die Lage, die man sich nach Bildern von Windsor sehr schön vorstellt, fühlt man sich auch sehr enttäuscht.

Im Städtchen verkünden einige Gewürzkrämer, daß sie das Glück haben die echte, gute, alte, braune Windsor-Seife zu besitzen, und daß sie dieses Glück Jedem mit Vergnügen mittheilen wollen, der sich mit

einigen Sixpences ausweiſen kann, daß er der Bevorzugung würdig iſt, ſeine Hände mit echter Windſor-Seife zu waſchen.

Die Pfarrkirche der Stadt war offen. Die ebenerdigen, abgeſchloſſenen Käſten (Boxes) ſind Familienlogen, für vier und vier Perſonen; wenn dieſelben darin ſitzen, ſehen ſie auf die Kanzel hin, werden aber von niemand Anderem geſehen, weil die Bretterwand faſt über die Köpfe hinausreicht.

Der Gottesacker liegt rings um die Kirche; an den Grabmälern findet man zumeiſt nur ehrliche Namen von biederen Bewohnern dieſer Stadt. Auffallend dem Inhalte nach iſt eines von einem ehemaligen Profeſſor mit der Inſchrift:

„Hic jaceo
Joannes Foster S. T. P. Windsoriae natus anno s. 1731 obii anno 1774. Literas quarum rudimenta Etonae hauseram Cantabriciae in Coll. Regal. excolui, Etonae postea docui. Qui fuerim ex hoc marmore cognosces, qualis vero cognosces alicubi, eo scilicet supremo tempore, quo egomet qualis et tu ipse fueris cognoscam, abi viator et fac sedulo ut ibidem bonus ipse tunc appareas.“

Wenn die luſtigen Weiber von Windſor durch Shakespeare unſterblich geworden ſind — die als Staffage um den alten, luſtigen Geſellen Falſtaff dienen mußten, ſo verdient auch um ſo mehr ein edles Weib

aus Windsor hier Erwähnung; — diese ließ ihrer treuen Dienerin ein eigenes schönes Grabmal setzen, auf dem sie aussprach, daß sie diese Magd liebte und achtete, in folgenden Worten:

Sarah White
twenty nine years a faithfull an esteemed servant to Mistress Catrine Buckeridge died Jan. 1. 1825, aged 59 years.

Das Herablesen dieser vielen Grabschriften die gewöhnlich in England beginnen: Sacred to u. s. w. (Geweiht dem oder der u. s. w.) stimmt eigenthümlich traurig.

Hier auf dem Lande findet man noch die Gottesäcker mitten in der Stadt um die Kirchen herum. In London selbst werden erst seit einigen Jahren die Todten nicht mehr um die Kirchen herum begraben.

Unter dem Schlosse auf der (Castle-meadow) Schloßwiese ergötzt sich am Abend die junge Männerwelt mit einem eigenthümlichen in England so sehr üblichen Ballspiele, daß man in London die Schlaghölzer dazu in eigenen Niederlagen zum Kaufe ausgestellt findet.

Wenn man Windsor einmal gesehen hat, trägt man kein Verlangen in sich, es wieder zu sehen — ausgenommen, wenn man König oder Prinz von England ist; das dürfte die Anschauung darüber etwas alteriren.

Aus Canterbury.

Einer der merkwürdigſten Orte dieſer uralten Stadt dürfte wohl die durch das Martyrium des heiligen Thomas geweihte Stelle ſein.

Ein gothiſcher Thorbogen, in der Profilirung nach Art der römiſchen Triumphbogen gebaut, führt zum Platze der Kathedrale, deren äußere Länge 250 Schritte beträgt. Ein merkwürdiger Bau aus verſchiedenen Jahrhunderten, vom zehnten angefangen bis zum fünfzehnten. Jetzt iſt der Bau von Gärten und Geſträuch nach der Epiſtelſeite umgeben, auf der Evangelienſeite ſtehen noch die Kreuzgänge und die Ruinen des ehemaligen Palaſtes der engliſchen Primaten.

F. J. Buß hat in ſeinem Werke: „Der heilige Thomas, Erzbiſchof von Canterbury und Primas von ganz England, und ſein Kampf um die Freiheit der Kirche. Mainz, Kupferberg, 1856“, die ganze Scene des Martyriums ausführlich beſchrieben.

Was gegenwärtig von dem ungeheueren Dom zu Canterbury zum anglikaniſchen Gottesdienſte benützt wird, iſt nur der jetzige, abgeſchloſſene Chor

im Mittelschiffe des mittleren Theiles der Kirche, so daß rückwärts ein ganz eigener Dom mit drei Schiffen, und vorne der mächtige Raum ebenfalls mit drei Schiffen, und die zwei Schiffe neben dem jetzt benützten Chor, ganz leer stehen. Der Gottesdienst in Canterbury ist sonach im Vergleich mit der früheren katholischen Zeit bedeutend eingeschrumpft. —

Der Erzbischof kommt gelegentlich nach Canterbury. An Sonntagen halten der Dechant (Dean) und die Domherren ihren Chor, es wird Einiges gesungen, dann Einiges monoton vorgelesen, und dann gehen die Herren mit Chorhemden und rothausgeschlagenen Ueberwürfen mit einem derartig in die Augen fallenden Hochmuth aus der Kirche, daß es den Anschein hat, als ob unser Herrgott sich eine Gnade daraus machen müßte, daß sie ihm zu so billigem Preise dienen, und doch hat der Dean allein seine 80,000 Gulden in Silber jährlich.

Wenn darnach die Herren in feinen schwarzen Gentleman-Anzügen, mit dem untadelhaften weißen Halstuche — der getreuen Lebensgefährtin am Arme und den blondgelockten Ladies, den Töchtern (wobei gute Mitgiften für die Bewerber sehr anlockend sind), spazieren gehen, so freut sich die ganze Heerde über das Gedeihen dieser Familien, über die schönen An-

züge, die von den ersten Milliner- (Putz-) Läden in Regentstreet, Bondstreet oder vom Strand zu London herrühren, und das Volk lebt der Ueberzeugung, daß es jetzt in Canterbury viel ruhiger hergehen wird, als zu den Zeiten des heiligen Thomas; denn von diesen Herren fällt es keinem auch nicht im Schlafe ein — für die Freiheit der Kirche Front zu machen oder sich für dieselbe gar todtschlagen zu lassen.

Im Gegentheile — sie wären sicher eher entschlossen, noch einige der 39 anglikanischen Glaubensartikel, als einige Hundertpfundnoten fahren zu lassen, und zwar schon aus dem Umstande — um die friedliche Stadt Canterbury durch einen unzeitgemäßen Spektakel nicht in unnöthigen Allarm zu bringen.

Der Ort des Martyriums im Dome ist eine ungefähr 10 Stufen vom Choreingange (wo jetzt der Gottesdienst gehalten wird) weg gegen den Kreuzgang und die Seite der Ruinen des erzbischöflichen Palastes vertiefte Kapelle, in der sich mehrere Grabsteine befinden. Die eigentliche Stelle, auf welcher der Martyrer sein irdisches Leben aushauchte, ist durch einen schwarzen, kleinen viereckigen Stein in dem grauen Marmorboden bezeichnet. Die Stelle geht

mit der urkundlichen Beschreibung zusammen. Nur vier Schritte vom Orte der That führte, wie noch ersichtlich, eine Thür in den Kreuzgang hinaus; die Ritter wollten, um wenigstens ihre blutige That nicht auf dem geweihten Boden der Kirche zu verüben „ihn aus der Kirche herausschleppen."

Reverend Richardson, katholischer Pfarrer in Canterbury, an den ich vom Bischof von Southwark (dem südlichen Theil Londons, im nördlichen Theile ist Cardinal Wisemann Erzbischof von Westminster), Dr. Grant, empfohlen war, hatte die Güte, mir die merkwürdigen Stellen und Monumente der alten Kathedrale zu zeigen. Eine eigene Empfindung, am Orte einer so schrecklichen That zu stehen, die vor 700 Jahren verübt worden. — Todtenstille ringsum. Verachtung liegt auf den Namen der Mörder, die sich von Augendienst und Speichellecken, von Buhlen um die Gunst ihres königlichen Gebieters bis zum schmählichsten Morde verleiten ließen. Was können sie von Gott für diese That erlangen, und was bietet ihnen das weltliche Nachgericht der Geschichte?

Später wurde ein eigener großer Bau mit drei Schiffen der Kirche beigefügt — ein Umstand, der sie eben zur Länge von 250 Schritten hinanzieht, — und inmitten dieses Raumes wurde dem Martyrer

ein koſtbares Grabmal bereitet. Der Schand- und Skandalkönig Heinrich VIII. konnte ſelbſt das ehrenhafte Andenken an den Martyrer für die Freiheit der Kirche nicht dulden, er ließ den prachtvollen Marmorſarkophag zerſtören und die Gebeine des Martyrers zu Aſche verbrennen, eine That, ganz würdig dieſes gekrönten Wütherichs, deſſen Lebenspole Wolluſt und Grauſamkeit geweſen.

Noch iſt der Umkreis um den Raum, auf dem früher der Sarkophag geſtanden, auf eine höchſt merkwürdige Art ſichtbar. Die Steine ſind nämlich ausgehöhlt von den Knieen der Millionen betender Wallfahrer, die faſt drei Jahrhunderte lang bis zur glorreichen Reformation herbeikamen und betend den Sarkophag des Martyrers umkreist haben!

In dieſem Zubaue liegen merkwürdige Perſönlichkeiten begraben. So der Cardinal Pole, Erzbiſchof von Canterbury. Das Grab des letzten katholiſchen Erzbiſchofs Warham habe ich nicht finden können, auch nicht das des heiligen Anſelm, des Begründers der ſkolaſtiſchen Philoſophie. Von den proteſtantiſchen Erzbiſchöfen liegt keiner in der Kathedrale begraben. Was der Grund hiervon iſt, weiß ich nicht, — die Furcht: das Volk könnte einen ſolchen gegen das Glaubensgebot der 39 Artikel vielleicht

als einen Heiligen verehren, dürfte jedenfalls im höchſten Grade unnöthig und überflüſſig genannt werden.

Hier liegt auch zwiſchen zwei Säulen in einem ſchönen Grabmal der ſchwarze Prinz, welthiſtoriſchen Rumors; — ſeine beſtaubten Waffen hängen ober ſeiner liegenden Statue, welche die Hände zum Gebet gefaltet hat.

Hier iſt auch das Grabmal Heinrichs IV. und ſeiner Gemahlin; Beide liegen in Stein gehauen ober ihrer Tumba. Es fallen Einem hier die Worte Shakespeare's ein, die er in ſeinem Heinrich IV. (2. Theil, 4. Akt, 4. Scene) dieſen auf ſeinem Sterbelager zu ſeinem Sohne ſprechen läßt:

„Der Himmel weiß, mein Sohn,
Durch welche Schleichweg', welche krumme Pfade
Zu dieſer Kron' ich kam, und ich weiß wohl,
Wie ſorgenſchwer ſie mir das Haupt gedrückt. — —
Wie ich zur Krone kam — ſoll Gott verzeihen.
Mag mit der Krone Frieden Dir gedeihen!"

Hier iſt auch das Grab des heiligen Dunſtan, Erzbiſchofs von Canterbury.

Im Transept der Epiſtelſeite ſteht der uralte Marmorſtuhl, auf welchem die Erzbiſchöfe in den früheren Jahrhunderten inthroniſirt wurden.

Wie großartig ist hier Alles, was alt ist, und wie jämmerlich Alles, was neu ist!

Der gegenwärtige Erzbischof hat einen neuen gothischen Thron mit gothischem Baldachin, gothischem Sessel und gothischer Ballustrade ringsum, so daß er in einem förmlichen oder besser unförmlichen gothischen Kasten drinnen sitzt.

Sonst hat die Kirche im rückwärtigen Theile, der nicht benützt wird, einige Grabdenkmale aus dem Ende des vergangenen und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts für Generale und Kriegsherren. Der abgeschmackte Styl der Monumente in der Paulskirche zu London ist hier noch bei Weitem übertroffen, und dazu gehört Kunst!

Machen die alten Monumente und die Erinnerungen an die alte Zeit in der Kathedrale zu Canterbury einen großen Eindruck, so ist derselbe noch größer und gewaltiger, wenn man die Kirche von Außen umwandert und auf der Evangelienseite zu den alten Kreuzgängen (cloisters) und zu den Ruinen des erzbischöflichen Palastes kommt — die an malerischer Situation ihres Gleichen suchen. Da siehst Du die schönsten gothischen Arkaden, mit Grabsteinen gepflastert; da stehen einzelne Säulen, eingefallene Thorbogen mit dem schönsten Steinzierwerk aus dem 11. Jahrhundert; da ragt

ein thurmartiges, schwarzes Gebäude empor mit gekuppelten Fensterbogen; hier steht ein eingestürzter Kreuzgang, dessen niedliche Säulen und Bogen, wie fast alles Mauerwerk, mit dem hellgrünen Epheu umschlungen sind. Hier streben große Bäume zwischen schwarzem Mauerwerk empor und künden, daß diese ehemaligen Kapellen und Gemächer schon Jahrhunderte lang der Zerstörung preisgegeben sind. Da sollen Architekten und Maler herkommen, hier können sie etwas lernen, ein Zauber von Poesie liegt auf diesen Ruinen, wie man ihn nicht leicht auf römischen zerstörten Bauten finden wird. Zerstörte großartige gothische oder romanische Bauwerke und der englische Epheu dazu, das gibt einen malerischen Anblick von der größten Wirkung.

Die älteste Kirche von Canterbury, St. Martins-Church, liegt inmitten eines noch im Gebrauch stehenden Gottesackers. Sie wurde vom heiligen Augustin, dem Apostel Englands, gegründet. Die Front, ein schwarzes Gemäuer, ist bis zum Giebel hinauf mit Epheu umsponnen. Es wird hier nur selten eine Vorlesung gehalten. Vorne im Presbyterium zeigt an der Evangelienseite ein schwarzer Stein das Grab der Königin Bertha, Gemahlin des Königs Ethelbert. Um die gestifteten Seelenmessen in etwas zu ersetzen, liegen

nun beſtäubte Pſalmen- und Liederbücher trauernd auf den Kirchenſtühlen; ſie werden in ihrer Todtenruhe ſelten geſtört; höchſtens, wenn vielleicht ein kleiner Leichenſermon zur Winterszeit in der Kirche abgehalten wird.

Auch dieſe Kirche gewährt einen ſehr poetiſch anregenden Anblick. Es ſind in Canterbury fünf Kirchen, jede inmitten noch gebrauchter Friedhöfe zu finden. Nachmittags am Sonntag klingen die Glocken und wird überall eine Vorleſung von einem Pfarrer im Chorrocke gehalten. Die Leute ſind gut gekleidet und ſitzen ſehr ruhig und anſtändig in ihren Bänken.

Auffallend iſt die Maſſe von Feuerſteinen, welche die hieſige Gegend produzirt; ſämmtliche Gartenmauern ſind von Feuerſteinen gebaut — ein Material, das vielleicht für Pulverthürme und Pulvermühlen nicht abſonderlich zu empfehlen ſein dürfte.

Die katholiſche Kapelle befindet ſich in einem erſten Stockwerke; es war eben das allerheiligſte Sakrament ausgeſetzt, und in den Stühlen befanden ſich Betende, obwohl der Veſper-Gottesdienſt erſt gegen Abend abgehalten wurde. Die katholiſche Kirche iſt für die Katholiken zu klein und die Kathedrale iſt für die Anglikaner zu groß. Es kamen mir beim Wandeln durch die todten Straßen (es war Sonn-

tag Nachmittags) der Primatialſtadt Englands Vergleiche mit der Primatialſtadt Frankreichs (eigentlich des belgiſchen Galliens), Reims, in den Sinn, wo ich auch einen Sonntag zubrachte.

Canterbury hat eine ganz nette Lage, Reims liegt ſehr langweilig. In Canterbury iſt der ganze Tod des engliſchen Sonntags auf den Straßen. Die Häuſer ſind geſchloſſen, eine Stille, als ob die Peſt hier geherrſcht hätte. In Reims ein heilloſer Lärm von einer Unzahl kleiner Reimſer, die ſich in den mannigfachſten Spielen ergötzen, welche ihr Gemeinſames nur in dem großen Lärm und Geſchrei haben, mit welchem ſie herabgeſpielt werden. . . . In Reims das franzöſiſche, ſchlampichte Ausſehen der Straßen, in Canterbury die engliſche Reinlichkeit — die glänzenden, blankgeputzten Thürklopfer und die ſtreng zugeknöpften Häuſer. Die Sonntage in engliſchen Landſtädten ſtimmen außerordentlich melancholiſch. Ein unverſöhnlicher Ernſt, eine bleierne Traurigkeit.

Der Weg von der Stadt zur Eiſenbahn führt in der Diagonale durch einen Gottesacker; die Gräber wurden geebnet und mit Kies beſtreut. Dieſer Gottesacker hat auf der Seite gegen die Stadt zu folgende originelle Inſchrift: „To the Railway.“ (Zur Eiſenbahn.) Ein ſonderbarer Bahnhof, wo ſich

Passagiere versammeln, die in's ewige Leben reisen. In der Nähe des Bahnhofes ist eine niedliche Parkanlage, in welcher die Gentlemens und Ladies von Canterbury ihre Sonntagsabende zubringen, die Ladies flüsternd, und mancher von den Herren erlaubt sich, eine Cigarre zu rauchen; selbst die Kinder üben sich schon in jenem schweigsamen Ernst, der diese Nation besonders auszeichnet.

Aus Oxford.

Wer das Büchlein: „Ein Spaziergang durch Oxford" (Walk through Oxford, Parker, 1861) durchgeblättert hat, kommt mit der gespanntesten Erwartung in diese Stadt, welche eine wahre Fülle mittelalterlicher Bauwerke besitzt. Sehr viele Thürme verschiedener Construction ragen über die Häuser hinaus. Von der Eisenbahnstation weg fährt man in die Parkstraße ein. Hier thun sich einige Schinkenhändler hervor, die jene großen, alten, geräucherten, fast mit Schimmel überzogenen und reichlich mit Speck versehenen Schinken an ihren Läden hängen haben, welche in Schnitten zum Thee geröstet werden, und gegen welche in Fett schwimmenden Beigaben zum englischen Frühstück der Deutsche ein gewisses Bedenken nicht überwinden kann. Vielleicht

dürfte dieſe Straße eben ſo gut Porkſtreet (Schweinefleiſchſtraße) als Parkſtreet genannt werden. Kommt man nun durch Newroad und Queenſtreet auf Highſtreet, die ſchönſte Straße Oxfords, ſo fühlt man auch den ganzen Zauber, welchen die Harmonie mittelalterlicher Gebäude im Kirchen- und Civilbau — rechts, links und im Hintergrunde — entfaltet.

Von der Fülle und Herrlichkeit dieſer Bauten läßt ſich ſchwer eine Vorſtellung machen, wenn man ſie nicht geſehen hat. Die Kollegien (Colleges) zumeiſt noch in vorproteſtantiſcher Zeit geſtiftet, ſind ganz nach Kloſterart gebaut, überall eine Kirche und Kreuzgänge mit gothiſchen Arkaden und dem Kloſterhofe. Die Stiftungsplätze werden von den Fellows eingenommen, was dasſelbe bedeutet, wie die Burſen der alten Univerſitäten in Deutſchland. Sie haben die Namen entweder von Heiligen, zu deren Ehren ſie geſtiftet wurden, oder von den Stiftern ſelbſt. Die älteſte Stiftung iſt das Univerſity-College, gegründet 872; Edmunds-Hall, 1226; St. Albans-Hall, 1230; Merton-College, 1264; St. Mary's-Church, 1300 (hier war der berühmte Dr. Newmann, jetzt Oratorianer in Birmingham, ſehr reich dotirter Pfarrer); Oriel-College, 1326; Mary-Hall, 1333. So beſitzt Oxford an 40 Stiftungen. Die Fellows in den Kollegien haben ſchöne Wohnung,

sehr gute Verpflegung, extra mehr oder weniger gutes Einkommen, so daß Viele, welche theologische Stiftungsplätze inne haben, ihr Lebenlang Fellow bleiben, sich der Wissenschaft widmen, wenn sie wollen, oder sich ihr nicht widmen, wenn sie nicht wollen, in jedem Falle aber im ungestörten Besitze ihrer Pfründe bleiben.

So lange einer dieser Herren Fellow bleibt muß er zu Hause den geistlichen Talar, das oben, in ein Viereck auslaufende Barett tragen, und darf nicht heiraten. Das Heiraten ist nur dem Vorsteher jedes College erlaubt; dieser hat eine eigene Wohnung mit Garten und separirtem Eingang, bei welchem Frauen und Fräulein aus- und eingehen müssen, daß die Fellows bei ihren Meditationen nicht irre werden. Die Universität hat viele Pfarren zu verleihen; wenn nun ein Fellow eine Pfarre bekommt, so kann er heiraten, wie alle anderen protestantischen Geistlichen. Dann sagt man aber nicht, er hat eine Pfarre, sondern er hat ein Living genommen, will sagen: etwas zum Leben. In dieser praktischen, den irdischen Lebensunterhalt berücksichtigenden Weise wird das Hirtenamt vom Standpunkte des Beefsteak- und Plumpudding-Kultus aufgefaßt.

Die größte und reichste dieser Stiftungen ist das Christchurch-College, gestiftet 1519 vom Cardinal

Wolsey; es heißt darum auch das Cardinals-College. Der Cardinal steht, was höchst merkwürdig ist, noch heutigen Tages in Lebensgröße und mit seinem Ornate ober dem Thoreingange in den großen Hof. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Züge seines Antlitzes etwas Hochfahrendes an sich haben. Die Statue ist unbeschädiget, bis auf die Nase, die von einem jungen Herrn, welcher diese Stiftung genossen hat, im übergroßen Eifer für das reine Evangelium und zur sonstigen Verherrlichung der freien Forschung herabgeschlagen wurde.

Als eine Rarität gilt auf dem großen Thurm des Christ-College die zweitgrößte Glocke Englands, die über 7 Tonnen wiegt; sie heißt: the great Tom, und wird jeden Abend 10 Minuten nach 9 Uhr in 101 Schlägen geläutet, zur Erinnerung, daß die 101 Herren, auf welche die erste Stiftung gemacht ist, nicht in den Wirthshäusern sitzen bleiben, sondern ihres frommen Berufes gedenken und nach Hause gehen, um sich schlafen zu legen. Darum heißt diese Glocke auch der Thorsperrer von Oxford (the door-closer of Oxford). Früher, vor dem Umguß (1680), trug sie die sinnreiche Inschrift:

„In Thomae laude, resono Bimbam sine fraude!"
„Dem Thomas zu ehren, laß ich getreulich mein Bimbam hören!"

Eine lateinische Inschrift besagt die Umgießung dieser Glocke 1680 mit folgenden Worten:

„Magnus Thomas Clusius renatus Apr. 8. 1680.“

„Der große Thomas, Thorschließer von Oxford, wiedergeboren 8. April 1680.“

Dieses Christ-College ist ein Bau — schöner als irgend eine Königsburg in Deutschland. Es enthält unter Andern fünf Säle mit werthvollen Bildern, darunter von Giotto, Tadeo Gaddi, del Sarto, Phil. Lippi, Mantegna, Caravaggio, Tizian, Guido Reni, den beiden Palma, Holbein und Anderen; dann Statuen von gelehrten und anderen Herren, die es wenigstens hätten sein sollen.

Eine sehr ergötzliche Geschichte über das Anfertigen einer hier befindlichen Statue eines Bischofs, Namens Fell, erzählt der Alterthumsforscher Hearne (Reliquiae Hearnianae, p. 377). Hearne hatte den Bischof noch gekannt; dieser war ein magerer, ernster, kleiner Mann. Der Bildhauer wollte sich aber mit seiner Statue eine Ehre einlegen, und das schmale Männlein schien ihm nicht dazu angethan, daß er sich einen Ruf hätte damit verschaffen können. Nun machte er einen ziemlich großen, aber sehr wohlgenährten und lebenslustig aussehenden Steinmann. Hearne, der die Statue fast fertig sah, stellte den Bildhauer wegen dieser willkürlichen Umänderung

an Gestalt und Ausdruck zur Rede. Der gewaltthätige Künstler, der sein Gebilde streckte und nährte, erwiederte lächelnd: „Meine Aufgabe ist, einen hübschen Mann zu machen, alles Andere geht mich nichts an!“

In der Kirche des Christ-College werden die Regenten und Prinzen von England feierlich empfangen, wenn sie nach Oxford kommen. Es ist noch keine drei Jahre her, seit Prinz Albert — 17. Oktober 1859 — hier erschienen war und sich in das Gedenkbuch einschrieb.

Diese Kirche, gebaut von Prior Guymond, Kaplan Heinrichs I., zwischen 1122 — 1141, dient jetzt als Kathedrale der Oxforder Diöcese. In der katholischen Zeit hieß sie: die Priorei-Kirche von St. Frideswide. Wir übergehen die Beschreibung der kolossalen Höfe alten und neuen Styls, und bemerken nur, daß diese Stiftung sehr gut ist, und daß die Fellows in Allem, was den Leib angeht, vortrefflich verpflegt sind, daß es hingegen mit der Theologie sehr gefährlich und dürftig aussieht. Die Fellows sind eigentlich eine Art Stiftsherren, deren Beruf, wenn sie einmal eine solche Stiftung inne haben, darin besteht, sich eine freie Thätigkeit zu wählen. Freilich haben nun Manche die Kaprize, sich die Freiheit zu nehmen und gar keine Thätigkeit zu wählen, und das geht auch. Das

Christ-College ist spezifisch aristokratisch. Pusey gehört diesem Collegium an. Im Ganzen befinden sich in den verschiedenen Colleges an 600 Fellows.

Daß sich die Herren von ihrer schweren Arbeit des Tages über (auch der Dechant und die Canonici, Dean und Canons, haben ihre Häuser im College) erholen können, dafür ist auch gesorgt. Die berühmte Christ-Church-Meadow (Christ-Kirchenwiese) und ein prachtvoller Spaziergang unter hohen, schattigen Eichen (Wide-Walk) lockt die Herren von ihren Büchern und Schach-Zabelspielen an den frischen Morgen oder kühlen Abenden herunter; da versammelt sich auch Abends die elegante Welt von Oxford — und mancher alte Pfarrer denkt in der Folge, wenn ihn sein Hauskreuz quält, mit Seufzern an diese herrliche Allee, in welcher er zuerst seine Hausehre im jungfräulichen Schmucke erblickte, und sich verlocken ließ, den stillen Hafen der Fellowship aufzugeben und in das stürmische Meer des Ehestandes einzuschiffen.

Historisch merkwürdig im Christ-College ist ein eigenes Gebäude, Canterbury-Hall, gegründet 1363 von Simon Islip, Erzbischof von Canterbury, für das kanonische und Civilrecht; in diesem College, das dann zum Christ-College einbezogen wurde, studirte 1497

Sir Thomas Moore, der Kanzler von England und eines der ersten Opfer des beginnenden Protestantismus. Unter den Celebritäten, die hier studirten und deren Namen auch am Continent bekannt wurden, befinden sich: Penn, der Gründer von Pennsylvanien, Locke, Lord Bolingbroke, Canning, der gegenwärtige Herzog von Sommerset, Graf Derby, Dr. Pusey und eine Menge von Grafen, die in Britannien hohe Aemter bekleidet haben. Die Bibliothek und Münzensammlung ist höchst werthvoll.

Inmitten des großen Hofes plätschert ein Springbrunnen, genährt vom Flusse Isis und einer Quelle im nahen Hinksay.

Will man sich von der Großartigkeit dieser Studienanstalten und noblen Versorgungshäuser unter dem Schilde „der Wissenschaft" einen Begriff machen, so ist es besser, wenn man mit den meisten dieser herrlichen Bauten etwas summarisch verfährt. Der Spaziergänger in diesen Colleges wird durch die Menge dieser Kirchen, Kapellen, Bibliotheken, Hallen, vor Allem aber durch die eigenthümliche architektonische Pracht der alten Klosterhöfe völlig betäubt (denn diese Collegeshöfe, eigentlich Klosterhöfe, sind im Style der Kreuzgänge gebaut). Die gothischen Arkaden ringsum, die

hohen Thürme und das Mauerwerk, welches von den Seitenbauten hereinſchaut, der Schmuck des hoch und dicht hinaufkletternden Immergrün, die Todtenſtille in dieſen Höfen, die alten Heiligenſtatuen, welche die Stürme der Reformation glücklich überſtanden haben, die ſchönen blumen- oder ſchattenreichen Gärten (Spaziergänge unter hohen Eichen, wie Broad Walk bei Merton-College), die das eine und andere College beſitzt, — das Alles macht einen großartigen, originellen, aber auch ſehr melancholiſchen Eindruck.

Wie herrlich iſt nicht das Magdalen-College, bei welchem der Thoreingang im Jahre 1844 (man muß es zum Lobe der Regierung ſagen) nicht nur im mittelalterlichen, ſondern im ſpezifiſch katholiſchen Style reſtaurirt wurde, und zwar vom berühmten Architekten Pugin, der ſelbſt Katholik war. Ober dem Thore ſteht die ſeligſte Jungfrau mit dem Jeſuskinde, zu beiden Seiten das Wappen des Stifters William Patten, Biſchof von Wincheſter (1457) und das Wappen des Collegiums. In den Pfeilerniſchen rechts und links die heilige Maria Magdalena und ein Biſchof; ober dem Bogen die Worte aus dem Magnificat: „Fecit mihi magna qui potens est et sanctum nomen ejus“. Die Mauern, welche das College umſchließen, ſind förmliche ausgezackte Burgmauern, das Haus des Vorſtehers (Prin-

cipal) ein allerliebſtes altes Ritterſchlößchen mitten unter Baumgruppen und mit Immergrün umſponnen.

In der That, dieſe Herren in der Hochkirche werden in derſelben nicht durch die 39 Artikel, ſondern durch die überaus gute und reichliche Verpflegung feſtgehalten. Jene Männer, die ihre Stelle in Oxford aufgegeben haben und katholiſch geworden, haben ſchwere Opfer gebracht, und ſie ſind doppelter Ehren würdig.

Um der Kurioſität willen ſollen noch ein paar Colleges erwähnt werden. All Souls-College (Aller Seelen-Kollegium). Da ſitzen die proteſtantiſchen Fellows mit ihrer eigenthümlichen Verachtung über die Fürbitte für die armen Seelen im Aller Seelen-Kollegium. Dieſen „armen Seelen", die hier im Kollegium ſitzen, geht es übrigens ganz erträglich; 1437 wurde es von Chichele, Erzbiſchof von Canterbury, gegründet; er ſtiftete hier in Oxford auch die Ciſterzienſer-Abtei St. Bernhard, deren Gebäude jetzt noch das St. Johann des Täufers-Kollegium bilden. Die Front des Baues hat 154 Fuß Länge. Ein Trakt bildet eine ſehr anſehnliche Bibliothek. Darin findet man einen Opferaltar, der 3000 Jahre alt iſt. Dieſe Bibliothek hat 198 Fuß Länge, 40 Fuß Höhe, 33 Fuß Breite und enthält an 50,000 Bände. In der Kirche ein Noli me tangere von Mengs; der Thorweg im reichſten go-

thiſchen Style; ober demſelben ein viereckiger Thurm; an der Hofſeite desſelben eine Niſche mit einer Konſole, aber ohne Statue. Wahrſcheinlich ſtand hier der Stifter, den die reichlich dotirten Herren in einem Anflug von eigenthümlicher Dankbarkeit herabzuwerfen für gut befunden haben. In dieſem Hofe, wie in denen der meiſten Kollegien die ſchönſten viereckigen Fenſterformen des gothiſchen Civilbaues.

Gleich in Nähe von All Souls die Bodleian-Library, eine der größten Bibliotheken Oxfords; ſie dient als eigentliche Univerſitätsbibliothek. Ein einziger Herr benützte ſie; er ſaß auf einem Thron, von einigen Folianten umgeben, und hatte einen ſchwarzen Talar an. Mir kam er vor wie der Hoheprieſter der geſammten Gelehrſamkeit. Mit Ernſt und Würde lag er dem Gelehrtenkultus ob; nur bisweilen warf er einen unwilligen Blick über einen Folianten den unliebſamen Störern zu. Da dieſe Bibliothek von Lichtmeß bis Michaeli (Ladyday — Michaelmas) von 9 bis 4 Uhr offen ſein muß, und ich um 11 Uhr in derſelben war, da in derſelben ein Bibliothekar, zwei Unterbibliothekare und verſchiedene Aſſiſtenten angeſtellt ſind, und auch nicht Einer von dieſen Herren die „großen Todten“ in ihrer Ruhe ſtörte, bis auf den obgeſagten Gelehrten, ſo vermuthete ich, daß dieſe Herren Bibliothekare ſehr ange-

nehme Stellungen haben. Dieſe Bibliothek iſt reich an den werthvollſten und älteſten Manuſkripten in lateiniſcher, griechiſcher und in hebräiſcher Sprache. Auch beſitzt ſie ſonſt eine Menge Raritäten. So, ein ſchönes Modell der heiligen Grabkirche in Jeruſalem. Ein aus Korkholz künſtlich angefertigtes, ziemlich großes Modell des Amphitheaters zu Verona. Ein alter Runen-Kalender auf Holz. Ein alter Koran auf einer Rolle. Der prächtige Koran von Tippo Saib. Ich war eben mit Anſehen von ſchönen Initialen (unter Glasrahmen auf langen Tiſchen, wie Bibliotheksraritäten gewöhnlich aufgeſtellt werden) beſchäftigt, als ein paar junge Herren in ſchwarzen Talaren mit den ſchwarzen Kaffeemühlen (ſo ſehen die Barette ungefähr aus) hereinkamen. Nun fand ich verſchiedene Breviere und Chorbücher (ſehr ſchöne Manuſkripte aus dem 13. bis 15. Jahrhundert) mit der Signatur: Missale bezeichnet. Ich erlaubte mir nun, die Herren aufmerkſam zu machen, daß dies ein Irrthum ſei; ſie nahmen die Berichtigung gerne an, ſchrieben ſich meine Angabe auf, dankten mir und verſprachen, es ſolle ſogleich die Abänderung dieſer Signatur erfolgen.

Es zeigt einen hohen Grad von Bildung an, wenn Jemand ſogleich geneigt iſt, irgend einen Irrthum zu verbeſſern, und wenn er Jenem, der ihn darauf auf-

merksam gemacht hat, noch seinen Dank ausspricht. Nur die blödsinnige Arroganz will keine Belehrung annehmen. Für diese Bibliothek sind zum Nachkaufe 40,000 Pfund Sterling, d. i. 400,000 Silbergulden Konventions-Münze gestiftet; da läßt sich schon etwas anschaffen. Wozu diese studirten Herren gerade in dieser Universitätsbibliothek einen Gypsabguß der Medicei'schen Venus von Florenz benöthigen, das wollte mir nicht einleuchten; denn als eine besondere Schutzgöttin der Gelehrsamkeit und des Fleißes ist diese Gattung römisches Alterthum noch nicht in Verruf gekommen.

Außerdem gibt es noch eine Menge von Modellen von römischen Tempeln, Triumphbogen, vom Parthenon, aus Herkulanum u. s. w.

Von Außen ist diese Bodl-ian-Bibliothek der prachtvollste gothische Civilbau, sehr reich in der Dekoration, freilich auch schon viel mit Renaissance-Ornamentik dazwischen, was aber dem Gesammteindruck nicht schadet.

Die eigentliche Disputirhalle der Universität, in welcher der little go (der kleine Gang), zwei Jahre nach der Matriculation, und der great go (der große Gang), die Schlußprüfung am Ende des vierten Jahres, sowie auch die Prüfungen zu den akademischen Würden vorgenommen werden, ist ebenfalls ein gothi-

ſches, kapellenartiges Gebäude. In der Vorhalle ſtanden ganz gewöhnliche Schulbänke, die mit Karikaturen, Eſelsköpfen, Namen der Studirenden, mit einem Worte mit jenen ſinnreichen Holzſchnitzereien verſehen waren, welche die Jugend allüberall in ihrem Thatendrang und Trieb nach Unſterblichkeit und Verewigung anfertigt. Sehr intereſſant war es mir, auf einem Tiſche die Tabula Feodorum liegen zu ſehen. Dieſe Tabula Feodorum iſt die Liſte der Taxen für Baccalaureat, Licenciat, Doctorat, für ſtrenge Prüfungen u. dgl., alſo ein förmlicher Speiſezettel, in welchem die akademiſchen Würden zur Auswahl aufgeſchrieben ſind. Manche davon koſten 15, andere 14, andere 5, 7, 12 Pfund Sterling.

Ganz beſonders anregend iſt nicht nur die Kirche vom New-College mit einem Jube aus dem 14. Jahrhunderte (jener Chor, der die Kirche in zwei Hälften ſcheidet), ſondern auch der viereckige Kreuzgang neben der Kirche. Gothiſche Arkaden, eine Menge von Gräbern und Grabſteinen. Der Hof mit Gras und wildem Geſträuch bewachſen. Todtenſtille ringsum. Dieſer Kreuzgang iſt abgeſchloſſen; da ich durch ein Fenſterlein ihn erblickte, ließ ich ihn eigens aufſperren; ein Maler ſollte ihn aufnehmen, es würde ſich der Mühe lohnen.

In Queenſtreet, auf dem kleinen Platze Carfax, iſt an der Ecke ein Schneiderladen, der in der Auslage

die ſchwarzen und violetten Gewänder in den verſchiedenen Farbenabſtufungen zur Schau ausgeſtellt hat welche je nach den Graden der Wiſſenſchaft den Fellows, königlichen Profeſſoren, Canons, Deans als Amtskleidung dienen. Es iſt immerhin ſchön, daß hier die Abſtufungen der Wiſſenſchaft ausgezeichnet werden, um ſo ſchöner, als es auch bisweilen vorkommt, daß Abſtufungen der Unwiſſenheit ſich beſonderer Auszeichnungen erfreuen.

Nachdem der geneigte Leſer jetzt ſo Vieles darüber geleſen, wie den hungerigen Geiſtern in Oxford, von allen Seiten zu Hilfe gekommen wird, ſo daß ſie ſatt werden können, ſollen dieſelben jetzt auch vernehmen, wie es hier mit der Leibespflege ſteht. Freilich muß vorausgeſetzt werden, daß Oxford als die theuerſte Stadt in den vereinigten Königreichen ausgerufen iſt.

Ich und mein Freund nahmen um 1 Uhr im Angel-Hotel (Engel) ein Gabelfrühſtück (luncheon.) Wir waren ganz allein in einem alterthümlich geſchmückten ebenerdigen, ſehr komfortablen Zimmer. Suppe gibt es hier nicht; dafür trinkt man ein kleines Fläſchchen Ale. Wir nahmen jeder ein ſolches, dann bekamen wir Beefſteak mit den hier unentbehrlichen Kartoffeln und einige kleine Stücke Plumpudding, der übrigens fett und weitaus nicht ſo gut zubereitet war, wie er in

den beſſeren Diningrooms Londons ſervirt wird. Außerdem tranken wir jeder eine kleine Flaſche Bordeaux. Dieſe Geſchichte koſtete 14½ Schilling, d. h. 5 Kreuzer weniger, als 15 ſilberne Silber-Zwanziger. Die Apoſtrophe: „O mein theuerer Engel“ wäre hier ganz am Platze geweſen; ſie wurde aber natürlich nicht ausgeſprochen; denn der Aufwärter hätte dann ein Recht bekommen, für ſich hin zu ſagen: Wenn es Ihnen beim Engel zu theuer iſt, ſo gehen Sie zum —.

In dieſem Angel-Hotel reſidirte im Oktober 1835 die Königin Adelaide. Mag ſein, daß die Hotelbeſitzer ſeither ſich angewöhnt haben, ihre Gäſte nur königlich zu behandeln und ihnen prinzliche Bills vorzulegen. Warum ſoll die Ehre, im Diningroom einer Königin von England ſpeiſen zu dürfen, nicht auch einen Preis haben?

Der Beſitzer des Hotels Aquila nero in Viterbo, nördlich von Rom, hat einen hohen kaiſerlichen Beſuch noch beſſer ausgebeutet. Im erſten Stock ſeines Hotels grinſet den Reiſenden eine Marmortafel an, die beſagt, daß in dieſem Hotel Kaiſer Nikolaus von Rußland auf ſeiner Rückreiſe vom berühmten Beſuche bei Gregor XVI. geſchlafen habe.

Der Reiſende hat einen ganz richtigen Inſtinkt, wenn er vermuthet, daß es ihm vergönnt iſt, für

dieſe Marmortafel auch ein artiges Kontingent beitragen zu dürfen. Dieſe Andenken an große und hohe Herrſchaften ſind für kleine und niedere Herrſchaften deßwegen nicht ſehr angenehm, weil die letzteren darnach Jahre lang um die Monumental- und Souvenirſteuer in Kontribution geſetzt werden.

Oxford wäre eine ſchlechte Stadt, wenn ſelbe nicht auch ihr Wahrzeichen hätte — ein Gegenſtand, den man geſehen haben muß, wenn man in Oxford geweſen iſt und von Oxford ſprechen will — dieſes Wahrzeichen iſt die Erznaſe (the brasen nose), und das Kollegium, welches davon den Namen führt und Erznaſen-Kollegium (Brasenose-College) heißt. Dieſe Erznaſe war in früheren Zeiten ein Thürklopfer am Eingangsthore, jetzt iſt ſelbige als Zierde und Schild ober dem großen Thore angebracht.

Die Herren, welche unter dem liebreichen Schatten dieſer Naſe Unterkommen und Verſorgung genießen, werden ſpottweiſe die Erznaſen genannt. Daran liegt ihnen aber wenig, ſie haben gute Verköſtigung — auch ſonſt noch einiges Metall — und jeder arme Studioſus iſt recht froh — dieſe Naſe zu bekommen. Außer dem Vorſteher, der ſehr gut daran iſt, exiſtiren hier 16 Fellows, 26 Scholars und 18 Exhibitioners (Penſionäre).

Inmitten des Hofes erblickt man eine Gruppe: Kain, der seinen Bruder Abel erschlägt. Sie wurde von einem ehemaligen Fellow, dem Dr. Clarke, der unter Königin Anna Lord of the Admiralty geworden, spendirt.

Der edle Stifter wollte wahrscheinlich den Herren Fellows damit die Lehre geben, wie es nicht gut sei, sich zu zanken und herumzuraufen, und wie es im Gegentheile besser sei, sein Einkommen in Ruhe zu verzehren, wie Dr. Clarke. Clarke selbst war 56 Jahre Fellow des All Soul-College und gab diese Anstellung nie auf — von wegen der damit vereinigten Bezüge.

Eine der originellsten Bibliotheken (für Medizin und Naturgeschichte) ist die Radcliffe-Library bei All-Souls-College; sie bildet eine freistehende Rotunde mit einer Kuppel und macht, die Architektur anbelangend, einen sehr guten Eindruck. Sie ist jedenfalls eines der schönsten Bauwerke jener Zeit (1737.) Stifter war Dr. Radcliffe, der 40,000 Pfund Sterling hierzu hergab, und den Bibliothekar mit 150 Pfund Sterling dotirte.

Eine Universität, ausgestattet wie die in Oxford — nicht nur mit Lehrmitteln, sondern auch mit reichen Pensionen für Studirende — gibt es in der Welt nicht mehr. Eine Stadt, so reich an herrlichen mittelalterlichen

Bauten, wie Oxford, gibt es auch in der Welt nicht mehr, und somit verdient Oxford wohl, angesehen zu werden.

Was man im Vorbeigehen sieht.

Kleine Reisebilder.

1. Wenn man während des Sommers 1862, als der Zeit der Exhibition, in Folkestone landet, so wird man am Bahnhofe durch eine herzliche Ansprache von Seite der Regierung der britischen Reiche begrüßt und durch den Gruß selbst überrascht. Sie lautet: Beware of Pickpockets (Male et female) well dressed and Card. sharpers. Das gnädige und verehrungswürdige Publikum wird somit gebeten, sich selber seine zuverlässige und umsichtige Polizei zu machen, sich vor Taschendieben zu hüten, wohlangezogenen Herren und Damen kein Vertrauen zu schenken, die Taschen wohl zuzuknöpfen, sich vom Wirbel bis zur Zehe mit dem undurchdringlichen Harnisch des Mißtrauens zu bewaffnen, und eine große Anzahl der getreuen Unterthanen Ihrer britischen Majestät für Erzhallunken zu halten. Wahrscheinlich, weil an der Industrie dieser Herren so viel auszu-

stellen ist — werden die Reisenden zur Industrie-Ausstellung auf ihre höchst bedenklichen Ansichten über das Eigenthum aufmerksam gemacht. Der Bescheidenheit dieser besagten Herren, die gerne im Verborgenen wirken, kann diese öffentliche Hinweisung auf ihre Werke nicht sehr willkommen sein.

2. Für den 23. Juli 1862 war ein Abschieds-Gottesdienst (Valedictory service) der kirchlichen Mission für die Sandwichs-Inseln in der Westminsterabtei angekündiget. Die Predigt um 10 Uhr vom Bischof von Holulu, darnach die heilige Kommunion; die Bischöfe von London, Oxford nud Andere werden beiwohnen. Die Opfergaben sind für die Mission bestimmt (the offertory will be devoted to the Mission). Am bestimmten Tage ging ich nun in die Abtei.

Es kamen Domherren von Westminster. Einer begann in jener klagenden, eintönigen Weise, wie sie bei den Anglikanern üblich ist, vorzubeten. Der Bischof von Holulu las eine Predigt vor. Die Bischöfe von London und Oxford saßen auf kostbaren Stühlen im Chorrock, jeder mit einer schwarzen, rothausgeschlagenen Kapuze. In dem für den Gottesdienst bestimmten mittleren Theil der Kirche befanden sich ungefähr 300 gutgekleidete Gentlemen und Ladies. Das ganze Valedictory service war mit vielem Pompe in Szene gesetzt. Der

Biſchof von Holulu ſchiffte ſich kommender Tage mit Gattin und Familie ein, und wird ſich auf den Sandwichs-Inſeln ſo gut einrichten, als es ihm mit ſeinem Miſſionsgehalte möglich iſt. Für jedes zuwachſende Familienglied wird um eine Erhöhung des Miſſionsbeitrages gebeten, und eine ſolche auch bewilliget. Zum Beweiſe des Fortſchrittes der Miſſion werden ausgeleerte Bibel-Kiſten nach London zurückgeſchickt, und nach der Anzahl dieſer unter den Sandwichs-Inſulanern angeblich vertheilten Bibeln wird der Fortſchritt des Evangeliums auf den Eiländern bemeſſen. Die Herren Biſchöfe von London und Oxford ſind in den beſten Jahren, und der ganze Ausdruck ihrer glänzenden Geſichter ſchien ein Dankgebet, daß ſie es in der anglikaniſchen Kirche ſo gut getroffen haben, daß ſie ihre frommen Heerden in London und Oxford beſitzen, und nicht nöthig haben, mit den treuen Genoſſinnen ihres Hirtenamtes und mit den Fräulein Töchtern nach Holulu zu wandern, wo die Sonne auf den bleichen Milchteint der Ladies unliebſam einwirkt, und wo, unter den Sandwichs-Inſulanern und dem anderweitigen Hottentottenvolke wenig paſſende Partien für die mit ſchweren Kränzen aus Goldlack geſchmückten Töchter zu finden ſein dürften. Dieſe beiden Herren der Hochkirche waren ſo weit vom Vorleſer entfernt, daß ſie

unmöglich etwas von seinem Sermon verstehen konnten; auf ihrem Antlitz aber war es, als die Vorlesung schon zu lange dauerte, deutlich zu lesen: wie sie in zarter Besorgniß um das baldige Beginnen des Missionswerkes den Bischof von Holulu dorthin gewünscht haben — wo der Pfeffer wächst — nämlich in seine neue Diözese.

Nach Vollendung des Service gingen die Herren mit einer derartigen stolzen Selbstgenügsamkeit von hinnen, daß es den Anschein hatte, als ob jeder schon bloß durch seine gnädige Anwesenheit allhier einige Sandwichs-Insulaner für die anglikanische Kirche gewonnen hätte. Ueberhaupt ist die Art des Herausschreitens aus der Kirche nach einem vollendeten Chordienste von diesen Herren an den englischen Kathedralen in höchstem Grade eigenthümlich; es scheint bei ihnen die apostolische Einfachheit und Würde vom schweren Geldprotzenthum ganz zu Boden gedrückt, und der stille Beobachter kann sich eines Lächelns über die ganz ungerechtfertigte Aufgeblasenheit nicht erwehren.

3. Das todte Herz. Die Industrie der Ankündigungen dürfte wohl in London nicht nur auf der höchsten Stufe stehen, sondern auch zumeist mit komischen Elementen ausstaffirt sein. Im Adelphi-Theater wurde eben eine großartige Rührtragödie gegeben, betitulirt: „Das todte Herz." Um nun das verehrungswürdige

Publikum in großer Anzahl zur Betrachtung der zitternden Pulsschläge des sterbenden Herzens herbeizulocken, gingen am Strand und in der Umgegend des Adelphi-Theaters überhaupt verschiedene alte Branntweinnasen spazieren, die vorne auf ihrer Brust ein großes schwarzes, aus Holz ausgeschnittenes Herz an einer Schnur um den Hals truzen; auf dem schwarzen Herzen stand mit weißen Buchstaben geschrieben: „See the dead heart at the new Adelphi“ (Schau das todte Herz an im neuen Adelphi-Theater.)

Wer sollte nicht schon im Voraus Rührung empfinden, wenn er eine derlei lebendige Branntweinflasche mit dem schwarzen Herzen unter der roth-blauen Nase im tragischen Pathos in den Straßen herumsteigen sieht.

Die Dichtergräber in Weimar.

Am 19. September 1862 war es ziemlich heiß. Daß es in Weimar zum Herumgehen sehr langweilig sein müsse, sieht man auf den ersten Blick. Es giebt daselbst einige Kutschenbesitzer, die sich den Titel „Fiacker“ beilegen. Der, dessen ich mich bemächtigte, ein Bürger von Weimar, rasselte mit mir vorüber an Schiller's bescheidenem Haus mit grünen Jalousien, an Göthe's Haus, welches auf einem Platz

ſteht, auf dem ein Röhrbrunnen murmelt, am Monument, wo Göthe und Schiller aus Erz gegoſſen Hand in Hand ſtehen, als wären ſie verurtheilt, ſich noch nach dem Tode in Weimar zu langweilen; an Herder's Statue, die neben der Kirche ſteht, in welcher er predigte und wo er Generalſuperintendent war, an Wieland's Statue, die noch auf dem hübſcheſten, aber auch todten Platz ſteht; an der Freimaurerloge, wo die Weiſeſten der Weiſen zuſammenkommen, und unter gleißneriſchen Formen und wichtigthuender Geheimnißkrämerei den heidniſchen Naturcultus mit aller ſeiner Feindſeligkeit gegen poſitives Chriſtenthum, Kirche und ihr poſitives Sittengeſetz dociren und wo ſie dieſe Feindſeligkeit in ein geordnetes Verfolgungs- und Umſturzſyſtem ausgliedern.

Alles iſt hier ſo todt und geſpenſtiſch vorm Schloß, deſſen Hof durch ein Eiſengitter erſichtlich iſt, Niemand iſt da, außer der Schildwache, welche in verzweiflungvoller Langweile daſteht und ſtutzig wird, wenn eine Kaleſche mit einem Fremden daher kömmt, als ob dieſer den Plan hätte, ein anſehnliches Stück dieſes Landes in die Taſche zu ſtecken und damit Saus und Braus davon zu fahren.

Die erſte Perſon, welche uns, mir und dem Bürger von Weimar auf dieſer Rundfahrt unterkam, war ein langer, etwas hinkender Mann mit einer gebogenen Naſe, der eben bei einer Thüre aus dem Vordergebäude des Schloſſes

herauskam. Das war der lupus in fabula, der Herr Hertl.

Der Kutscher begrüßte ihn: „Ach Herr Hertl, das ist schön, daß Sie da sind, ich habe Sie eben gesucht, der Herr da (in den Wagen hinein deutend), möchte gern die Ferschtegruft sehen."

Herr Hertl erwiederte: „Die Ferschtegruft? Ja ist schon recht, da muß ich aber erst die Schlüssel holen," Herr Hertl verschwindet und kommt sehr lange nicht wieder. Endlich erscheint er mit den Schlüsseln und setzt sich auf den Kutschbock. Vor dem Friedhofe wurde abgestiegen. Herr Hertl ging längst der Mauer des Friedhofes, der eine hübsche Lage hat und reichlich mit Gesträuch und Blumen bepflanzt ist vor mir und sprach: „Wollen Sie nicht außer dem Schiller und Göthe noch andere merkwürdige Gräber sehen? Wir kommen hier an allerhand vorüber. Hier z. B. ist das Grab des Herrn von Meyer, haben Sie ihn nicht gekannt, nichts von ihm gehört?" „Nein, warum ist er denn merkwürdig?" „Nun sehen Sie, er war Schreiblehrer und hat viele Schüler gehabt und viele haben ihn daher gekannt. Er hat sein Vermögen den Armen der Stadt vermacht — und da wird auch alle Jahre hier so ein kleines „Gottesdienstle" gehalten." Hertl machte dabei mit der rechten Hand jene schwingende Bewegung, wie sie an den Flügeln des Schlagwerkes bei einer Uhr zu sehen ist, und die gewöhn-

lich gemacht wird, wenn der Erzähler andeuten möchte, daß er für das, was er sagen will, nicht den rechten Ausdruck bei der Hand hat und selben wie in der Luft herumtappend erst suchen müßte.

Ich meinte: „Herr Meyer müsse allerdings ein edler braver Mann gewesen sein," und schritt weiter. Es wurden mir noch einige ähnliche Gräber berühmter Weimaraner gezeigt; darüber kamen wir zur „Ferschtegruft." Diese stellt eine Art Tempel mit Säulen vor. Wir gelangten über einige Stufen in eine Art Kapelle mit einem Altar. Das Licht fällt von oben herein. In der Mitte der Kapelle eine ovale Oeffnung mit einem Gitter. Man sieht in das Dunkel der Gruft hinab. Herr Hertl sperrte die Thür auf, zündete Kerzen an, und es geht hinunter in die Fürstengruft. Gleich beim Eingange links stehen die Erzsärge von Schiller und Göthe. Auf dem Sarge Schillers liegt in einem viereckigen Kästchen versperrt ein silbener Lorberkranz, sonst sind die beiden Särge mit halbverwelkten Blumen und Kränzen bedeckt. Den Pilgern werden welke Blätter als Reliquien angeboten, welche die Särge der beiden Dichter berührt haben.

Also trotz des fortgeschrittendsten Protestantismus, trotz rationalistischer Verblasenheit, die in Weimar und Gotha herrschen,

trotz Freimaurerlogen der Reliquiencultus in seiner vollsten Blüthe.

Auskramen, was man sich an den Särgen der Heroen unserer deutschen poetischen Literatur gedacht hat, wäre sehr überflüssig. Die Göthe- und Schiller-Literatur ist so reich dotirt, daß sie keiner Beiträge mehr bedarf.

Uebrigens wird es einem verleidet, sich hier aufzuhalten, man sucht so bald als möglich wieder heraufzukommen.

Mit Sammt überzogene Holzsärge von noch nicht lange beigesetzten Verstorbenen der Weimarischen Fürstenfamilie sind unheimlich anzuschauen. Man bringt sie mit dem penetranten Gruftgeruch, der in diesem feuchten, kalten Raume herrscht, in Verbindung. Daher wurde ein Antrag des Herrn Hertl, der die Series principum, die in diesem Mausoleum nebeneinander liegen, erklären wollte mit entschiedenem Dank abgelehnt. Herr Hertl bekam die Taxe von 10 Silbergroschen, was für zwei todte Dichter, wo noch sämmtliche Herzoge von Weimar gratis dareingehen, sehr billig ist; kostet doch der Eintritt zum zweifelhaften Grabe Virgils in der Nähe der Pausilippusgrotte zu Neapel zwei Franken also um die Hälfte mehr als Virgils Werke in der Taschenausgabe kosten.

Wenn dieſe beiden Dichter Engländer geweſen wären, ſo lägen ihre Leiber in der prachtvollen Weſtminſterabtei — alltäglich Jedermann zugänglich — in Geſellſchaft von Königen, Feldherren, Staatsmännern, Rednern und den Größen Brittaniens, oder wären ſie Florentiner geweſen, ſo würden ihre Gebeine im rieſenhaften Dom von Santa Croce zn Florenz ebenfalls in der Geſellſchaft aller verſtorbenen Großen des Landes aufbewahrt; hier liegen ſie in dieſer engen dumpfen feuchten „Ferſchtegruft" unter der Obhut des Herrn Hertl, der auf den Särgen derſelben einen Gemüſemarkt etablirt hat. In Italien, wo die Dichter doch die prachtvollſten Monumente in dem hellen Tageslicht der Kirchen haben, kennt man nichts von dieſem Blumenſpiel. Die Deutſchen ſind im Leben und Tod zerſplittert und zerfahren; und die Frankfurter Leimſieder haben noch nicht den rechten Kitt erfunden, um das aus den Fugen gegangene Reich zu einer ſtolzen mächtigen Einheit zu machen. Man wird es uns verzeihen, wenn wir erſt von *großen Todten* und gleich darauf von *kleinen Lebendigen* ſprechen, aber es geht eben nicht anders, wenn man unter Lebendigen und Todten wandelt.

Digitized by Google

Digitized by Google

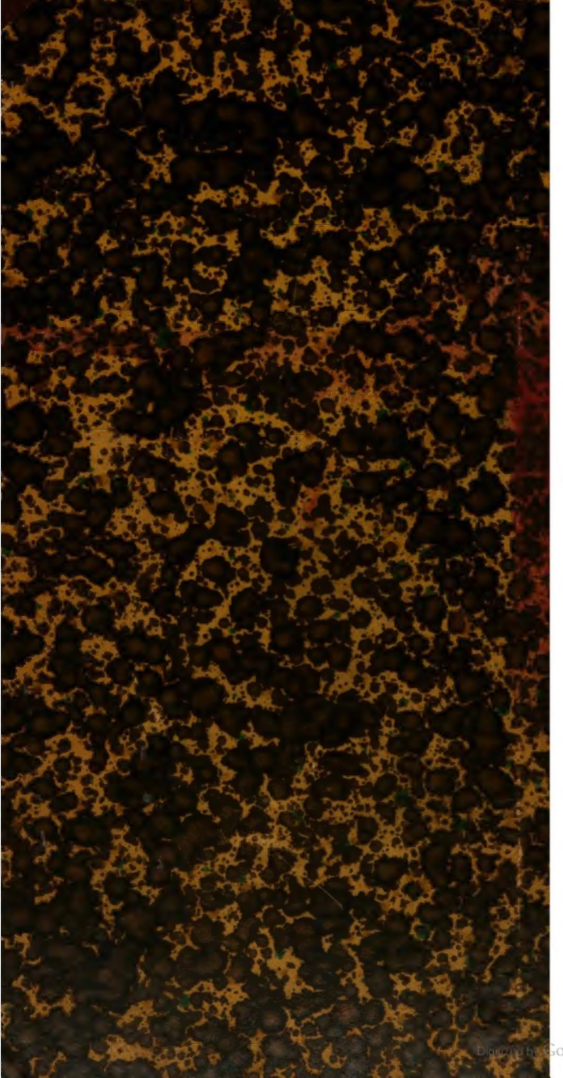
This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

LIBRARY
503780

Digitized by Google


Digitized by Google